

EESTI VABARIIGI TARTU ÜLIKOOLI
TOIMETUSED

ACTA ET COMMENTATIONES
UNIVERSITATIS TARTUENSIS
(DORPATENSIS)

B
HUMANIORA
XIX

TARTU 1930

EESTI VABARIIGI TARTU ÜLIKOOLI
TOIMETUSED

ACTA ET COMMENTATIONES
UNIVERSITATIS TARTUENSIS
(DORPATENSIS)

B

HUMANIORA

XIX

TARTU 1930

K. Mattiesen'i trükikoda o./ü., Tartus.

Sisukord. — Contenta.

1. **Alexander von Bulmerincq.** Kommentar zum Buche des Propheten Maleachi. 2 (1,11—2,9).
 2. **Wilhelm Süss.** Karl Morgenstern (1770—1852), eloquentiae, ll. gr. et lat., antiquitatum, aesthetices et historiae litterarum atque artis p. p. o. simulque bibliothecae academicae praefectus. II. Teil (S. 161—330).
 3. **Walter Anderson.** Novelline popolari sammarinesi. II.
-

KOMMENTAR ZUM BUCHE DES PROPHETEN MALEACHI

VON

ALEXANDER VON BULMERINCQ

2

(1,11 — 2,9)

DORPAT 1930

K. Mattiesens Buchdruckerei Ant.-Ges., Tartu.

A. T., vgl. Sach. 6, 9 ff. Esr. 1, 4. 6; 6, 4. 8; 7, 15—23; 8, 25. 2. Makk. 3, 2 f.; 5, 16. Auch Josephus (Antt. XIV, 7, 2 §§ 110 f. Bell. jud. II, 17, 3 §§ 412 f.) nimmt auf diese Sitte Bezug und illustriert sie für die griechisch-römische Zeit durch eine Reihe von Beispielen, vgl. Antt. XII, 2, 5. 7—10 §§ 50. 58—85 (Ptolemäus II Philadelphus). XII, 3, 3 § 140 f. (Antiochus III). XIV, 16, 4 § 488 (Sosius). XVIII, 3, 5 § 82 (Fulvia). Bell. jud. V, 13, 6 § 562 f. (Kaiser Augustus und seine Gemahlin).

Daneben erwähnen 2. Makk. (3, 35; 13, 23), Josephus (Antt. XVI, 2, 1 § 14. XVIII, 5, 3 § 122. Bell. jud. II, 17, 2 § 409. c. Ap. II, 5 § 48), Philo (Leg. ad Gaium §§ 23. 40 [Philonis Alexandrini Opera, quae supersunt, recogn. Leopoldus Cohn et Paulus Wendland resp. Leopoldus Cohn et Sigofredus Reiter, VI, Berolini MCMXV, S. 149 f. 178]) auch die eigentliche Darbringung von Opfern von heidnischer Seite. Vgl. Schürer GJV⁴ II S. 357—63. Wenn der hier genannte Brauch auch erst für die griechisch-römische Zeit ausdrücklich bezeugt ist (gegen Schürer a. a. O. S. 358), so könnte doch bei der LA מְכַלִּי־מִקְדָּשׁ der Prophet ihn an unserer Stelle im Auge haben. Doch dieser LA ist, wie bereits oben (S. 115^f) bemerkt worden, höchstens die Bedeutung einer Variante zuzusprechen, die im Hinblick auf ihre ganz einseitige Bezeugung in keiner Weise mit dem MT in ernstliche Konkurrenz treten kann. Möglicherweise handelt es sich auch nur um eine spätere Korrektur.

In Gl.b werden die Worte von Gl.aa noch einmal wiederholt. Calvin erklärt die Wiederholung aus der schier unglaublichen Neuheit des Gedankens: „Repetitio haec non est supervacua. Fuit enim res tunc incredibilis, quia non frustra segregaverat Deus Judaeos a reliquo mundo.“ Diese Erklärung hängt übrigens mit der messianischen Deutung der Stelle zusammen.

Dagegen wird Gl.b als Zusatz gestrichen von Sievers, Marti^{KHS}, ebenso von Nowack^{Ki}, wenn auch mit einem Fragezeichen, und zwar aus Gründen teils metrischer (Sievers), teils stilistischer Art (Marti): die Worte seien eine „unerträgliche“ (Sievers) bzw. unglückliche Wiederholung von Gl.a, die den Kontrast von V. 12 schädige (Marti).

Mit Recht macht J. M. P. Smith demgegenüber geltend, dass gerade durch die Wiederaufnahme von Gl.aa ein unmittelbares Kontrastverhältnis zwischen V. 11 und V.12 hergestellt wird.

In der Tat muss zugegeben werden, dass im Falle der Streichung von Gl. b die Gegenüberstellung des Verhaltens der Diaspora in V. 11 und der Jerusalemer in V. 12 lange nicht so wirkungsvoll wäre; ja auch das Suffix in אֹתוֹ (V. 12) würde dadurch seiner unmittelbaren Anknüpfung an das Vorhergehende beraubt, s. B. I Kap. VII § 2 S. 361. Übrigens wird die Ursprünglichkeit von Gl. b anerkannt von Marti^{KHS}, Nowack³, ebenso von Sellin, Procksch, Haller², allerdings von Nowack³ und Sellin unter Streichung der drei Schlussworte des Verses, s. unten.

Riessler dagegen begnügt sich damit, Gl. b_a als Stichvermerk zu וּמִנְחָה טְהוֹרָה zu streichen. Diese Streichung hängt mit der bereits oben (S. 121) erwähnten Auffassung zusammen, dass וּמִנְחָה טְהוֹרָה von einem Glossator herrühre, der sich erinnerte, dass Räucherwerk immer mit dem Speisopfer verbunden war. Im Anschluss an Wellhausen wird nur Gl. b_β, d. h. die Schlussformel אָמֵר יְהוָה צְבָאוֹת, als späterer Zusatz gestrichen von Marti^{Do}, Sellin, Nowack³. Gegen die Streichung haben sich ausgesprochen Budde (z. V. 8) und J. M. P. Smith (z. V. 8), s. oben S. 83. Dementsprechend werden die 3 Schlussworte des Verses als ursprünglich beibehalten von Marti^{KHS}, Procksch, Haller², Riessler u. a.

In der v. lat.^o fehlt übrigens ebenso wie in V. 10 צְבָאוֹת; dafür hat sie noch den Zusatz: et sacrificium acceptum non habeo ex manibus vestris. Das fehlende צְבָאוֹת ist vermutlich ebenso zu beurteilen wie in dem vorhergehenden Verse (s. oben S. 102). Der Zusatz dagegen erklärt sich wohl am ehesten aus einer Angleichung an V. 10.

Muss aber die Ursprünglichkeit von Gl. b festgehalten werden, namentlich im Hinblick auf die unmittelbare Beziehung zu V. 12, so ist damit auch die Antwort gegeben auf die oben (S. 109) aufgeworfene Frage nach dem Verhältnis von V. 11 zu seiner Umgebung, m. a. W. so dürfte es das richtigste sein, im Anschluss an Ewald und J. M. P. Smith mit V. 11 einen neuen Abschnitt bzw. eine zweite Wendung beginnen zu lassen, die bis zum Schluss des Kapitels reicht. Die Zusammengehörigkeit der vier Verse wird auch bestätigt durch die refrainartige Wiederkehr des Leitworts גָּדוֹל שְׁמִי בְּגוֹיִם von V. 11 in V. 14, wenn auch in etwas abweichender Gestalt, s. B. I Kap. VIII § 5 S. 412. Beginnt aber mit V. 11 eine neue Wendung, dann ist es auch

das natürlichste, wie bereits oben (S. 110) angenommen worden, das einleitende וַי als Bekräftigungspartikel zu fassen, und zwar sowohl in Gl.a als auch in Gl.b.

Zusammenfassung von V. 11.

Mit V. 11 beginnt eine neue Wendung, die den nachlässigen Betrieb des Tempelkultus unter den Gesichtspunkt des Gegensatzes gegen den Kultus der Diaspora stellt. In der ganzen ausserpalästinensischen Welt, in dem weiten Gebiet der Heidenvölker in seiner ganzen Ausdehnung vom äussersten Ost bis zum äussersten West steht Jahves Name, d. h. seine im Kultus gegenwärtige Repräsentation, überall in grösstem Ansehen. Dieses Ansehen des göttlichen Namens äussert sich in der Darbringung reiner bzw. vollwertiger Opfergaben, d. h. in der Ausübung eines korrekten Kultus, an allen Jahveheiligtümern der Diasporajudenschaft¹⁾. Ja, so gross ist Jahves Name in den heidnischen Ländern, so gross das Mass huldigender Ehrerbietung, die seinem Ansehen von der Diaspora im Ausland gezollt wird! In Jerusalem aber steht es damit anders! Wie, das besagen nochmals die drei folgenden Verse.

b) V. V. 12—14: Die Entweihung des göttlichen Namens in Jerusalem.

a) V. 12: Die Entweihung des göttlichen Namens durch die Priester zu Jerusalem in Gedanken und Worten.

Ihr aber entweiht ihn, indem ihr sprecht (denkt): der Tisch des Allherrn — befleckt ist er, und (.....) verächtlich (geringwertig) seine Speise.

וַיִּשְׁמְרוּ! Das וַיִּשְׁמְרוּ ist adversativ; es führt den Gegensatz gegen V. 11, genauer gegen V. 11b ein: in der gesamten ausserpalästinensischen Welt steht Jahves Name in höchstem Ansehen da, die jerusalemischen Priester aber entweihen, profanieren, verunehren ihn.

1) Während der Korrektur sehe ich, dass A. Causse, *Les Dispersés d'Israël. Les origines de la diaspora et son rôle dans la formation du judaïsme* (Études d'histoire et de philosophie religieuses publiées par la Faculté de théologie protestante de l'Université de Strasbourg № 19), Paris 1929, S. 76 f. auf Grund von Esr. 8, 16—20 in Kasiphia in Babylonien die Existenz eines Jahveheiligtums mit einem zahlreichen Tempelpersonal postuliert.

מחללים אותו Der Ausdruck חלל ist dem parallelen בזה in V. 6 synonym, doch stärker als letzterer und zugleich etwas anders nüanciert. Dementsprechend geben auch die alten Versionen beide Ausdrücke durch verschiedene Worte wieder. LXX φανλίζειν (V. 6) und βεβηλοῦν (V. 12). Peš. בזה (V. 6) und טנה (V. 12). Vulg. despicere (V. 6) und polluere (V. 12). Targ. בכך (V. 6) und חלל (V. 12). Von den Tochtersversionen der LXX hat nur die aeth. sowohl φανλίζειν als βεβηλοῦν in gleichlautender Weise ('ark'asa = contaminare, polluere, inquinare, profanare, s. Dillmann, Lex. s. v.) wiedergegeben.

Wie bereits z. 1, 6 (s. oben S. 53) bemerkt worden, kommt der Ausdruck בזה שם יהוה nur bei Maleachi vor; dagegen findet sich חלל שם יהוה mehrfach, zuerst bei Amos (2, 7 [שם קדש]), dann auch bei Jeremia (34, 16 [שמי]), Ezechiel (20, 39; 36, 20—23; 39, 7 [שם קדש]; 20, 9. 14. 22 [שמי]) und besonders häufig bei H (Lev. 18, 21; 19, 12 [שם אלהיה]; 20, 3; 22, 2. 32 [שם קדש]; 21, 6 [שם אלהיה]). Vermutlich knüpft Maleachi auch hier direkt an Ez. 36, 23 an, wo allein „der grosse Name Gottes“ (שמי הגדול) als Gegenstand der Entweihung (חללתם, הכחלתם) genannt ist.

Die nichtsuffigierte Form des Part. Pi'el Pl. m. nur hier und Neh. 13, 17; eine suffigierte Form noch Ex. 31, 14 (מחלליה).

Der Unterschied der beiden Ausdrücke wird durch den beiderseitigen Gegensatz bestimmt: בזה שם ist das Gegenteil von כבוד (1. Sam. 2, 30, vgl. oben z. 1, 6 S. 53) bzw. נתן כבוד לשם (2, 2), während חלל das Gegenteil von קדש bedeutet (Ez. 36, 23, vgl. auch 22, 26; 42, 20; 44, 23. Lev. 10, 10). Der erstere Ausdruck bedeutet demnach dem göttlichen Namen die ihm gebührende Ehrerbietung und Ehrfurcht vorenthalten, der letztere dagegen den göttlichen Namen nicht als קדש bzw. קדוש, d. h. göttlich (vgl. R. Kittel PRE³ VII S. 573) anerkennen. Die Wahl von חלל an unserer Stelle knüpft, wie bereits oben bemerkt worden, aller Wahrscheinlichkeit nach an den Sprachgebrauch und den Vorstellungskreis Ezechiels an; diesem zufolge war im Exil der Name Jahves durch Israel unter den Heiden entweiht worden (Ez. 36, 20—23), durch die Wiederherstellung der Gemeinde soll das jedoch anders werden (Ez. 36, 23 ff., vgl. oben

S. 113). Ja, so wird denn auch tatsächlich jetzt nach der Rückkehr dem göttlichen Namen im Heidengebiet allerorten Ehre erwiesen (vgl. V. 11); doch die Tempelgemeinde, richtiger gesagt, ihre Priester fahren immer noch fort, den Namen Gottes zu entweihen; durch ihr Tun widerfährt dem göttlichen Namen das gleiche Mass von Schmach und Herabsetzung wie einst durch die gewaltsame Wegschleppung Israels in die Verbannung; es ist als ob das Exil immer noch fort dauere; in der Tat mag man zur Zeit Maleachis ähnlich wie zu der Sacharjas (Sach. 1, 12 vgl. 7, 3) im Hinblick auf das Ausbleiben der messianischen Hoffnung diese Empfindung gehabt haben. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass der Ausdruck חָלַל, wenn auch indirekt, darauf anspielt. Die von Ginsburg (IHB S. 363) vorgeschlagene Emendation מְקַלְלִים ist unbegründet.

אֱוִת mit scriptio plena ist die von der Mehrzahl der HSS und Drucke vertretene LA, während nur die Ausgaben von Soncino (1488), Brescia (1494), Complutum (1514—17) und Venedig (1524/5) die defektive Schreibung (אֱוִת) aufweisen (s. Ginsburg HB z. St.). Neben der LA אֱוִת bzw. אֱוִי findet sich in einigen HSS (Kenn. 109. 196. 125. 96, de Rossi 197. 233. 262. 384. 419. 721. 825. 11. 20. 230. 248. 545. 594. 596. 851. 16, s. de Rossi III z. St.) die Variante mit dem Suffix der 1. Pers. Sg. (אֱוִי). Im ersteren Fall (אֱוִת bzw. אֱוִי) wäre das Suffix auf שָׁמִי in V. 11b zu beziehen, im letzteren auf יְהוָה. Ginsburg (HB z. St., vgl. auch IHB S. 363) hält die erstere LA für ein Tiklûn sôfêrîm, doch ist ihr schon deswegen der Vorzug vor der letzteren zu geben, weil sonst im A. T. wohl die Verbindung חָלַל אֶת־שֵׁם יְהוָה vorkommt (s. oben S. 132), nicht aber die Verbindung חָלַל אֶת־יְהוָה. Auch ist bei der LA אֱוִת der Zusammenhang mit V. 11 ein engerer; ausserdem wird diese LA begünstigt durch den parallelen Ausdruck בָּזָה אֶת־שֵׁם יי in V. 6 und gestützt durch sämtliche alte Versionen.

Worin die Entweihung des göttlichen Namens sich äussere, führt der Prophet in V. 12b—14 aus: es ist eine Entweihung in Gesinnung, Worten und Taten. Von der Entweihung in Gesinnung und Worten handeln V. 12b. 13aa, von der durch die Tat V. 13ab. 14.

Die Angabe über die Entweihung des göttlichen Namens

durch Worte bzw. Gedanken wird eingeleitet durch den für Maleachi charakteristischen Ausdruck:

בְּאַמְרֵכֶם, s. das oben (S. 63 f.) z. 1, 7 Bemerkte. Wie in V. 7, so will auch hier Riessler כְּהֹנִים בְּאַמְרֵי lesen.

שְׁלֶחֶן יְהוָה ist wie in V. 7 שְׁלֶחֶן יְהוָה der Brandopferaltar, s. oben S. 64.

Statt אֲדָנִי lesen viele HSS (s. Tichomiroff z. St.) und auch einige Drucke (z. B. Lond. Polygl., J. H. Michaelis, A. Hahn) יְהוָה (vgl. Gr. Baudissin, Kyrios I S. 507). Diese LA haben auch Wellhausen, v. Orelli, Duhm, v. Hoonacker, Isopescul, Sellin, Nowack³ ihrer Übersetzung zugrunde gelegt. Ebenfalls Marti^{De} rechnet mit der Möglichkeit, dass יְהוָה die ursprünglichere LA sei und dass daher אֲדָנִי nur als ein für יְהוָה in den Text eingedrungenes K^{re} zu betrachten sei, doch legt er KHS⁴ seiner Übersetzung die LA אֲדָנִי zugrunde. Umgekehrt Nowack, der unbeschadet seiner oben angegebenen Übersetzung im Text bei Kittel BH אֲדָנִי bietet.

מְנַאֵל ist, wie bereits oben (S. 59) zu 1, 7 bemerkt worden, eine Maleachi allein eigentümliche partizipiale Pu'alform. Duhm schlägt vermutungsweise מְנַאֵץ vor mit der Motivierung, dass der Ausdruck מְנַאֵל nach V. 7 von den Priestern nicht verstanden sein wollte und daher nicht gut von ihnen selbst gebraucht werden konnte. Nach Ehrlich R. fordert der Zusammenhang מְחַלֵּל. Da die Form מְנַאֵץ im A. T. sonst nicht vorkommt, so erscheint es von vornherein bedenklich, sie an Stelle einer für das B. Maleachi auch anderwärts bezeugten zu setzen. Wohl findet sich einmal im A. T. (Jes. 52, 5) die ganz ähnlich lautende Form מְנַאֵץ, die aber auch Duhm (Jes.⁴ z. St.) als Part. Hithpo'al erklärt, allerdings mit der Einschränkung „wenn nicht das Part. Pual מְנַאֵץ zu lesen ist“. Auch die Wiedergabe von מְנַאֵץ in Jes. 52, 5 und מְנַאֵל an unserer Stelle in den alten Versionen ist dieser Substitution nicht günstig. LXX bietet Jes. 52, 5 βλασφημεῖται und Mal. 1, 12 ἡλισσημένη. Peš. Jes. 52, 5 מְנַדְפִין und Mal. 1, 12 מְטַנֵּף. Targ. Jes. 52, 5 מְרַגִּין und Mal. 1, 12 בְּסִיר. Vulg. Jes. 52, 5 blasphematur und Mal. 1, 12 contaminata. Die von Ehrlich vorgeschlagene Emendation liesse sich durch Ez. 36, 23 belegen, doch auch hier findet sie keine Stütze an den alten

Versionen: LXX *βεβηλωθέν*. Peš. אֶתְמוּשׁ. Targ. אִיתְחַל. Vulg. pollutum. Eher schon könnte sich Ehrlich auf die Peš. berufen, die nicht nur מְחַלְלִים in Gl.a, sondern auch מְגַאֵל sowohl in Gl.b als auch in V. 7 durch מְטַנֵּה wiedergibt, wie auch die LXX sowohl in V. 7 als in V. 12 מְגַאֵל in gleicher Weise (*ῥιτισμένη*) übersetzt. Dagegen haben Targ. und Vulg. für מְגַאֵל in V. 7 und in V. 12 zwei verschiedene Worte. Targ. V. 7 מְרַחֵק und V. 12 בְּסִיר, Vulg. V. 7 pollutum und V. 12 contaminata. Da das Targ. in V. 7 נְבִיָּה durch בְּסִיר wiedergibt, so könnte man übrigens annehmen, dass auch in V. 12 statt מְגַאֵל ursprünglich vielmehr נְבִיָּה gestanden habe. Doch empfiehlt es sich wohl am meisten, den MT beizubehalten, der durch die LXX ganz und durch die Peš. wenigstens teilweise gestützt wird.

הוּא ist hier ebenso wie 1, 7 (oben S. 64 f.) Binde- bzw. Trennungswort für Subjekt und Prädikat des Nominalsatzes. Zu der Stellung von הוּא hinter dem Prädikat vgl. das z. 1, 7 (oben a. a. O.) Bemerkte. Sievers streicht הוּא aus metrischen Gründen.

Soweit ist der Text klar. Der Prophet wiederholt hier in etwas schärferer Akzentuierung den Vorwurf, den er bereits V. 7b gegen die Priester erhoben: die Geringschätzung, die sie dem Altar entgegenbringen. Zum Verständnis dieser Stellungnahme der Priester gegenüber der Kultstätte vgl. das oben (S. 66 f.) z. V. 7 Dargelegte.

Die drei letzten Worte des Verses: וְנִיבֹ נְבִיָּה אָבְלוֹ sind textlich und inhaltlich schwierig. Allerdings hat es nicht an Versuchen gefehlt, dem MT so, wie er vorliegt, einen Sinn abzugewinnen. Die wichtigsten Versuche dieser Art sind folgende:

1) „Und sein Ertrag ist verächtlich, seine Speise“, d. h. es handelt sich hier um einen Nominalsatz, dessen Subjekt נִיבֹ und dessen Prädikat נְבִיָּה ist, während das letzte Wort des Verses אָבְלוֹ als Apposition zum Subjekt zu betrachten ist. So Cappellus, Pocock, Venema, Drusius, Reinke, Knabenbauer.

2) „Und sein Ertrag — verächtlich ist seine Speise“, d. h. es handelt sich um einen sog. zusammengesetzten Nominalsatz (vgl. Ges.-K.²⁸ § 143a), dessen Subjekt נִיבֹ ist und dessen Prädikat aus dem Nominalsatz נְבִיָּה אָבְלוֹ mit zurückweisendem Pronomen besteht. So Köhler, Keil, Hitzig, Umbreit.

3) „Und sein Ertrag — verächtlich ist ihn zu essen bzw. sein Essen“, d. h. es handelt sich ebenfalls wie sub Nr. 2 um einen zusammengesetzten Nominalsatz, wobei jedoch אָכְלוֹ als suffigierter Infinitiv aufgefasst wird. So Ewald, v. Orelli.

4) „Sein Ertrag ist verächtlich, sowie das ihn verzehrende scil. Altarfeuer“ (fructus vel proventus ejus contemptibilis et comedens illum [scil. ignis]). So Cornel. a Lap., der im Anschluss an die Vulg. (cum igne qui illud devorat) אָכְלוֹ als suffigiertes Part. act. קָל auffasst.

Doch ist der Text schwerlich intakt. In einigen HSS (Kenn. 80. 384 und vielleicht 644, s. de Rossi III z. St.) fehlt נִיבּוֹ, Peš. hat es ebenfalls nicht gelesen, desgleichen allem Anschein nach auch Targ.; jedenfalls lässt die Paraphrase וּבְסִירָן מִתְנַתָּא מִינֵיהּ (= et despiciuntur dona ex ea) wohl eher auf den Ausfall von נִיבּוֹ als von אָכְלוֹ schliessen, vgl. RBML VI S. 110, Reinke, Isopescul und J. M. P. Smith. Unter Berufung auf die Peš. hat Graetz (Emend. z. St.) נִיבּוֹ gestrichen, und zwar als Dittographie des folgenden נִבְיָהּ. Wellhausen, Nowack², Sievers, W. R. Smith (OTJC S. 425 A. 1), Marti^{Do}, G. A. Smith, Tichomirow, Isopescul, Haller², J. M. P. Smith, Ehrlich R., Israël Lévi (REJ 1891 S. 196) sind ihm darin gefolgt. Diese Streichung ist jedenfalls zu billigen. Ausser an unserer Stelle kommt נִיבּ nur noch einmal im A. T. vor: Jes. 57, 19 קֶרֶת, während Kethîbh נִיבּ lautet. Die herkömmliche Übersetzung ist Frucht (scil. der Lippen). Doch ist die Ursprünglichkeit des Textes an dieser Stelle nicht einwandfrei, jedenfalls fehlt das Wort in der LXX. Jes. Sir. 35, 5 bezeichnet נִיבּ (am Rande נִיבּ und וִיבּ) einen Schmuckgegenstand, den Smend (WJS S. 287) als Halskette fassen möchte.

Die Versuche, נִיבּ an unserer Stelle nach Jes. 57, 19 in der Bedeutung von Frucht, Wirkung, Ertrag zu erklären, können nicht gerade als irgendwie befriedigend gelten. Die jüdisch-mittelalterlichen Exegeten identifizierten נִיבּ nach Jes. 57, 19 mit נִיבּ שְׂפָתַיִם und dachten dabei entweder an das Wort der Priester, dass die Speise des Altars verächtlich sei (Raschi, Kimhi), oder an das Wort bzw. Gebot Gottes betreffend die Speise (d. h. das Blut und das Fett) des Altars (Abrabanel bei Pocock). Christliche Ausleger der älteren Zeit bezogen נִיבּ mehrfach auf den in Jes. 4, 2 genannten צִמָּה und gewannen so eine christologische

Deutung (Coccejus, v. Til). Andere sahen in **נִיב** eine Bezeichnung des Opfers (Cornel. a Lap., Drusius, Hitzig, Köhler, Keil, Reinke, Duhm, Sellin) bzw. der priesterlichen Opfergefälle (Cappellus, Grotius, Rosenmüller, de Moor, v. Orelli, v. Hoonacker) bzw. des Opferdienstes (Riessler).

Die von Budde vorgeschlagene und auch von Nowack³ angenommene Änderung in **מִזְבְּחִי** ergibt auch nicht gerade eine sehr glatte Konstruktion, dabei hat sie auch an den alten Versionen nicht den geringsten Anhalt. Dagegen könnte die Streichung des Suffixes in **נִיבִי** bei Duhm eventuell durch die LXX (*ἐπιτιθέμενα* ohne *αὐτοῦ*!), sowie die Emendation von Halévy **וְעִמּוֹ** (bei J. M. P. Smith) eventuell durch das *cum* der Vulgata gestützt werden. Nicht übel ist auch der Vorschlag Bachmanns (Dod. S. 25), **נִיבִי** als eine Verschreibung für **נְבִיָּה** = **נְבִיָּה** (Inf. abs. Nif. von **נָבָה**) anzusehen. Leider lässt sich auch hier weder mit Hilfe der LXX (*καὶ τὰ ἐπιτιθέμενα ἐξουθενούνται* [^{sc.a} *ἐξουθενώ-ται*] *βρώματα αὐτοῦ*), noch der Vulgata (*et quod superponitur, contemptibile est cum igne, qui illud devorat*) ein annähernd ansprechender Text gewinnen. Cappellus vermutete als Vorlage für das *ἐπιτιθέμενα* der LXX **נְבִי** (statt **נִיבִי**), das von ihr als Part. Nifal von **נָבָה** = **נָבָה** aufgefasst worden sei = *id quod adducitur super mensam, hoc est, quod illi superponitur*, Faber (RBML VI S. 110) dagegen **נִיפִי** = **הִנִּיפִי** (Inf. Hif'il von **נָפַח**, vgl. Lev. 7, 30; 14, 24; 23, 20. Num. 5, 25) und übersetzt dementsprechend: *et το agitare illum cibum ejus (scil. mensae) contemnitur*, Vollers (Dod. S. 74 bei Tichomiroff) **נָצַב**. Nach Isopescul dagegen hätte sich die LXX streng an den hebräischen Text gehalten. Die Form *ἐπιτιθέμενος* findet sich in der LXX, soweit ich sehe, ausser an unserer Stelle nur noch 1, 7, sowie Ps. 3, 7 und 2. Chr. 23, 13. In 1, 7 handelt es sich um ein im MT fehlendes Plus der LXX (s. oben S. 65), in Ps. 3, 7 ist *ἐπιτιθέμενοι* Wiedergabe von **אֲשֶׁר שָׁתוּ** und in 2. Chr. 23, 13 von **קִישָׁר**.

Die Tochterversionen der LXX haben *ἐπιτιθέμενα* auf *βρώματα* bezogen. Syr.-hex.: **וּמֵאֲכָלָתָא דִּילָהּ הָלִין דְּמַתְתַּסִּימֵן עֲלֵיהּ** **וְשִׁטְיִן** = *ταῦτα τὰ βρώματα αὐτοῦ τὰ ἐπιτιθέμενα ἐξουθενούνται*, arab. etwas freier: **وَتَحْتَقِرُونَ أَطْعَمَتَهُ الْوُضُوعَةَ** = *et contemnit is cibos eius superpositos*; aeth. *ya'eklūhī zaḡestētū*

men ūn ue'et ū = καὶ τὰ ἐν αὐτῇ (ἐπιτιθέμενα) βρώματα αὐτοῦ ἐξουθενώμενά ἐστιν, ganz wörtlich dagegen v. lat.^{sa}: et qui superponuntur despecti sunt cibi ejus.

Inbetreff der Vorlage der Vulg. dürfte nur soviel feststehen, dass, wie schon Cappellus, Cornel. a Lap. und Pocock richtig vermutet haben, Hieronymus אכלו als suffigiertes Part. act. Kal las (אכלו s. oben S. 136), vgl. auch Reinke, Knabenbauer und Isopescul. Dagegen lässt sich für die Worte quod superponitur, sowie cum igne kaum eine sichere Retroversion gewinnen. Im Kommentar erklärt Hieronymus ignis als fructus altaris; sollte er daher vielleicht, wie Cappellus annahm, ignis als Äquivalent für נִיב gefasst haben? Oder hat er, wie Reinke vermutet, die Worte cum igne von sich aus ergänzt?

Lassen nun aber LXX und Vulg. keine sicheren Rückschlüsse auf den ursprünglichen Text zu, so empfiehlt es sich um so mehr aus den oben (S. 136) angeführten Gründen נִיב als nachträgliche Texterweiterung zu betrachten. Wir erhalten dann als ursprüngliche LA von Gl.bβ die Worte: וְנִיבָהּ אָכְלוּ.

נִיבָהּ ist hier ebenso wie in V. 7 Part. Nif. in der Bedeutung verächtlich, wertlos, geringwertig (s. oben S. 64). Die Erklärung der Form als 1. Prs. Pl. Imperf. Kal (Israël Lévi REJ 1891 S. 198: nous pouvons donc traiter irrévérencieusement sa nourriture) scheitert an der Analogie von V. 7, wo die partizipiale Fassung von נִיבָהּ durch das nachfolgende הוּא gesichert ist, sowie an dem Parallelismus mit מִנְאָל in Gl.ba.

Von den alten Versionen übersetzen Peš. (שׁוֹטֵן bzw. שׁוֹטֵן) und Targ. (בסיר bzw. בסיר) hier und in V. 7 נִיבָהּ mit dem gleichen Ausdruck; Vulg. dagegen hat in V. 7 despecta, hier in V. 12 jedoch contemptibile; auch LXX variiert an beiden Stellen: V. 7 ἡλισγημένη und V. 12 ἐξουθενούνται. Allerdings lesen, wie bereits oben (S. 64) bemerkt worden, Kod. א^{c.a.c.b} Q auch in V. 7 ἐξουθενωμένη. So erklärt es sich, dass von den Tochterversionen v. lat.^{sa} (despecta bzw. despecti) und arab. حَقِيرَةٌ

bzw. تَحْتَقِرُونَ an beiden Stellen gleich übersetzen, während syr.-hex. (V. 7 בסיר, V. 12 שׁוֹטֵן) und aeth. (V. 7 neuer, V. 12 men ūn) an beiden Stellen differieren.

אָכְלוּ ist hier Bezeichnung des Opfers. Allerdings bedeutet sonst im A. T. אָכַל nur die Speise (Hi. 12, 11) bzw. die Nahrungsmittel (Gen. 14, 11. Dt. 2, 6) bzw. die Nahrung (Hi. 36, 31) der Menschen (Ps. 78, 18. 30) oder der Tiere (Ps. 104, 21. Hi. 39, 29), nicht aber die Speise Gottes, doch der Zusammenhang, sowie der Parallelismus mit לָחֵם in V. 7 (s. oben S. 58) fordern an unserer Stelle diese Bedeutung unbedingt, vgl. Reinke, Köhler, Keil, Nowack³, Marti^{Do}, Tichomiroff, s. auch B. I Kap. VIII § 10 S. 428.

Der Parallelismus mit לָחֵם in V. 7 beweist jedenfalls, dass das Suffix nicht auf den Altar (Isopescul, Tichomiroff, J. M. P. Smith), d. h. auf שֻׁלְחָן (Reinke) bzw. שֻׁלְחָן אֲדֹנָי (Köhler, Keil) zu beziehen ist, sondern auf אֲדֹנָי (Calvin, Venema, Marti^{Do}), da das Opfer לָחֵם heisst im Sinne von לָחֵם הָאֱלֹהִים (vgl. Lev. 21, 6. 8. 17. 21f.; 22, 25) bzw. לָחֵם יְהוָה (vgl. Num. 28, 2. Ez. 44, 7: לֶחֶמִי) bzw. לָחֵם אִשָּׁה לַיהוָה (vgl. Lev. 3, 11. 16. Num. 28, 24), nicht aber im Sinne der im A. T. nicht vorkommenden Verbindung לָחֵם הַמִּזְבֵּחַ bzw. לָחֵם הַשֻּׁלְחָן. In betreff der Auffassung von dem Opfer als der Speise der Gottheit s. das z. 1, 7 (oben S. 58) Bemerkte. Als Glosse wird אָכְלוּ gestrichen von Riessler und v. Hoonacker, die beide wohl von der richtigen Voraussetzung ausgehen, dass אָכְלוּ und נִיבֹו einander ausschliessen. Daher ist diese Streichung wahrscheinlicher als die von Sellin vorgeschlagene, an und für sich sehr ansprechende Änderung von אָכַל in כָּל („er und seine Frucht ist verächtlich ganz und gar“). Bereits oben (S. 138) war bemerkt worden, dass Hieronymus aller Wahrscheinlichkeit nach אָכַל vokalisiert.

Als Subjekt steht אָכַל am Schluss des Satzes; dadurch entsteht in Gl.b eine von Maleachi auch sonst mehrfach (vgl. 1, 2b. 3a. 10b. 14b; 2, 5aßb. 7a. 15b; 3, 15) gehandhabte chiastische Wortstellung, s. B. I Kap. VIII § 5 S. 410.

Der nach Ausschaltung von נִיב gewonnene Text unseres Verses ergibt dann folgenden Sinn: der Prophet wirft den Priestern vor, dass sie Jahves Namen in Gedanken und Worten dadurch entweihen, dass sie vom Altar und den Opfern gering denken, diesen für befleckt, jene für minderwertig halten und sich un-

verhohlen in diesem Sinne aussprechen. Der Prophet wiederholt demnach hier im zweiten Vers der zweiten Wendung (V. 11—14) den ganz analogen Gedanken, den er bereits im zweiten Vers (V. 7b) der ersten Wendung (V. 6—10) ausgesprochen. Doch ist V. 12 mehr als eine einfache Variante von V. 7b; er ist eine Steigerung, und zwar in dem Masse, als **הָלַל** und **גָּאֵל** stärkere Ausdrücke sind wie **בָּיָה** (vgl. oben S. 132). Auch rein formal betrachtet, ist die Steigerung unverkennbar: in V. 7b beschuldigt der Prophet die Priester der Altarverachtung, hier der Verachtung des Altars und der Altaropfer. Schliesslich ist der ganze Gesichtspunkt, unter den in V. 7b und V. 12 die analoge Anklage gestellt wird, ein anderer: in V. 7b ist es der Gesichtspunkt der mangelnden Ehrfurcht vor Jahve (vgl. V. 6), hier der der Inferiorität gegenüber der Diaspora (vgl. V. 11).

Es ist daher unberechtigt, wenn Marti^{Do} und Riessler Gl.b als Glosse beseitigen, die nur V. 7b in bereicherter Version wiederhole. Ebenso wenig ist es überzeugend, wenn Marti behauptet, V. 12b unterbreche den Zusammenhang zwischen V. 12a und V. 13, oder Riessler meint, V. 12b setze bereits die Worte der Priester in V. 13 voraus, da ja V. 13 einerseits eine Motivierung (V. 13aα) von V. 12b enthält, andererseits aber zu der Erläuterung von V. 12a in Gl.b in betreff der Gedanken und Worte eine weitere (V. 13aβ) in betreff der Tat bietet, vgl. B. I Kap. VII § 2 S. 361 f. Es ist daher durchaus als Fortschritt zu werten, wenn Marti^{KHS} innerhalb von Gl.b nur die Worte **מִגָּאֵל הוּא וְיִיב** streicht. Im Unterschied von Marti^{KHS} schaltet Ehrlich R. die drei Schlussworte von Gl.b aus, „denn **נְבוּה אֵכָל** ist eine Glosse zu dem Vorhergehenden, das der Glossator bereits verderbt fand, und **יִיב** ist durch Dittographie aus **נְבוּה** entstanden.“ Hätte Ehrlich recht, dann würde allerdings V. 12b zu einer fast gleichlautenden Variante von V. 7b herabgedrückt, und man sähe nicht ein, warum der Prophet hier von dem Prinzip der Steigerung in der zweiten Wendung (V. 11—14) gegenüber der ersten (V. 6—10) fast völlig hätte abstrahiert haben sollen.

Zusammenfassung von V. 12.

Während Jahves Name bei der gesamten Judenschaft der Diaspora in höchstem Ansehen dasteht (V. 11), wird er von den Priestern der Tempelgemeinde schmachvoll entweiht. Die Pro-

fanation, die einst durch Israels Exil Jahves Namen betroffen (vgl. Ez. 36, 20—23), wird ihm jetzt durch die jerusalemischen Priester angeheftet. Die Diener des Heiligtums erklären Jahves Tisch, d. h. Altar, für befleckt und Jahves Speise, d. h. die Altaropfer, für geringwertig, m. a. W. sie denken und reden von der Kultstätte und den kultischen Darbringungen so, als dauere noch die Zeit der Verbannung weiter fort (vgl. Sach. 1, 12), als bestehe noch das Verdikt zu Recht, das einst die Prophetie (Hag. 2, 14) über den unreinen Kultus der heimgekehrten Gola vor der Grundsteinlegung, des Tempels gefällt.

β) V. V. 13. 14: Die Entweihung des göttlichen Namens durch die Tat.

αα) V. 13: Die Entweihung durch die Tat bei den öffentlichen Opfern.

Und wenn ihr sprecht (denkt): „fürwahr, ‘aus’ Not“, so reizt ihr ‘mich’ (doch zum Zorn), spricht Jahve der Heere, und wenn ihr darbringt ‘von’ geraubtem (Gut) Lahmes und Krankes, ja darbringt als Opfergabe, werde ich (etwa) mit Wohlgefallen eine solche annehmen aus eurer Hand? spricht Jahve ‘der Heere’.

Die in V. 12 begonnene Schilderung der Entweihung des göttlichen Namens setzt sich in V. 13 fort. Die Fortsetzung bringt zunächst einen Einwand der Hörer; dieser wird eingeführt durch die für Maleachi charakteristische Eingangsformel **וְאִמְרֵתֶם**, s. z. 1, 2 (oben S. 3), auch B. I Kap. VIII § 2 S. 398. Ganz wie 1, 2. 6; 2, 14. 17; 3, 7 f. 13 bietet Targ. vor **וְאִמְרֵתֶם** noch ein **וְאִם**. Die Hinzufügung der Konditionalpartikel scheint im gegebenen Fall durchaus angebracht angesichts der Tatsache, dass, wie unten des näheren dargelegt wird, in Gl.aa ein Bedingungssatz vorliegt.

Das Subjekt des Bedingungssatzes ist weder das Volk (Hieronymus, Cornel. a Lap., Kimḥi), noch das Volk samt den Priestern (Calvin), sondern die Priester allein, die V. 6b ausdrücklich als die Adressaten der vorliegenden Rede bezeichnet werden. Der durch die Eingangsformel eingeleitete Einwand selbst besteht aus den beiden folgenden Worten: **הֲנִיָּה מִתְּלֵאָה**.

הִנֵּה מִתְּלָאָה wird gewöhnlich erklärt als eine Kontraktion aus מִתְּלָאָה מִתְּלָאָה nach Analogie von מִתְּלָאָה = מִתְּלָאָה (Ex. 4, 2), מִתְּלָאָה = מִתְּלָאָה (Jes. 3, 15), מִתְּלָאָה = מִתְּלָאָה (Ez. 8, 6). So I.-Ezra, Cappellus, v. Til, Venema, Pocock, Rosenmüller, Reinke, Köhler, Keil, Hitzig, v. Orelli, Nowack, Marti, de Moor, v. Hoonacker, Isopescul, J. M. P. Smith, Sellin, Gesenius (Thes. s. v. מִתְּלָאָה), Buhl (HW¹⁶ s. v. מִתְּלָאָה), Siegfried-Stade (HW s. v. מִתְּלָאָה), König (WB s. v. מִתְּלָאָה), Brown-Driver-Briggs (Lex. s. v. מִתְּלָאָה), Olshausen (Lehrb. S. 186), Stade (Gramm. § 173 c), Ges. - K.²⁸ (§ 37 c), König (Lehrgeb. II, 1 S. 526), vgl. auch die Übersetzungen von Luther, Calvin, Reuss, Ewald, Duhm, Procksch, Haller. Gegen die von Wellhausen beanstandete Stellung von מִתְּלָאָה hinter הִנֵּה haben Nowack^{1.2.3} und Marti^{Do} mit Recht auf Ps. 133, 1 verwiesen. Bei dieser Erklärung von מִתְּלָאָה werden dann die Worte הִנֵּה מִתְּלָאָה gewöhnlich als Ausrufesatz gedeutet, der den Unwillen der Priester zum Ausdruck bringt, sei es über das Essen des Opferfleisches von minderwertigen Tieren (Reinke, Hitzig, Ewald, v. Orelli, v. Hoonacker), sei es über die Verpflichtung der Heiligung und Reinigung auch für verhältnismässig kleine Opferportionen (Pocock im Anschluss an R. Tanhûm), sei es über die Pflicht, die Tauglichkeit der zu opfernden Tiere zu untersuchen (Duhm, Isopescul), sei es über den Kultus überhaupt (Calvin, Isopescul, Marti^{KHS}, J. M. P. Smith) bzw. die kultische Darbringung (Marti^{Do}) bzw. den Altar oder den Altardienst (Cappellus, Köhler, Keil, Nowack, de Moor), und zwar ohne entsprechende Vergütung (Rosenmüller), sei es über die Armut und traurige Lage der Gemeinde (I.-Ezra, Venema). Dagegen bezog Kimhi den Ausruf auf die opfernden Laien: um den Schein zu erwecken, als seien die für den Altar bestimmten Tiere feist und fett, rufen die Opfernden, wenn sie das Tier auf ihren Schultern herbeibringen, einander מִתְּלָאָה zu, d. h. ich bin so müde und angegriffen vom Tragen des schweren (eig. fetten und feisten) Opfertieres. Von den christlichen Auslegern hat Drusius sich Kimhi angeschlossen. Nur ganz vereinzelt findet sich die Fassung von הִנֵּה מִתְּלָאָה als Fragesatz. So Coccejus und v. Til, die in typologischer Ausdeutung der Worte hier einen Protest der Juden gegen die von Christus dargebotenen Segnungen zu finden glauben.

Doch die LA מִתְּלָאָה unterliegt ernstlichen Bedenken im Hinblick auf das Zeugnis der alten Versionen, die ausnahmslos מִתְּלָאָה = מִן תְּלָאָה vokalisiert haben: LXX ταῦτα ἐν κακοπαθίας (Kod. A κακοπαθείας) ἐστίν. Peš. הִנָּה מִן דְּוִוְנִי הוּ. Targ. הָא דִּאֲתִינָא מְלִיאֲוִתָנָא. Vulg. ecce de labore. Dementsprechend wird auch mit Recht die Vokalisation des MT geändert von Grotius, Cornel. a Lap., Schegg, Knabenbauer, Tichomirow. Diese LA fügt sich trefflich in den Zusammenhang, und zwar sowohl nach rückwärts als nach vorwärts: einerseits schliesst sich die so gewonnene Entschuldigung der Priester gut an den prophetischen Vorwurf in V. 12b an, andererseits wird so ein besonders wirkungsvoller Kontrast zu dem folgenden Satz וְהִפְחִתֶם אוֹתִי (s. unten S. 144f.) hergestellt. Daher sind auch die Emendationen von Graetz (מִתְּלָאָה), Calmet (מִתְּלָאָה = vermibus scatens nach Ex. 16, 20. Dt. 28, 39), Riessler (matt'lu'äh = mah t'lu'äh, d. h. was liegt daran), Halévy (הוּא תְּלָאָה nach Ez. 24, 6. 11f. bei J. M. P. Smith), Bachmann (Dod. S. 25f. מִתְּלָאָה bzw. מִתְּלָאָה) abzuweisen.

תְּלָאָה = Drangsal, Mühsal, Not, kommt ausser an unserer Stelle nur noch viermal im A. T. vor: Ex. 18, 8. Num. 20, 14. Thr. 3, 5. Neh. 9, 32. Stade (Gramm. § 266 c A. 2) erklärt תְּלָאָה wohl mit Recht für eine Nominalform takätälät vom Stamm לָאָה. Weniger wahrscheinlich ist es, hier mit Barth (NB² S. 276 A. 2) eine Nominalform kätälät aus dem von לָאָה abgeleiteten sekundären Stamm תְּלָאָה anzunehmen. In Verbindung mit מִן nur hier. Im Hinblick auf die LA der Peš. und des Targ. könnte man geneigt sein, die suffigierte Form מִתְּלָאָתִינוּ zu lesen, doch dürfte das suffixlose מִתְּלָאָה, das durch LXX und Vulg. gestützt wird, wirkungsvoller sein.

מִן ist hier wie 1. Kön. 8, 5. Jes. 53, 5. Jer. 12, 4. Ob. 10 u. ö. in kausaler Bedeutung zu fassen, vgl. Olof Molin, Om prepositionen מִן i Bibelhebreiskan, Upsala 1893, S. 38 ff.

In Verbindung mit הִנָּה vertritt מִתְּלָאָה einen vollständigen Satz (vgl. Brockelmann, V. Gr. II S. 17): für wahr, aus Not bzw. um des Notstandes willen, d. h. solches geschieht ja nur wegen der allgemeinen Notlage, in der wir uns befinden. LXX

bietet für הָנָה — *taûta*, desgleichen Peš. הָנָה; mit Recht vermuteten daher schon Cappellus (z. St., s. auch Crit. sacr. II S. 516) und Faber (RBML VI S. 111), dass diese beiden Versionen הָנָה vokalisiert, vgl. auch J. M. P. Smith. Doch wegen des Kontextes empfiehlt es sich nicht, von der Punktation des MT abzugehen, die nicht nur durch Targ. und Vulg., sondern auch durch die compl. Variante der LXX ἰδοὺ (vgl. Tichomiroff) gestützt wird. Zur Entschuldigung ihres vom Propheten gerügten Verhaltens berufen sich die Priester, wie schon Hieronymus richtig gesehen, auf die allgemeine Misere der Gegenwart. Die nachexilische Gemeinde war tatsächlich arm, ihre Lage elend und gedrückt. Zur Zeit Haggais und Sacharjas hatte man infolge andauernder Dürre und Missernte im harten Kampf ums Dasein kaum die Möglichkeit gehabt, seine äussere Existenz zu decken, vgl. Hag. 1, 5 f. 9 ff.; 2, 16 f. Sach. 8, 10. Zur Zeit Maleachis wird es kaum besser geworden sein; auch jetzt wiederum wurde das Land von Zeit zu Zeit durch Dürre, Misswachs und andere Kalamitäten wie Heuschreckenplagen schwer heimgesucht (3, 10 f.), ja man hatte das niederdrückende Gefühl, direkt vom Fluche Gottes betroffen zu sein (3, 9). Doch der Prophet lässt diese Entschuldigung nicht gelten.

וְהִפְחִיתֶם wird gestützt durch Targ. (וְשִׁנִּיקְתִּין), Vulg. (et exufflastis), v. lat. (et exsufflastis) und Kod. S der LXX (ἐξεφύσησατε); dagegen bieten die übrigen Kodd. der LXX: ἐξεφύσησα, in Übereinstimmung damit auch die Tochterversionen, sowie die Peš. (וְנִפְחִיתִי). Als Vorlage von ἐξεφύσησα (*avta*) vermuteten schon Cappellus und Grotius וְהִפְחִיתִים, vgl. auch Riessler (z. St.) und Mark Sebök (Schönberger), Die syrische Übersetzung der zwölf kleinen Propheten und ihr Verhältnis zu dem massoretischen Text und zu den älteren Übersetzungen, namentlich den LXX und dem Targum, Leipzig 1887, S. 74 A. 1.

Trotz LXX und Peš. ist mit Recht fast ganz allgemein von den Auslegern die LA הִפְחִיתֶם beibehalten worden; soweit ich sehe, liest nur Bachmann (Dod. S. 26) die 1. Prs., indem er zugleich וְנִפְחִיתִי bzw. וְהִפְחִיתִי אֲנִי emendiert. Allerdings liegt die Möglichkeit einer Wahl zwischen den LAA הִפְחִיתִי und הִפְחִיתֶם nur vor im Fall der Richtigkeit des folgenden אֲנִי. Doch ist אֲנִי schwerlich ursprünglicher Text. Die Masora rechnet אֲנִי zu den 18 Tikḵûne Sôfêrîm (vgl. Ginsburg, HB z. St. IHB S. 359 f.),

worauf unter den Auslegern m. W. zuerst Raschi aufmerksam gemacht hat. Dementsprechend lesen mehrere HSS und Drucke **אוֹרִי** (s. Ginsburg a. a. O.). Auch Hieronymus erwähnt im Kommentar diese LA. Jedenfalls ist ihr mit Graetz, Nowack², Marti^{Do}, Tichomirow, Isopescul, Riessler, J. M. P. Smith, Procksch der Vorzug zu geben. Die von Budde vermutungsweise vorgeschlagene Emendation **כְּהִנְתְּכֶם** fügt sich nicht übel in den Zusammenhang, doch fehlt ihr jeder Anhaltspunkt bei den alten Textzeugen. Unter das gleiche Urteil fällt ebenfalls die von Sellin erstmalig vertretene und dann auch von Nowack³ übernommene Textänderung, der zufolge im Hinblick auf V. 10, sowie auf Jes. 31, 9 statt **אוֹרִי** vielmehr **אוֹרִי** zu lesen sei.

Sind wir aber mit unserer Annahme in betreff der LA **אוֹרִי** im Recht, dann kann das vorhergehende Verbum nur in der 2. Prs. Pl. gelesen werden. Bei dieser LA fallen auch die Schwierigkeiten betreffend das Suffix in **אוֹרִי**, das von den Auslegern teils nach Analogie des **אוֹרִי** in V. 12 auf **יְהוָה** in V. 11 (Venema) bezogen wird, teils auf **שְׁלֹחַן אֲדָנִי** in V. 12b (Rosenmüller, Köhler, Keil), teils auf **אֲכִלֹ** bzw. **נִיבֹ** in V. 12b (v. Til, Reinke, v. Orelli, v. Hoonacker), teils auf den in **מִתְלַחֵחַ** enthaltenen Begriff, d. h. auf die Aufgabe, über die Tauglichkeit der Opfertiere zu wachen (Marti^{KHS}).

וְהִפְחִתֶם ist eine nur hier im A. T. vorkommende Form, s. B. I Kap. VIII § 11 S. 434. Am nächsten liegt es, sie gleich der auch nur einmal vorkommenden analogen Pausalform **הִפְחִתִי** (Hi. 31, 39) als Hif'il von **נָפַח** = blasen, anblasen, hauchen, anhauchen (vgl. Gen. 2, 7. Jes. 54, 16. Jer. 1, 13; 15, 9. Ez. 22, 20 f.; 37, 9. Hag. 1, 9. Hi. 41, 12) zu erklären. So schon Kimḥi, auch v. Til, Venema, Reinke, v. Orelli, Sellin, Tichomirow, v. Hoonacker, Buhl (HW¹⁶ s. v. **נָפַח**), Brown-Driver-Briggs (Lex. s. v. **נָפַח**), Siegfried-Stade (HW s. v. **נָפַח**), König (WB s. v. **נָפַח**). Lehrgeb. I, 1 S. 430).

Vermutungsweise möchte Nowack die Form von dem stammverwandten **פָּחַ** ableiten unter Berufung auf Ps. 10, 5, wo **יִפְיָה** den Sinn des verächtlichen Behandelns hat. Doch müsste dann die Form wohl **הִפְחִתֶם** (vgl. **הִפְצִתֶם** Jer. 23, 2) oder **הִפְחִתֶם** (vgl. **הִמְתִּים** Num. 17, 6) vokalisiert werden. Übrigens wäre nach Analogie von **הִנְחִיתֶם** (Jos. 4, 3. Jes. 65, 15) auch die Punktation

denkbar. Möglicherweise hat auch schon I.-Ezra diese Ableitung vorgeschwebt, wenn er **הַפְּחִתָּם** mit **פִּיתָ** = Russ (Ex. 9, 8. 10) zusammenstellt. Auch die Wiedergabe des Wortes im Targ. mit **שְׁנִיקְתָּן** = suffocastis erklärt sich mit Venema am besten bei der Annahme, der aramäische Paraphrast habe hier an **הַפִּיתָ** in dem Sinne gedacht, wie es etwa Hi. 31, 39 (das Lebenslicht ausblasen) von vielen Auslegern erklärt wird (s. unten), während allerdings Kimhi im Kommentar zu unserer Stelle vermutet, **שְׁנִיק** sei hier eine dem hebr. **נָעַר** bzw. **נָעַר** = abschütteln (vgl. Ps. 136, 15) entsprechende Umschreibung.

Jedenfalls ist die Ableitung sowohl von **נָפַח** als von **פָּוַח** möglich, und in beiden Fällen lässt sich für das Hif'il eine annähernd gleiche, in den Zusammenhang passende Bedeutung gewinnen. Nach der verbreitetsten Erklärung steht **הַפְּחִתָּם** hier als Äquivalent für **נָפַח בְּ** (Hag. 1, 9) oder **הַפִּיתָ בְּ** (Ps. 10, 5) = anblasen, d. h. verachten, wegstoßen, verächtlich behandeln, geringschätzen. So Drusius, Reinke, Köhler, Keil, Tichomiroff, Nowack, Marti^{KHS}, v. Orelli, v. Hoonacker, de Moor, J. M. P. Smith, Riessler, Isopescul, ähnlich Procksch („anpfeifen“). Dagegen erklären Venema und v. Til den Ausdruck nach Hi. 31, 39 im Sinne von efflare, efflari facere = facere, ut exspiret scil. nomen Dei (Venema) resp. germen Jehovae i. e. Messias (v. Til).

Zu der ersteren Erklärung bemerken Marti^{Do} und J. M. P. Smith jedoch mit Recht, dass es fraglich sei, ob **הַפִּיתָ** c. acc. mit **נָפַח** c. **בְּ** (Hag. 1, 9) gleichgesetzt werden dürfe, vgl. auch v. Hoonacker. Dasselbe gilt natürlich auch von der Gleichung **הַפִּיתָ** c. acc. = **הַפִּיתָ** c. **בְּ** (Ps. 10, 5). An der zweiten Erklärung ist jedenfalls als richtig anzuerkennen, dass zur Feststellung der Bedeutung von **הַפְּחִתָּם** wegen des folgenden **אוֹתִי** von Stellen auszugehen ist, in denen das Hif'il von **נָפַח** bzw. **פָּוַח** mit dem Accus. pers. konstruiert ist. Als eine solche Stelle wird, wie bereits oben bemerkt, Hi. 31, 39 von Venema und v. Til genannt. Ergänzend hinzuzufügen ist noch Prov. 29, 8. An der ersteren der beiden genannten Stellen (Hi. 31, 39) werden die Worte **נָפַשׁ בְּעִקְיָהּ הַפְּחִיתִי** gewöhnlich übersetzt: das Leben seines Besitzers habe ich ausgeblasen bzw. aushauchen lassen, vgl. z. St. Delitzsch (Job², Leipzig 1876), Dillmann (KEH⁴ 1891), Duhm (KHCAT 1897), Budde

(GHKAT² 1913), Thilo (Hiob, Bonn 1925), König (Hi. 1929). So gut diese Übersetzung sich dort dem Zusammenhang einfügt, so wenig passt sie an unserer Stelle. LXX bietet Hi. 31, 39 ἐλύπησα, während sie an unserer Stelle ἐκγοσᾶν hat. In Übereinstimmung mit der LXX erklärt auch Buhl (HW¹⁶ s. v. נָפַח) Hi. 31, 39 נָפַחְתִּי durch: betrüben; ganz ähnlich übersetzt Steuernagel^{KHS}: seufzen lassen, vgl. auch S. R. Driver and G. Buchanan Gray (ICC 1921), P. Dhorme (Le livre de Job, Paris 1926), N. Peters (Das Buch Job, Münster i. W. 1928).

Die Bedeutung „betrüben, kränken, verletzen“ passt an unserer Stelle vortrefflich in Anwendung auf Jahve. Schon Raschi erklärte so unter Berufung auf den Ausdruck נָפַחְתִּי נֶפֶשׁ (Hi. 11, 20, vgl. Jes. Sir. 30, 12), dem die Bedeutung von נָפַח = הִדְאִיב (vgl. Jes. Sir. 4, 1 f.) zugrunde liegt. Auch Kimḥi kennt die Gleichsetzung von נָפַחְתִּי mit הִדְאִיב = הִכְאִיב (vgl. Ez. 13, 22; 28, 24. Hi. 5, 18. Jes. Sir. 4, 3) Schmerzen bereiten.

Zu einem ähnlichen Resultat führt Prov. 29, 8. Die Bedeutung von נִפְחֵהוּ in Gl.a wird durch den Gegensatz אֶה יָשִׁיבוּ אֵף in Gl.b normiert und ist daher zu verstehen im Sinne von „zum Zorn reizen, in Aufruhr setzen“, engl. „blow up, inflame, set in flame, kindle“, vgl. z. St. Delitzsch (Spr.), Frankenberg (HKAT), Toy (ICC), Wiesmann (Das Buch der Sprüche, Bonn 1923).

Die göttliche Antwort auf den Versuch der Priester, ihr Verhalten durch die Armut und den allgemeinen Notstand der Gemeinde zu rechtfertigen bzw. zu entschuldigen, lautet demnach: aber doch kränkt ihr mich, reizt mich zum Zorn, bringt mich in Wallung durch euer geringschätziges Urteil über Altar und Opfer. Der Gegensatz der beiden Glieder in V. 13a (Entschuldigung der Priester und Antwort Jahves) kommt nicht genügend zum Ausdruck, wenn man mit den meisten Auslegern die Sätze lediglich als Kopulativsätze fasst; deutlich tritt der Gegensatz erst dann hervor, wenn man nach dem Vorgang des Targ. mit Grotius hier einen Bedingungssatz statuiert. Zu dem Ausdruck von Konditionalsätzen durch die Aneinanderreihung zweier Perfekta mit ׀ cons. s. Driver, Tens.³ S. 185 f. Zu übersetzen wäre demnach V. 13a: Und wenn (ob) ihr auch sprecht: „für wahr ‘aus’ Not“, so verletzt (reizt) ihr mich (doch zum Zorn), spricht Jahve der Heere. Die Priester berufen sich zur Entschuldigung ihrer

despektierlichen Äusserungen über den Kultus auf die allgemeine Notlage, die Armut der Gemeinde, doch Jahve denkt anders: trotz des Notstandes involviert die Vernachlässigung des Kultus für ihn eine schwere Beleidigung, reizt ihn zum Zorn, der jede gnädige Annahme der dargebrachten Opfergaben ausschliesst (vgl. Gl.aβb), ja sich sogar in eine Verfluchung der Opfernden auslöst (V. 14). Der Prophet lässt also die Erklärung der Priester nicht als Entschuldigungsgrund gelten.

Die am Schluss von Gl.aα stehende Formel **אָמַר יְהוָה צְבָאוֹת** wird auch hier als Zusatz gestrichen von Marti^{Do}, Sievers, Ehrlich, Haller², Nowack³, Sellin. Zu der Streichung s. das oben (S. 83. 93. 130) z. V. 8. 9. 11 Bemerkte. Übrigens lässt auch Marti^{KHS} die Worte unbeanstandet.

Den der Formel vorausgehenden und von **אָמַרְתֶּם** abhängigen Satz hält Ehrlich für „heillos verderbt“. Wellhausen gibt zwar zu, was hier gemeint sein müsse, sei klar: „das Opfern ennuyiert euch und ihr hustet drauf!“ Das sei aber an dieser Stelle eine unmotiviert und darum verdächtige Wiederholung des vorher Gesagten in verschärfter Form, zu der das folgende **אָמַר** besonders schlecht passe. Daher lässt er denn auch Gl.aα als sekundär in der Übersetzung ganz fort. Mit Recht macht demgegenüber Budde geltend, dass der in Rede stehende Absatz zu eigenartig sei, um ihn für eine müssige Wiederholung zu erklären. In der Tat handelt es sich hier um eine Entschuldigung der Priester für ihr Verhalten gegen den Altar und die Altaropfer (vgl. V. 12b), sowie um die Abweisung dieser Entschuldigung durch den Propheten; so bringt Gl.aα ein völlig neues Moment, das bisher vom Propheten noch nicht berührt worden war. Auch in diesem Punkt zeigt sich der Fortschritt bzw. die Steigerung der zweiten Wendung (V. 11—14) gegenüber der ersten (V. 6—10), s. oben S. 140.

Es folgt ein mittels **ו** angereihter Bedingungssatz (Gl.aβγb) mit einem Perfektum in der Protasis und einem Fragesatz in der Apodosis. Vgl. über diese Art von Konditionalsätzen Driver, Tens.³ S. 193. Richtig wird so der Satz gefasst von G. A. Smith und v. Orelli; auch Ehrlich statuiert hier einen Bedingungssatz, dessen Apodosis er jedoch schon mit dem zweiten **וְהִבְאֵתֶם** beginnen lässt, während er gleichzeitig die beiden ersten Worte der Protasis in **וְרִאֵיתֶם אֶת הָעֵיזִר** ändert. Reinke, Ewald und

Duhm^A lassen im Anschluss an die LXX erst mit dem zweiten **וְהִבְאֵתֶם** einen Bedingungssatz anheben, während Procksch das ganze Gl.a als die Protasis eines Bedingungssatzes übersetzt. Übrigens hat auch Peš. Gl.aβ zu Gl.b in das Verhältnis der Unterordnung und nicht der Beiordnung gesetzt, indem sie Gl.aβ unter Weglassung von Gl.aγ durch **וְ** einleitet. Der Text des Bedingungssatzes scheint jedoch nicht ganz einwandfrei zu sein. Ein Vergleich mit dem inhaltlich nahe verwandten V. 8 lässt es als auffallend erscheinen, dass bei der Aufzählung der fehlerhaften Opfertiere **עֹר** durch **גִּזְזִי** ersetzt ist. Mehrere Ausleger haben daher unsere Stelle nach V. 8 korrigiert und lesen dementsprechend statt **גִּזְזִי** vielmehr **אֶת־הָעֹר** (Wellhausen, Nowack, Marti^{Do. KHS}, Sievers, Budde, Sellin, Haller²) bzw. statt **וְהִבְאֵתֶם גִּזְזִי** vielmehr **וְרִאִיתֶם אֶת־הָעֹר** (Ehrlich), wobei z. T. angenommen wird, dass der Ausfall der drei ersten Buchstaben (**אתה**) durch die drei letzten Buchstaben des vorhergehenden Wortes veranlasst sei (Wellhausen, Nowack, Marti^{Do}). Andere für **גִּזְזִי** vorgeschlagene Textänderungen sind: **מְגִזְזִי** bzw. **מְגִזְזִי** (Graetz, Duhm) und **גִּזְזִי** (Chajes im *Giornale d. Società Asiatica Ital.* XIX S. 178 bei J. M. P. Smith).

Riessler streicht **גִּזְזִי** als Glosse. Doch wird das Wort durch sämtliche alte Versionen geschützt. Allerdings bleibt dann immer noch das Fehlen des Artikels und der nota accusativi auffallend. Reinke und Ewald suchen diese Inkongruenz durch die Annahme zu beseitigen, **אֶת** vor **הַפֶּסֶחַ** und **הַחֹלֶה** sei nicht nota accusativi, sondern Präposition (mit). Doch auch in diesem Fall bliebe das Fehlen des Artikels vor **גִּזְזִי** unerklärt. Isopescul, v. Hoonacker und J. M. P. Smith (vgl. auch Procksch) ergänzen daher sowohl den Artikel als auch die nota accusativi, indem sie **אֶת־הַגִּזְזִי** lesen unter Berufung auf den bereits von Wellhausen u. a. geltend gemachten Ausfall der Buchstaben **אתה** wegen der Ähnlichkeit mit den drei letzten Buchstaben des vorhergehenden Wortes. Doch dürfte es sich noch mehr empfehlen, nach Peš. (**מִן הַטִּפִּיאַ**) und Vulg. (de rapinis) **מִגִּזְזִי** zu lesen; allerdings muss dann vor dem ersten **אֶת** das **ו** gestrichen werden, das Peš. und Vulg. nicht gelesen zu haben scheinen, und das sowohl in einer Reihe von HSS bei Kennicott

und de Rossi (s. de Rossi III z. St.) als auch in mehreren älteren Druckausgaben (Soncino 1488. Brescia 1494. Compl. 1514—17, s. Ginsburg HB z. St.) fehlt.

Über **הַחֹלֶה** und **הַפֶּסֶחַ** s. oben (S. 70 ff.) z. V. 8. **הַחֹלֶה** ist hier plene geschrieben wie auch in V. 8 bei einigen Kodd. und Drucken (s. oben S. 72). Die maskuline Form des Part. act. **קָל** in Verbindung mit dem Artikel nur hier, s. B. I Kap. VIII § 11 S. 434, die entsprechende feminine Form dagegen lässt sich zweimal im A. T. nachweisen (Ez. 34, 4. 16).

Das zweite **וְהִבֵּאתֶם** wird als irrige Wiederholung des ersten gestrichen von Graetz, desgleichen nebst den drei folgenden Konsonanten (**אֶתֶּה**) von Nowack², Marti^{D°}, Haller² und nebst den beiden folgenden Worten **אֶת־הַמִּנְחָה** von Sievers, Riessler, Sellin, Nowack³. Statt der beiden letztgenannten Worte liest Wellhausen **אתה מנחה** (= **אתו מנחה**); angeschlossen haben sich ihm: Budde, Isopescul, Ehrlich, J. M. P. Smith, desgleichen v. Hoonacker, der jedoch daneben mit der Möglichkeit rechnet, **אתה** zu vokalisieren („et vous offrez avec cette victime une mincha [une offrande de substances végétales]“). Nowack^{Ki} stellt neben der von ihm vorgeschlagenen Streichung die LA Wellhausens zur Wahl. Gleichzeitig mit der Streichung von **וְהִבֵּאתֶם** emendiert Graetz auch **את** in **אל**.

Die Beseitigung des zweiten **וְהִבֵּאתֶם** ist, wie auch Marti^{KHS} mit Recht annimmt, jedenfalls überflüssig. Allerdings fehlt es in der Peš., die jedoch hier etwas frei übersetzt zu haben scheint: **דְּמִיתִין אַנְתּוֹן מִן הַטַּפִּיא קוֹרְבָנָא חֲגָא וּכְדִירָא** = quoniam ex rapina defertis oblationes claudas et aegrotas.

Mit Recht macht Wellhausen und im Anschluss an ihn auch J. M. P. Smith, Isopescul und v. Hoonacker darauf aufmerksam, dass das zweite **וְהִבֵּאתֶם** das erste wieder aufnehme, weil die Reihe der Objekte etwas lang geworden sei. Marti^{D°} ergänzt diese Erklärung noch durch den Hinweis auf Sach. 6, 10 f.; 8, 23. Zu dem Gebrauch der Epanalepse bei Maleachi s. B. I Kap. VIII § 5 S. 412 f.

Unbegründet und künstlich ist die Erklärung von Köhler und Keil, die das erste **וְהִבֵּאתֶם** von der Herzubringung der Opfertiere zur Schlachtung, das zweite von der Darbringung auf dem Altar verstehen. Übrigens hätten sich beide noch auf die aeth. Tochtersversion der LXX berufen können; diese bietet

zwischen **הַחֹלֶה** und dem zweiten **וְהַבְּאֵתָם** noch den Zusatz *uesta mašūā'eteja* = *πρὸς τὸ θυσιαστήριόν μου*. Die von Wellhausen vorgeschlagene und vielfach akzeptierte (s. oben S. 150) Abteilung der Konsonanten **אֵתָה מְנָה** ist durchaus ansprechend; auch hat sie eine gewisse Stütze am Targ.: **ומיתין אתון לה בקורבנא**. Ebenfalls könnte für sie der Umstand angeführt werden, dass bei der Verbindung von **הָבִיא** mit doppeltem Akkusativ für gewöhnlich der eine Akkusativ determiniert, der andere dagegen indeterminiert ist (Lev. 4, 23. 28; 5, 6 f. 15), wobei der zweite auch durch die Präposition **לְ** mit ihrem Kasus umschrieben werden kann (Num. 6, 12). Doch kommt vereinzelt auch eine Determination beider Akkusative vor, wenn es sich um eine generelle Determination handelt (Lev. 5, 11. Num. 5, 15). Die Determination der beiden Akkusative 1) **הַפֶּסַח** und **הַחֹלֶה** und 2) **הַמְּנָה** wäre demnach nicht zu beanstanden. Am unmissverständlichsten hätte sich allerdings der Prophet ausgedrückt, wenn er geschrieben hätte: **וְהַבְּאֵתָם אֹתוֹ לְמְנָה**.

Der Ausdruck **הָבִיא**, von der Opferdarbringung gebraucht, findet sich häufig bei P (vgl. Lev. 4, 23; 5, 6 f.; 7, 29 f.; 16, 12; 23, 10. 14 f. Num. 5, 15; 15, 25), jedoch vereinzelt auch bei D (Dt. 12, 6. 11; 26, 10) und J (Gen. 4, 3 f.), sowie öfters in der prophetischen Literatur (Jes. 1, 13; 43, 23; 66, 20. Jer. 17, 26. Am. 4, 4).

Die Rüge des Propheten wendet sich in V. 13a^βγ^δ den Handlungen der Priester zu. Es ist derselbe Vorwurf, den er schon in der ersten Wendung V. 8 gegen sie erhoben, jedoch in verschärfter Form gehalten. Dort hatte Maleachi den Dienern des Heiligtums es zur Last gelegt, dass sie fehlerhafte Tiere auf den Altar bringen, hier tritt als weiteres Gravamen die Anklage hinzu, dass die fehlerhaften Tiere zugleich geraubtes Gut seien.

גָּזוּל bedeutet hier weder das Verstümmelte bzw. Verwundete (Venema [truncatum vel vulneratum] und v. Hoonacker [mutilé] unter Berufung auf das arab. **جَزَى** [secuit, resecuit, s. Freytag, Lex. s. v.] bzw. **جَزَى** [laesus vulneratusque fuit in dorso vel humero, s. Freytag a. a. O.] bzw. **أَجَزَى** [dorsum laesus sauciusque

machen; es muss auch ethisch makellos sein. Von der letzten Konsequenz eines rein formalistischen Ritualismus wird der Prophet so durch ethische Gesichtspunkte bewahrt. Vgl. den ganz ähnlichen Gedanken Jes. Sir. 31, 21 f. 24: „Ein Brandopfer von ungerechtem Gut ist eine befleckte Gabe, und nicht sind wohlgefällig die Darbringungen der Frevler. Den Sohn schlachtet vor den Augen des Vaters, wer ein Opfer darbringt vom Gut der Armen“, s. Smend WJS z. St.

Eine analoge Auffassung könnte man auch bei Tritojesaia (Jes. 61, 8) konstatieren, falls man in Anlehnung an die Vokalisation des MT die Worte **שָׁנָא גֹדֵל בְּעוֹלָה** mit Vulg., Raschi, I.-Ezra, Kimhi, Luther übersetzen wollte: (quia ego Dominus . . .) odio habens rapinam in holocausto bzw. (denn ich . . .) hasse räuberische Brandopfer. Doch aller Wahrscheinlichkeit nach wird hier mit LXX, Peš. und Targ. nicht **בְּעוֹלָה**, sondern **בְּעִילָה** zu punktieren und dementsprechend zu übersetzen sein: („ich Jahve . . .) hasse Raub mit Frevel“ bzw. „mit Unrecht verbundenes Geraubtes“ bzw. „frevelhaften Raub“, d. h. den frevelhaften Raub, den die Völker an den Juden verübt, s. z. St. Marti KHCAT. Duhm Jes.⁴. Kittel, Jes.⁶ König, Jes. Feldmann, Is. So bleibt denn der Protest gegen die Darbringung geraubter Opfertiere innerhalb des A. T. Maleachis Sondergut, s. B. I Kap. VI § 31 S. 323.

הַיְיֹלָה kann hier wegen der Beziehung auf **הַפֶּסֶחַ** und **הַיְיֹלָה** ebensowenig wie in V. 10 (s. oben S. 103) und in V. 11 (s. oben S. 120) das Speisopfer (Luther, Drusius, Cornel. a Lap., J. H. Michaelis, Hitzig, Knabenbauer, auch v. Hoonacker im Falle der Annahme der LA **אֵתָהּ** [s. oben S. 150], vgl. Sellin), sondern nur die Opfergabe überhaupt bezeichnen, vgl. Köhler und Tichomirow.

הָאֲרֶצֶה ist eine nur hier vorkommende Form, s. B. I Kap. VIII § 11 S. 434; ohne Fragepartikel dagegen begegnet die 1. Prs. Sg. m. Imprf. **קָל** öfters (1, 10. Ez. 20, 41. Am. 5, 22, auch Hag. 1, 8). Wie in V. 8b und 9b (s. oben S. 82. 93), so ist auch hier die Frage rhetorisch zu verstehen im Sinne eines Verneinungssatzes. Die Peš. trifft daher den Sinn der Frage durchaus richtig, wenn sie die Fragepartikel gleichwie in V. 9b (s. oben S. 91) durch die Verneinungspartikel **לֹא** wiedergibt, ebenso von den Tochterversionen der LXX die kopt.-b. (nach Isopescul), arab. (**كَلَى**) und aeth. (**ἰ**).

מִידָכָם wird von Ehrlich gestrichen, „denn Tiere, wie sie hier beschrieben sind, nimmt JHVH überhaupt nicht als wohlgefällige Opfer an, gleichviel wer sie darbringt“. Das heisst doch einfach den Ausdruck pressen, der nicht nur durch alle alten Versionen geschützt wird, sondern auch zu den charakteristischen Wendungen Maleachis gehört, s. oben (S. 89 f.) z. V. 9. LXX (*ἐκ τῶν χειρῶν ὁμῶν*) und Peš. (כִּי אֵינֶיכֶן) bieten auch hier wie V. 9 bzw. V. 10 (s. oben S. 90. 103) und ebenfalls 2, 13 (s. unten z. St.) den Plural.

Die Frage des Propheten hat also den Sinn, dass die Priester nicht bei Gott auf eine gnädige Aufnahme ihrer defekten kultischen Leistungen rechnen dürfen; sie bildet zugleich die Ergänzung zu der Frage V. 9b (הֲיֵשָׁא פְּנֵיכֶם s. oben S. 92), die von der Aufnahme der Person der Darbringer bei Gott handelte; knüpfte die Frage in V. 9b direkt an die Frage הֲיֵשָׁא פְּנֵיךָ in dem Bilde von V. 8b an, so unsere Frage an die in V. 8b unmittelbar vorausgehende הֲיִרְצֶה (s. oben S. 80).

Die den Vers abschliessende Formel lautet hier wie 1, 2aa und 3, 13a אָמֵר יְהוָה (s. oben S. 3). Einige HSS (s. Ginsburg HB z. St.) haben jedoch hinter יְהוָה noch den Zusatz צְבֹאוֹת; auch LXX und Peš. bestätigen diese LA. Es empfiehlt sich daher vielleicht, mit Marti^{Do}, Isopescul, Nowack^{Ki}, Budde, Riessler, Haller², J. M. P. Smith, Procksch hier die Schlussformel nach Analogie der auch sonst bei Maleachi üblichen Gestalt (s. oben S. 3 z. 1, 2) zu ergänzen. Jedenfalls ist die Erweiterung von אָמֵר יְהוָה durch Ergänzung von צְבֹאוֹת der Streichung der beiden Schlussworte durch Sievers (Misc. S. 145, aber nicht M. St. I S. 500 f.), Sellin, Nowack³ vorzuziehen.

Zusammenfassung von V. 13.

Zur Entschuldigung ihres im Vorhergehenden (V. 12) gerügten abschätzigen Urteils über den Altar und dessen Opfer berufen sich die Priester auf die traurige Lage der Gegenwart, den allgemeinen Notstand und die Armut der Gemeinde. Aber Jahve lässt diese Erklärung nicht gelten. Durch ihre innere Stellung zum Kultus reizen sie vielmehr Jahve zum Zorn, bringen ihn gegen seine eigenen Diener auf. Und gar ihre Handlungen! Was die Priester zum Altar bringen, trägt nicht nur den Makel

physischer Minderwertigkeit an sich, seien es nun lahme oder kranke Tiere, die sie opfern, sondern ist auch mit moralischen Defekten behaftet: unrechtmässig den Besitzern entrissenes Gut wird in Jerusalem als Opfergabe dargebracht, mit der man Jahves Gnade zu gewinnen und zu befestigen sucht. Für solche Opfergaben hat Jahve allerdings schwerlich Wohlgefallen übrig, sondern ganz etwas anderes. Was, das besagt der folgende Vers.

ββ) V. 14: Die Entweihung des göttlichen Namens durch die Tat bei den privaten Gelübdeopfern.

Nein, vielmehr verflucht ein solcher, der da Betrug übt, ein solcher, in dessen Herde ein Männliches ist und der 'es' gelobt, aber (dann doch) ein schlechtes Stück Jahve opfert! Denn ein Grosskönig bin ich, spricht Jahve der Heere, und ehrfurchtgebietend ist mein Name (im Gebiet) der Heidenvölker.

In direktem Anschluss an V. 13 fährt der Prophet fort mit den Worten **וְאֶרְרֶה וְיָגֵי**. Das **ו** vor **אֶרְרֶה** hat gegensätzlich steigernde Bedeutung wie Am. 5, 24; in gleichem Sinne steht 2. Sam. 17, 16 **וְיָגֵם**. An beiden Stellen ist **ו** bzw. **וְיָגֵם** Äquivalent für das sonst gebräuchlichere **כִּי־אֵם** (Gen. 15, 4; 32, 29; 35, 10. 1. Kön. 22, 31. 2. Kön. 19, 18. Am. 3, 7. Sach. 4, 6. Ps. 1, 2) bzw. **כִּי** (Gen. 17, 15; 24, 4; 45, 8. Jos. 17, 18. 1. Kön. 21, 15). Nach einer rhetorischen Frage mit virtueller Verneinung wie z. B. Mi. 6, 4 wird **כִּי** bzw. **כִּי־אֵם** am besten wiedergegeben durch: nein, vielmehr, s. Ges.-K.²⁸ § 163b. So auch hier das **ו** vor **אֶרְרֶה**. Richtig v. Til (imo) und Drusius (quin); ähnlich auch Pressel (nein!). Das rein adversative „aber, doch“ bzw. „at, but“ (Reinke, Umbreit, Ewald, Haller², Isopescul, Rosenmüller, Pocock, Procksch, J. M. P. Smith) wird der Gedankennuancierung des Textes nicht vollkommen gerecht, noch weniger das rein kopulative „und“ (LXX, Peš., Targ., Köhler, Keil, v. Orelli, Riessler, Duhm, Sellin). Eine unberechtigte Erleichterung ist es jedoch, das **ו** ganz unübersetzt zu lassen (Vulg., aeth., v. lat.^{sa}, Luther, Cornel. a Lap., Cappellus, Clericus, Balduin, Calmet, J. D. Michaelis, Nowack³, Wellhausen, Marti^{KHS}, v. Hoonacker).

אָרור ist der Verfluchte, der mit Fluch Belegte, genauer der von Gott Verfluchte. Der Ausdruck scheint die stärkste von den altt. Verwünschungsformeln zu sein entsprechend der Steigerung, die der Stamm ארר gegenüber den sinnverwandten Stämmen קלל, קלב, אלה darstellt. Die stärkste Verwünschungsformel ist zugleich aber auch die gebräuchlichste, namentlich in formelhafte Wendungen (vgl. Gen. 3, 14; 4, 11; 9, 25; 27, 29; 49, 7. Num. 24, 9. Dt. 27, 15—26; 28, 16—19). Möglicherweise handelt es sich auch hier, wenigstens bei den ersten Worten des Verses, um eine feststehende liturgische Formel. Vgl. R. Kittel, Segen und Fluch (PRE³ XVIII S. 148—154). H. Gunkel, Fluch im alten Israel (RGG¹ II Sp. 921). J. Pedersen, Der Eid bei den Semiten (Studien zur Geschichte und Kultur des islamischen Orients III), Strassburg 1914, S. 64 ff. S. Mowinkel, Segen und Fluch in Israels Kult und Psalmdichtung (Psalmenstudien V), Kristiania 1924, S. 61 ff. J. Hempel, Die israelitischen Anschauungen von Segen und Fluch im Lichte altorientalischer Parallelen (ZDMG 1925 S. 20—110).

Wie auch sonst noch 16mal im A. T., so erscheint auch hier אָרור in Verbindung mit einem Partizipium (נוֹכַל), s. Gen. 27, 29. Num. 24, 9. Dt. 27, 15—26. Ri. 21, 18. Jer. 48, 10, vgl. J. Hempel a. a. O. S. 66 A. 3. Zu sonstigen Verbindungen von אָרור, sei es mit einem Pronomen personale (z. B. Gen. 3, 14), sei es mit einem Nomen proprium (Gen. 9, 25), sei es mit einem Nomen appellativum (z. B. Gen. 3, 17) s. Hempel a. a. O.

נוֹכַל ist eine nur hier im A. T. vorkommende partizipiale Kalform, s. B. I Kap. VIII § 11 S. 432; sonst findet sich nur noch einmal das Pi'el (Num. 25, 18) und zweimal das Hithpa'el (Gen. 37, 18. Ps. 105, 25), sowie einmal das Nomen נֹכַל (Num. 25, 18: בְּנֹכַלֵּיהֶם). Der Ausdruck נֹכַל bezeichnet denjenigen, der arglistig, betrügerisch bzw. heuchlerisch handelt. Treffend Vulg.: dolosus; nicht minder treffend paraphrasiert das Targ.: דִּיעֲבִיד בִּנְכַל = qui agit cum fraude. Auf der gleichen Linie liegt auch die Erklärung Raschis: מַתְנַכֵּל בְּמַרְמָה בְּדַבְרֵי שָׁקֶר (= einer, der da arglistig handelt mittelst Betrug durch Lügenworte), sowie die Kimḥis: הוֹשֵׁב מַחֲשָׁבָה רָעָה וְעוֹשֶׂה בְּעַרְמָה (= einer, der einen bösen Gedanken hegt und hinterlistig handelt).

LXX bietet $\delta\varsigma \eta\gamma \delta\upsilon\nu\alpha\tau\acute{o}\varsigma$, las also vermutlich יוכל bzw. יכל (vgl. Faber [RBML VI S. 111], Reinke, Isopescul, Riessler, Tichomiroff) oder fasste נוכל als Part. Nif. von יכל (Cappellus [z. St. vgl. auch Crit. sacr. II S. 516], Reinke). Peš. lässt das Wort aus. Bachmann (Dod. S. 27) emendiert: וְאֶרְוִתִּי כָּל־לֵוִי שֶׁבְעָדְרוֹ וְגו' = „so will ich denn verfluchen jedweden Leviten, in dessen Heerde ein männliches ist“. Dieser Text passt vortrefflich in den Zusammenhang, doch fehlt ihm leider eine genügende Stütze an den alten Versionen.

Die folgenden Worte in Gl.a enthalten eine nähere Erklärung des Begriffs נוכל, während Gl.b das אָרֹר motiviert. Nach Köhler, Keil und Knabenbauer handelt es sich hier allerdings nicht um eine, sondern um zwei Gruppen von Fluchwürdigen: 1) Um diejenigen, die Jahve zu betrügen suchen, indem sie in allen den Fällen, wo das Gesetz die Darbringung eines kostspieligen männlichen Opfertieres vorschrieb (Lev. 1, 3. 10; 4, 3. 23; 22, 18 f.), nur ein weibliches stellten unter dem Vorwande, kein männliches zu besitzen. 2) Um diejenigen, die ihre Gelübde mit schlechten Opfertieren lösen. Demnach umfasst die Erklärung von נוכל nach Köhler, Keil und Knabenbauer nur die Worte וְיִשׁ בְּעָדְרוֹ וְזָכָר, während der Satz וְיִבְחָה מִשְׁחָת לְאֶדְנִי eine zweite Gruppe von Fluchwürdigen nennt. Doch bei dieser Annahme mutet die Prägnanz des ersten Partizipialsatzes dem Leser etwas zu viel zu; jedenfalls müsste hinter נוכל noch ein נִקְבָּה ergänzend hinzugedacht werden; auch wäre wohl in diesem Fall vor נִדָּר ein zweites אָרֹר zu erwarten, vgl. Dt. 27, 14–26.

Die Erläuterung des Begriffs נוכל umfasst drei Aussagen: 1) וְיִשׁ בְּעָדְרוֹ וְזָכָר, 2) וְנִדָּר und 3) וְיִבְחָה מִשְׁחָת לְאֶדְנִי. Die erste Aussage, durch ו eingeleitet, steht zu dem Hauptsatz in dem Verhältnis entweder eines Umstandssatzes oder eines Explikativsatzes; in beiden Fällen wird diese Aussage hier wie Gen. 14, 13; 16, 1. Ri. 17, 7. Jes. 33, 1. Pr. 19, 1. Dan. 10, 5 wohl am besten durch einen Relativsatz wiedergegeben, vgl. König, Synt. § 361 a–c. Ges.-K.²⁸ § 156 b. Nach Budde wäre für וְיִשׁ blosses יִשׁ zu erwarten; ebenso Nowack³. Durch die Streichung des ו bleibt übrigens der Charakter des folgenden Satzes unverändert, da nominale Umstandssätze auch asyndetisch angereiht

werden können, vgl. König a. a. O. § 361b. Ges.-K.²⁸ § 156a.c. Brockelmann, V. Gr. II S. 505. Jedenfalls wird das ו gestützt durch LXX und Targ., während die Übersetzung der Peš. (ראית לה) und Vulg. (qui habet) hier einen Relativsatz aufweist, der eine Vorlage sowohl mit als auch ohne ו zur Voraussetzung haben kann; das gleiche gilt innerhalb der Tochtersversionen der LXX von der syr.-hex., während durch die arab., v. lat., slav. das ו ausdrücklich bezeugt ist; eine Sonderstellung nimmt die aeth. ein, die zwar das ו nicht bietet, deren Text aber wegen der im gegebenen Fall darin herrschenden grossen Verwirrung kaum als vollwertiger Zeuge in Betracht kommt, s. Bachmann, Dod. S. 27. 46 A. 1.

זָכָר wird von Kimḥi für gleichbedeutend erklärt mit זָכָר תָּמִים (vgl. Lev. 1, 3. 10; 4, 23), und zwar unter Berufung auf Jes. 1, 18, wo זָכָר = זָכָר לְבָן ist. Ebenso Drusius, Pocock, Venema, v. Hoonacker (le mâle tel que le veut la loi rituelle, à savoir sans tache), J. M. P. Smith (an animal that fully meets all the requirements for sacrifice), Ehrlich (ein gesundes, makelloses Tier nach Gen. 17, 14. Jes. 66, 7. Jer. 20, 15). Etwas abweichend Cornel. a Lap., Cappellus, Calmet, die זָכָר einfach mit תָּמִים identifizieren, z. T. unter Berufung auf das vergilische mascula tura (Bucol. ecl. VIII, 65). Jedenfalls zeigt der Gegensatz gegen מִישְׁתָּה (s. unten S. 160 f.), dass זָכָר, sei es metonymisch, sei es brachylogisch, Bezeichnung eines tauglichen, d. h. makellosen Opfertieres ist; ja, vermutlich liegt in dem Wort noch mehr: es soll das denkbar beste Opfertier bezeichnen. Diese Vermutung wird nahe gelegt durch die Erwägung, dass bei den Gelübdeopfern (Lev. 22, 21) wie überhaupt bei den Šelamimopfern (Lev. 3, 1. 6) im Unterschied von den Brand- und Schuldopfern (Lev. 1, 3. 10; 5, 15. 25) auch weibliche Opfertiere unterschiedslos neben den männlichen zulässig waren; doch galten altsemitischer Auffassung entsprechend (vgl. W. R. Smith OTJC S. 406 A. 2) die männlichen Tiere stets als die besseren (vgl. Dillmann-Ryssel, EL³ z. Lev. 3, 1). Mit Raschi (אֵיל הַדְּגוֹן) und J. H. Michaelis (unter Berufung auf Bochart, Hieroz. I S. 584: aries sanus) den Begriff lediglich auf das männliche Kleinvieh zu beschränken, liegt keine Veranlassung vor.

Besonders häufig wird זָכָר bei P gebraucht als Bezeichnung des männlichen Tieres (Ex. 12, 5. Lev. 1, 3. 10; 4, 23), und zwar

vornehmlich im Gegensatz zum weiblichen (נִקְבָּה Gen. 6, 19; 7, 3. 9. 16. Lev. 3, 1. 6). Doch findet sich der Ausdruck vereinzelt auch schon bei J: Ex. 34, 19 (LXX); 13, 12. 15 (הַיִּזְכָּרִים). Ebenfalls das Deuteronomium stellt זָכַר und נִקְבָּה einander gegenüber, wenn auch nur in Anwendung auf Menschen (Dt. 4, 16).

Die zweite Aussage wird ebenfalls durch ו eingeleitet: וְנִדְרֵי = der ein Gelübde tut. Die scriptio defectiva in den meisten HSS, sowie in den Druckausgaben von Soncino (1488), Neapel (1491—93), Brescia (1494), Compl. (1514—17), Venedig (1524/25, s. Ginsburg HB z. St.), Hahn, Ginsburg, Kittel; dagegen bieten die Ausgaben von Pesaro (1511—1517), Venedig (1517 und 1521, s. Ginsburg HB z. St.), auch Baer die scriptio plena וְנִדְרֵי.

LXX übersetzt καὶ εὐχῇ αὐτοῦ ἐπ' αὐτῶ, las also vielleicht וְנִדְרֵי עָלָיו, was Graetz auch für den ursprünglichen Text hält. Bachmann (Dod. S. 27) dagegen vermutet, dass עָלָיו auf ein ursprüngliches עָלָה zurückgehe, rekonstruiert aber den Text וְנִדְרֵי זֶבַח מִשְׁחָת. Mit der LXX stimmen auch deren Tochterversionen überein, ausgenommen die aeth., die ὁ εὐχῇ (zabō bes'āta) gelesen zu haben scheint, doch vgl. das oben (S. 158) Bemerkte. Sievers streicht וְנִדְרֵי als das einzige Wort, das mit Sicherheit auf Privatopfer hinweise und so die Beziehung des Verses auf die Priester ausschliesse; ebenso auch vermutungsweise Nowack^{K1}. Doch wird der MT bestätigt durch Peš., Vulg. und wohl auch Targ. (וְהוּא חַיִּיב לְנִדֵּר). Mit Recht macht J. M. P. Smith darauf aufmerksam, dass durch die Streichung von וְנִדְרֵי der prophetische Vorwurf gegen die Priester bedeutend abgeschwächt wird. In der Tat ist ja die Darbringung eines fehlerhaften Tieres bei einem freiwillig übernommenen Gelübdeopfer unendlich viel gravierender als bei einer obligatorischen Kultushandlung.

Lässt man MT unverändert, so entsteht naturgemäss die Frage, was als Objekt zu וְנִדְרֵי zu fassen sei. Wellhausen, v. Orelli³, Haller² ergänzen es aus dem Vorhergehenden (וְזָכַר), Drusius, Venema, Reinke aus dem Folgenden (מִשְׁחָת), während Luther, Cornel. a Lap., Cappellus, Köhler, Keil, Tichomiroff, Duhm, v. Hoonacker, Marti^{KHS4}, J. M. P. Smith nach dem Vorgang der Vulg. (votum faciens) das Verbum absolut fassen.

Grammatisch sind alle drei Auffassungen zulässig. Bei der

jetzigen Gestalt des MT würde es allerdings auf den ersten Blick am nächsten liegen, וְנִדְּרָר absolut zu fassen. Doch in diesem Fall würde der Prophet den Priestern nur die Tatsache zur Last legen, dass sie, wenn es sich darum handelt, ein Gelübde zu tun, sich damit begnügen, Gott ein minderwertiges Tier zu geloben und zu opfern, ob sie schon im Besitz guter Tiere sind, m. a. W. der Prophet würde dann den Priestern nur eine pietätlose Nichtachtung gegen Gott, nicht aber direkt Betrug vorwerfen, und das נִדְּרָר zu Beginn des Verses würde in keinerlei Zusammenhang mit dem Folgenden stehen. Daher empfiehlt es sich vielleicht am ehesten, mit G. A. Smith, Marti^{Do}, Budde, Riessler, Isopescu^l, Sellin, Nowack³, Procksch וְנִדְּרָר zu lesen. Gestützt wird diese LA allerdings, wie G. A. Smith zuerst richtig gesehen, durch die LXX (καὶ εὐχῇ αὐτοῦ ἐπ' αὐτῶ = וְנִדְּרָר עָלָיו, s. oben S. 159), doch müsste bei der Berufung auf die LXX mit Riessler ἐπ' αὐτῶ = נִדְּרָר gefasst und dieses wiederum als Dublette von נִדְּרָר erklärt werden. Darum dürfte es richtiger sein, sich für die LA וְנִדְּרָר vor allem auf diejenige Rezension der LXX zu berufen, die durch die aeth. Tochterversion derselben (zabō bes'āta = ḫ̄ εὐχῇ, s. oben S. 159) repräsentiert wird. Das Suffix in וְנִדְּרָר ist dann natürlich auf זָכָר zu beziehen. Die suffigierte Form des Part. act. Kal von נָדַר (נִדְּרָר), ebenso wie die nichtsuffigierte (נִדַּר) nur hier (s. B. I Kap. VIII § 11 S. 434), während die nicht-suffigierte, jedoch durch den Artikel determinierte Form (הַנִּדַּר) sich noch Lev. 27, 8 findet.

Die dritte Aussage endlich wird ebenfalls durch י eingeleitet; sie lautet: וְיֹבֵחַ מִשְׁחָת לְאֲדָנִי. Im Hinblick auf den Gegensatz zu זָכָר wird מִשְׁחָת von einigen mit Pathah in der zweiten Silbe punktiert (מִשְׁחָת) und als kontrahiertes Part. fem. Hof'al (= מִשְׁחָתָה bzw. מִשְׁחָתָה) erklärt, und zwar im Sinne von: femina corrupta bzw. ein erbärmliches Muttertier. Diese Erklärung stützt sich z. T. auf die Analogie von מִשְׁחָת (= מִשְׁחָתָה 1. Kön. 1, 15) und מִשְׁחָת (= מִשְׁחָתָה Jes. 52, 14). So Ewald (Lehrb.⁸ § 188b), Maurer, Hitzig, Reinke, vgl. Riessler. Dagegen haben die alten Versionen den Ausdruck מִשְׁחָת als Masculinum bzw. Neutrum verstanden. LXX διεφθαρμένον. Theod. u. Symm. ἔμψυμον. Peš. דְּכָרִיָּה. Targ. דְּמַחְבֵּל. Vulg.

debile. In Übereinstimmung damit bieten mehrere HSS (Petropolitanus ai. 1010, Erfurtensis 2, Heidenheimianus, s. Baer z. St.) und Druckausgaben (Baer, Ginsburg, Kittel) מִשְׁחָת. Dieser Punktation ist jedenfalls der Vorzug zu geben mit Köhler, Keil, v. Orelli³, Nowack³, Marti^{Do}, Isopescul, Tichomiroff, v. Hoonacker, Sellin, J. M. P. Smith, Ehrlich, vgl. auch die Übersetzungen von Luther, Calvin, Cappellus, Drusius, Pocock, Wellhausen, Haller², Duhm, Procksch.

Die Bedeutung des Part. Hof'al wird von Raschi und Kimhi treffend mit בעל מום bzw. יש בו מום erklärt. Das Wort ist demnach zusammenfassende Bezeichnung für das, was in V. 13 פֶּסֶחַ und חֹלֶה und in V. 8 auch עֵזֶר genannt wird, d. h. ein misstratenes, untaugliches, fehlerhaftes, schadhaftes, schlechtes Stück Vieh. Treffend Luther: ein Untüchtiges. Nicht übel auch Duhm^U: ein verunglücktes. Mit Unrecht verengert Buhl (HW¹⁶ s. v. שָׁחַת) unter Berufung auf Lev. 22, 24 f. die Bedeutung von מִשְׁחָת durch die Übersetzung: „kastriert“. Ausser an unserer Stelle und Lev. 22, 25 findet sich die Form מִשְׁחָת im A. T. nur noch Prov. 25, 26, und zwar in adjektivischer Bedeutung: „verderbt“ als Qualifikation zu מָקוֹר (|| מַעַן נִרְפָּשׁ = getrübtter Quell), s. B. I Kap. VIII § 10 S. 428.

לֵאדָנִי ist die LA der Okzidentalien (מערבאי), während die Orientalen (מזרחאי) dafür לִיהוָה bieten, s. Ginsburg HB z. St., vgl. auch Gr. Baudissin, Kyrios I S. 507. Nach Marti^{Do}, Sievers, Sellin, Nowack³ ist letztere LA die ursprünglichere, die ebenso wie in V. 12 durch das Kêrê am Rande verdrängt worden sei. Duhm^U, Marti^{KHS} lassen das Wort in der Übersetzung fort und scheinen es demnach als Zusatz zu betrachten. Riessler schlägt vor, לֵי zu lesen, das, als Abkürzung von לִיהוָה angesehen, später in לֵאדָנִי umschrieben worden ist, ebenso Marti^{KHS}. In der Tat würde im Hinblick auf das folgende אֲנִי sich לֵי ganz vortrefflich in den Zusammenhang des Kontextes einfügen. Doch, wie bereits oben (S. 156) vermutet worden, handelt es sich hier möglicherweise um eine mit dem Jahvenamen zusammengesetzte feststehende, vielleicht liturgische Formel, die der Prophet unverändert herübergenommen, unbekümmert um die mit der wörtlichen Herübernahme zusammenhängende Inkonzinnität betreffend den Wechsel der 1. und 3. Pers. .

Durch die besprochenen drei Aussagen wird demnach der נִכְלָן näher charakterisiert als einer, der beim Gelübdeopfer Betrug verübt; der Betrug besteht darin, dass der Schuldige, der in gegebener Veranlassung Gott das beste Tier seiner Herde zu opfern gelobt hat, bei der Einlösung des Gelübdes irgendein schlechtes, ja vielleicht das schlechteste dafür substituiert.

Innerhalb der Gesetzessammlungen des Pentateuchs enthält sowohl das Deuteronomium (Dt. 23, 22 ff.) als auch P (Num. 30, 3) eine Bestimmung darüber, dass ein Gelübde genau in Übereinstimmung mit der Form, in der es ausgesprochen, eingelöst werden müsse; inbezug auf das Gelübde an Vieh bietet P noch die ergänzende Verordnung, dass im Falle eines Umtausches beide Tiere, das gelobte und das damit vertauschte, dem Heiligtum verfallen (Lev. 27, 10).

Trotz der unverkennbaren Anlehnung Maleachis an das Deuteronomium (s. B. I Kap. VIII § 12), namentlich auch in der vorliegenden Rede (s. B. I Kap. IV § 7 S. 130 f.), rekurriert der Prophet hier weder direkt noch indirekt auf die Gelübdeordnung des genannten Gesetzeskorpus. Vielmehr scheint er, wie bereits oben (S. 156) vermutet worden, sich einer sonst nicht bekannten und dabei vielleicht uralten liturgischen Formel zu bedienen. War ja doch vermutlich der Satz, dass ein Gelübde in unveränderter Gestalt eingelöst werden müsse, in Israel uralte (Gen. 28, 20 ff. Ri. 11, 35 f. 1. Sam. 1, 11. 28. 2. Sam. 15, 7 f. Koh. 5, 3 ff.), vgl. Nowack, Archäol. II S. 264. Eine babylonische Parallele zu den Worten Maleachis s. bei Zimmern, Beiträge zur Kenntnis der babylonischen Religion (Die Beschwörungstafeln Šurpu II Z. 75 ff.), Leipzig 1901 (Assyriologische Bibliothek XII S. 6 f.). Materialien zum Charakter der Gelübde in Babylonien und Assyrien bietet J. G. Lautner in dem Artikel: Gelübde B. Vorderasien (RLVG IV, 1 S. 242 f.).

Nach Reinke, Hitzig, Wellhausen, Nowack³, Marti, Tichomiroff, I. Lévi (REJ 1891 S. 196), v. Hoonacker, Driver, Isopescul, Haller², Duhm, Riessler, Sellin ist der prophetische Vorwurf an die Adresse des Volkes bzw. der Laien gerichtet, die hier so nebenbei und nachträglich genannt werden, weil das Privatopfer neben dem Tāmîd, für das die Priester allein zu sorgen hatten (Ex. 29, 38—42), eine nur nebensächliche Rolle spielte, doch wird von einigen der genannten Ausleger wie Wellhausen die Mitverantwortlichkeit der Priester zugegeben. Konsequenter-

weise wird daher Gl.a von I. Lévi (a. a. O. S. 197), Duhm^A, Marti^{KHS} bzw. der ganze Vers von Sellin, Nowack⁸, Haller² als Zusatz gestrichen, s. B. I Kap. VII § 2 S. 362 f. Dagegen erklären Umbreit und Sievers die Priester für die Träger der Handlung; allerdings streicht Sievers יָנִיד als das einzige Wort im Vers, das mit Sicherheit auf Privatopfer hinweise. Andere endlich beziehen die Worte sowohl auf die Priester als auf die Laien (Venema, de Moor) bzw. auf jeden Israeliten, der unter dem Vorwande der Armut Jahve minderwertige Gelübdeopfer darbringt (Köhler, Keil, Knabenbauer). Sieht man auf den Zusammenhang, in dem V. 14 steht, so ist wohl kaum eine andere Beziehung als auf die Priester möglich, die in V. 6 ausdrücklich als die Adressaten dieser Rede bezeichnet werden; sowohl das Vorhergehende (V. 6—13) als das Nachfolgende (2, 1—9, vgl. besonders V. 1) handelt ja ausschliesslich von den Dienern des Altars.

Der Übergang der Rede an die Laien hätte doch irgendwie indiziert werden müssen. Auch ist nicht einzusehen, warum man den Priestern die Möglichkeit absprechen will, ein Gelübdeopfer zu entrichten; dazu hatten sie doch das gleiche Recht wie jeder andere. Allerdings erscheint der Tadel gegen die Priester in Gestalt einer ganz allgemein gehaltenen Sentenz bzw. Formel von der Fluchwürdigkeit derer, die in kultischen Dingen Betrug verüben. So richtig schon Balduin: „hinc generalem addit regulam adversus omnes hypocritas“. Vielleicht soll die allgemein gehaltene Formel von vornherein dem Irrtum begegnen, als gelten für die Priester andere Normen als für die Laien, als brauchten die Diener des Altars es nicht so streng zu nehmen wie das übrige Volk. Daher die Drohung: auch die Priester trifft der Fluch Gottes in gleichem Masse wie jeden anderen, dessen kultische Leistungen mit dem Makel der Unehrlichkeit behaftet sind. So bietet V. 14 nach mehreren Richtungen eine Ergänzung zu V. 13. Die Priester mit ihren minderwertigen Gaben werden nicht nur ungnädig von Jahve abgewiesen (V. 13b), sondern direkt mit dem göttlichen Fluch bedroht. Handelt es sich doch um mangelhaftes Opfermaterial nicht nur bei dem obligatorischen gottesdienstlichen Ritus, dem Tāmīd (V. 13), sondern auch bei so völlig spontanen kultischen Leistungen wie bei freiwillig übernommenen Gelübden. Zu dem ethischen Makel der Unehrerbietigkeit gegen Gott und des Eigentumsverbrechens am

Nächsten (V. 13a β) gesellt sich hier noch der Schandfleck betrügerischer Unwahrhaftigkeit gegen Jahve; zu Gelübden irgendwelcher Art lag ja keinerlei „muss“ vor; die Berufung auf die allgemeine Notlage (V. 13a α) konnte daher hier erst recht nicht verfangen.

In Gl.b folgt nun in Form von zwei Nominalsätzen eine doppelte Motivierung der Fluchwürdigkeit eines solchen Verhaltens. Die beiden Nominalsätze lauten:

1) כִּי מֶלֶךְ גָּדוֹל אֲנִי

2) וְשָׂמִי נֹרָא בְּגוֹיִם

Zu der chiasmatischen Wortstellung der beiden Nominalsätze s. B. I Kap. VIII § 5 S. 410.

ad 1) In V. 8b hatte der Prophet die schlechten Opfer in Parallele gestellt zu einem minderwertigen Geschenk, das man dem Statthalter darbringt. Doch hier ist mehr als ein Statthalter: Jahve ist ein grosser König. Die Darbringung physisch verkümmerter und mit ethischen Defekten behafteter Opfertiere ist eine Verletzung der Königswürde Jahves. Die Steigerung in der zweiten Wendung (V. 11—14) gegenüber der ersten (V. 6—10) ist unverkennbar: dort ist die Vernachlässigung des Kultus vor allem ein Akt der Unehreerbietigkeit des Sohnes gegen den Vater, des Knechtes gegen den Herrn (V. 6), hier ein *crimen aesaе majestatis* gegen einen grossen König. Es ist die einzige Stelle, an der Maleachi von dem Königtum Jahves spricht, s. B. I Kap. VI § 21 S. 298. Innerhalb der prophetischen Literatur ist Jesaia (Jes. 6, 5) der erste, der dieses schon in der vorprophetischen (1. Kön. 22, 19. Dt. 33, 5), ja vorköniglichen Zeit (Num. 23, 21. Ex. 15, 18) bekannte gemeinsemitische, genauer westsemitische (s. Gr. Baudissin, Kyrios III S. 44 ff.) Gottesepitheton bzw. diese Gottesbezeichnung auf Jahve übertragen hat (s. Gr. Baudissin a. a. O. S. 97. 189. 647). Jeremia ist ihm darin gefolgt (vgl. Jer. 8, 19, s. Volz, Jer.² z. St.), desgleichen Deuterjesaia (Jes. 41, 21; 43, 15; 44, 6; 52, 7); bei letzterem hat der Begriff bereits eine doppelte Seite: eine geschichtliche und eine eschatologische; geschichtlich betrachtet, ist Jahve Israels König als sein Schöpfer (Jes. 43, 15); in beiden Fällen ist jedoch Jahves Königtum national beschränkt. Eschatologisch orientiert und zugleich national beschränkt erscheint das Königtum Jahves auch Ob. 21. Mi. 4, 7. Sēph. 3, 15. Sach. 14, 9, während es

anderwärts wie z. B. Jes. 24, 23. Ps. 22, 29; 47, 8 ff.; 96, 10; 99, 1; 103, 19 durchaus universalistischen Charakter trägt.

Der Kontext, demzufolge der Hinweis auf Jahves Königtum als Motivierung des prophetischen Vorwurfs gegen die betrügerische Gelübdepraxis der Priester erscheint, lässt nur eine präsentische Fassung des Satzes **כִּי מֶלֶךְ גָּדוֹל אֲנִי** zu. Daraus folgt aber, dass Jahves Königtum hier vor allem in geschichtlichem jedoch nicht in eschatologischem Sinn zu verstehen ist. Doch in die geschichtliche Auffassung klingt leise auch ein eschatologischer Ton hinein, wie die Zusammenstellung mit dem folgenden Satz **וְשָׂמִי נֹרָא בְּגוֹיִם** beweisen dürfte, s. unten S. 168. Allerdings kann man wegen dieser Zusammenstellung nicht mit Boehmer (Der altt. Unterbau des Reiches Gottes, Leipzig 1902, S. 144. 161 f.) schliessen, Maleachi vertrete hier die Idee eines universalistischen Königtums Gottes; dem Partikularisten Maleachi lag diese Auffassung fern, nur ein Ansatz dazu kann hier konstatiert werden, s. B. I Kap. VI § 21 S. 299.

Maleachi bezeichnet Jahve hier nicht wie Jesaja einfach als **הַמֶּלֶךְ** (Jes. 6, 5), auch nicht wie Deuterojesaja als König Israels (Jes. 44, 6, vgl. Seph. 3, 15) bzw. Jakobs (Jes. 41, 21), auch nicht wie Tritosacharja als König über das ganze Land scil. Juda (Sach. 14, 9), auch nicht wie das B. Jeremia als König der Heidenvölker (Jer. 10, 7) oder als König der ganzen Erde (Ps. 47, 8) oder wie das B. Daniel als König des Himmels (Dan. 4, 34), sondern als **מֶלֶךְ גָּדוֹל**. Dieser Ausdruck wird sonst im A. T. von Jahve nur noch Ps. 47, 3 und 95, 3 (falls der Text hier in Ordnung ist, s. Gunkel GHKAT⁴ z. St.) gebraucht, und zwar an ersterer Stelle mit der präpositionellen Näherbestimmung **עַל־כָּל־הָאָרֶץ** und an letzterer Stelle mit der präpositionellen Näherbestimmung **עַל־כָּל־אֱלֹהִים**, vgl. auch das parallele, ebenfalls nur einmal vorkommende **מֶלֶךְ רַב** (Ps. 48, 3). In der nachkanonischen Literatur dagegen ist die Bezeichnung Jahves als des grossen Königs häufiger, z. B. Hen. 84, 5; 91, 13. Orac. Sib. III, 499—560. Tob. 13, 15. Ps. Sal. 2, 32, vgl. Bousset, Rel. d. Jud.³ S. 376 A. 1. In Anwendung auf Menschen dient der Ausdruck im A. T. zur Bezeichnung des assyrischen Grosskönigs (Jes. 36, 4 || 2. Kön. 18, 19); auch die persischen Könige führten den Titel *μέγας βασιλεύς* bzw. *βασιλεὺς ὁ μέγας* (Aristophanes, Plutos V. 170. Aves V. 486. Acharner

V. 65. 113 bei Gesenius, Jes. z. 36, 4). Vermutlich soll daher das Prädikat **מֶלֶךְ גָּדוֹל** Jahve als den Grosskönig bezeichnen, wobei dem Verfasser das Verhältnis des persischen Grosskönigs zu seinen Satrapen bzw. Unterkönigen vorgeschwebt haben mag. Die Parallele von V. 8 legt diese Vermutung jedenfalls nahe. Nach Ps. 95, 3 (s. Gunkel GHKAT⁴ z. St.) wären die Götter der Heiden als Jahves Unterkönige zu denken, doch Maleachi äussert sich über diesen Punkt nicht. Er begnügt sich mit der Konstatierung der Tatsache, dass das Verhalten der Priester deswegen fluchwürdig sei, weil es sich gegen die Person eines Grosskönigs richte.

Nach Jes. 57, 9 war in der nachexilischen Zeit unter der im Lande zurückgebliebenen Bevölkerung (den Samaritern) der altkanaanitische Melekhdienst mit seinen Kinderopfern (Jes. 57, 5) wieder im Schwange, vgl. Gr. Baudissin, Kyrios III S. 103. Vielleicht hat Maleachi auch im Gegensatz zu dieser synkretistischen Form der Gottesverehrung Jahve als den einen wahren und grossen **מֶלֶךְ** hingestellt. Jedenfalls ist es auffallend, dass sich die Bezeichnung Jahves als **מֶלֶךְ** vielfach gerade bei denjenigen Propheten findet, für deren Zeit die Ausübung des kanaani-schen Melekhdienstes bezeugt ist. Jesaja (6, 5) und Micha (4, 7) waren Zeitgenossen des Aħaz, der seinen Sohn im Feuer darbrachte (2. Kön. 16, 3); wenn der Name Melekh dabei auch nicht erwähnt wird, so handelt es sich doch offenbar um seinen Kultus, vgl. Gr. Baudissin, Moloch (PRE³ XIII S. 269—301) S. 270 f. Jeremia (8, 19) und Šephanja (3, 15) lebten zur Zeit des Josia, in dessen ersten Regierungsjahren die von Manasse eingeführte Melekhverehrung (2. Kön. 21, 6, vgl. Jer. 19, 5; 32, 35. 2. Chr. 33, 6) noch fortbestand (Šeph. 1, 5). Zu dem Königtum Jahves im B. Maleachi s. B. I Kap. VI § 21. Zu dem Königtum Jahves im A. T. überhaupt s. ausser den oben genannten Arbeiten von Gr. Baudissin noch O. Eissfeldt, Jahve als König (ZAW 1928 S. 81—105). W. Caspari, Der Herr ist König (Christ. u. Wiss. 1928 S. 23—31), vgl. auch A. Frhr. v. Gall, Über die Herkunft der Bezeichnung Jahves als König (Wellhausen-Festschrift [BZAW № 27] 1914 S. 145—160).

Die zwischen den beiden Nominalsätzen in Gl.b stehende Bekräftigungsformel **אֲמַר יְהוָה זָכָרָת** wird auch hier wie in V. 8. 9. 11. 13 als Zusatz gestrichen von Marti^{Do.KHS³} (aber nicht

KHS⁴) und Sievers, doch schwerlich mit Recht, s. das oben (S. 83) z. V. 8 Bemerkte. Übrigens fehlt ebenso wie in V. 10 (s. oben S. 102) und V. 11 (s. oben S. 130) צְבֹאוֹת in der v. lat^{oe}.

Der mit ו angereihte zweite Nominalsatz שְׁמִי נִרְאָה בְּגוֹיִם kann nach Analogie des ersten in Gl.b natürlich nur in präsensischem Sinn verstanden werden. So richtig die alten Versionen und die Mehrzahl der Ausleger, vgl. z. B. Grotius, J. D. Michaelis, Reinke, Köhler, Keil, v. Orelli³, Wellhausen, Nowack³, Marti, de Moor, Duhm, Isopescul, v. Hoonacker, Haller², J. M. P. Smith, Sellin, Procksch. Dagegen ist die u. a. von Coccejus, v. Til, J. H. Michaelis, Tichomiroff vertretene futurische Fassung durch nichts indiziert. Dazu kommt noch folgende Erwägung. Der Satz שְׁמִי נִרְאָה בְּגוֹיִם ist eine in etwas abweichender Variierung palindromisch wiederkehrende Wiederholung der an der Spitze dieser Wendung (V. 11—14) zweimal stehenden Worte: גְּדוֹלַת שְׁמִי בְּגוֹיִם (V. 11aaba), vgl. J. M. P. Smith. Zu dem sonstigen Gebrauch der Palindromie bei Maleachi s. B. I Kap. VIII § 5 S. 414. Daher normiert sich auch die Zeitsphäre von V. 14c nach Analogie der beiden korrespondierenden Aussagen in V. 11aaba.

Dementsprechend ist auch hier יְשֻׁם im Sinne der im Kultus gegenwärtigen Repräsentation Jahves zu verstehen (s. oben S. 53 f.), wobei die für V. 11 konstatierte Nebenbedeutung des Ansehens bzw. Ruhmes (s. oben S. 114) hier vielleicht noch um eine Nuance stärker hervortritt; jedenfalls legt der Parallelismus, in dem יְשֻׁם hier zu der Bezeichnung Jahves als König steht, diese Annahme nahe.

נִרְאָה steht hier statt גְּדוֹלַת in V. 11, offenbar um das Zusammentreffen zweier gleicher Ausdrücke in den beiden Gliedern desselben Halbverses zu vermeiden. Ist aber, wie oben bemerkt worden, Gl.bβ nur variierende Wiederaufnahme von V. 11aaba, dann ist נִרְאָה hier in analoger Bedeutung wie גְּדוֹלַת in V. 11 zu fassen. Die von einigen älteren Auslegern (Tarnov, Coccejus, Drusius, J. H. Michaelis) vertretene gerundivische Erklärung: verendum, reverendum, timendum, formidandum ist daher abzuweisen und mit der Peš. (דחיל) der passivischen: gefürchtet (Köhler, Keil, v. Orelli³, Marti, Duhm, Haller², Riessler, v. Hoonacker [redoutable], Procksch, Sellin) bzw. verehrt (Wellhausen) der Vorzug zu geben; neben der passivischen

Erklärung käme auch noch die adjektivische in Betracht, sei es, dass man in Anlehnung an die LXX (*ἐπιφανής*) mit Isopescul „herrlich“ übersetzt bzw. mit Nowack³ „hehr“, sei es, dass man in Anlehnung an die Vulg. (*horribile*, vgl. Aq., Theod., Symm.: *ἐπίφοβος*) mit Luther an „schrecklich“ denkt. Doch wegen des Anklangs an den vom Propheten zu Beginn der vorliegenden Rede geforderten **נִרְאָה** (1, 6) empfiehlt es sich vielleicht am ehesten, **נִרְאָה** hier durch: ehrfurchtgebietend wiederzugeben. Faber (RBML VI S. 111), Reinke und Isopescul vermuten, dass das *ἐπιφανής* der LXX auf ein **נִרְאָה** in ihrer Vorlage hinweise. Doch übersetzt die LXX auch 3, 23 und sonst anderwärts **נִרְאָה** mit *ἐπιφανής* bzw. *ἐπιφανές* (vgl. Jo. 2, 11; 3, 4. Hab. 1, 7. 1. Chr. 17, 21) statt des gewöhnlichen *φοβερός* (vgl. z. B. Gen. 28, 17. Dt. 1, 19. Ri. 13, 6). Von den Tochterversionen der LXX bietet die aeth. eine auffallende Differenz, indem sie *ἐπιφανής* durch die Verbalform *ἡαἰεσαμᾶ* (= *καὶ ἀνούεται*) wiedergibt bzw. umschreibt, s. Bachm., Dod. S. 46 A. 2.

בְּנֵי ist wohl nach Analogie von V. 11 als Bezeichnung des Heidengebiets zu fassen, innerhalb dessen die Diaspora Jahve die ihm gebührende Ehrfurcht erweist. Zugleich aber spielt hier ebenso wie in V. 11 (s. oben S. 114), und zwar wegen des Parallelismus mit Gl.ba wohl in noch etwas höherem Masse als in V. 11, die Ez. 36, 23 ausgesprochene Vorstellung mit hinein von dem Ansehen, zu dem der göttliche Name durch die Restauration Israels nach dem Exil wieder erhoben worden ist. So erhalten die Worte hier eine noch etwas deutlichere eschatologische Färbung als zu Beginn der vorliegenden Wendung — eine Färbung, die zugleich mit einer Art universalistischen Ansatzes auch für die parallele Aussage in Gl.ba (**כִּי מֶלֶךְ הָרוּל אֲנִי**) anzunehmen ist, s. oben S. 165.

Ganz wie in V. 11 (s. oben S. 113) bietet die aeth. Tochterversion auch hier statt **בְּנֵי** in amplifizierender Weise *baḡesta kuellū 'aḥzāb* = *ἐν πᾶσι τοῖς ἔθνεσιν*.

Die erste Motivierung hatte den Priestern die Grösse dessen vorgehalten, gegen den sie sich vergehen; die zweite Motivierung ergänzt die erste noch durch die Erläuterung, dass der Name des himmlischen Grosskönigs auch ausserhalb der Gemeinde im Gebiet des Heidentums ehrfurchtgebietend dastehe.

In Übereinstimmung mit V. 11 (s. oben S. 128) liegt in der zweiten Motivierung zugleich das beschämende Moment, dass im Gebiet des Heidentums Jahve die **יְרֵאָה** bzw. der **מִוֶּרָא** (vgl. V. 6) gezollt wird, die er bei den Seinen vergeblich sucht, m. a. W. dass Jerusalems Priester in ihrem Tun schlimmer sind als die Juden der Heidenländer.

Zusammenfassung von V. 14.

Mehr als Ungnade (V. 13b) ist es, was die Priester verdient haben. Gottes Fluch wartet ihrer wie aller derer, die Betrug verüben. Nicht genug, dass an den obligatorischen Opfern, die sie darbringen, dem Tāmîd, neben den physischen Mängeln auch der Makel fremden, gewaltsam entrissenen Gutes haftet (V. 13a). Auch wo sie spontan, aus eigenem Antriebe ein Opfer als Gelübde darbringen, ist es mit Betrug verbunden. Ein solcher Betrug ist es, wenn einer, der ein fehlloses männliches Tier in seiner Herde hat, in gegebener Veranlassung sein bestes Tier zu opfern gelobt, um dann doch schliesslich Jahve mit dem denkbar schadhaftesten Stück abzufinden. Fluchwürdig ist solcher Betrug, denn an keinem Geringeren als einem Grosskönig wird er verübt, einem Grosskönig, dessen Macht sich auch über das Heidengebiet erstreckt; dort wird seinem Namen zum mindesten seitens der Diasporajudenschaft die ihm gebührende Ehrfurcht zuteil, die Jerusalems Priester ihm durch betrügerisches Tun vorenthalten.

II. Teil: 2, 1—9 Die Strafe.

1. Wendung: 2, 1—4.

a) V. 1: Die Ankündigung des Strafurteils.

Darum (ergeht) wider euch folgender Urteilspruch, ihr Priester.

Der Vers leitet die in 2, 2—9 folgende Strafandrohung ein. **וְעֵתָהּ** steht hier ebenso wie 1, 9 (s. oben S. 84) im Sinne einer Folgerungspartikel in gleicher Bedeutung wie anderwärts **עַל־כֵּן** (Gen. 20, 6. Jes. 5, 25; 13, 7; 16, 9) oder **לָכֵן** (1. Sam. 2, 30. 1. Kön. 14, 10. Jes. 1, 24; 5, 13. Jer. 2, 9; 7, 20. Hos. 2, 8.

Am. 3, 11; 4, 12; 5, 11. 13. 16) = und nun, da das so ist, unter diesen Umständen bzw. darum. So richtig Reinke, vgl. auch v. Til, Rosenmüller, J. H. Michaelis, de Moor, Marti. Mit der Folgerungspartikel könnte sowohl an den vorhergehenden Vers (1, 14) als auch an den ganzen vorausgehenden Abschnitt bzw. Teil (1, 6—14) angeknüpft sein. Für erstere Auffassung spräche der Umstand, dass das אָרֹר in 1, 14 durch הַמֵּאֲרָה und וְאֶרֶוֹתֵי in 2, 2 wieder aufgenommen wird. Es würde sich in diesem Fall nur um eine spezielle Applikation und Explikation des Fluches von 1, 14 an die Adresse der Priester handeln. So Coccejus. Doch ergäbe sich dann die Inkonzinnität, dass die Strafandrohung die Priester nur für den Betrug beim Gelübdeopfer träfe. Zudem nimmt die Forderung לָתֵת כְּבוֹד לְשָׁמִי (2, 2) ebenso wie מוֹרָא (2, 5) direkt Bezug auf 1, 6. Daher dürfte die Annahme richtiger sein, dass der Prophet mit וְעַתָּה an den ganzen vorhergehenden Abschnitt bzw. Teil (1, 6—14) anknüpfe, allerdings mit besonderer Bezugnahme auf V. 14. Sievers (Misc. S. 146) streicht וְעַתָּה aus metrischen Gründen, um dann durch Heranziehung von V. 2b (לָתֵת כְּבוֹד לְשָׁמִי), der mit V. 2a den Platz tauschen muss, einen Siebener zu gewinnen.

Die formelle Beziehung zu V. 14 wäre noch enger, wenn man hier ebenso wie in 2, 4a statt הַמֵּצִיָּה die LA הַמֵּאֲרָה akzeptieren wollte. Für diese Konjektur spräche die Parallele von V. 2a β : וְשִׁלַּחְתִּי אֵלֵיכֶם אֶת הַמֵּצִיָּה הַזֹּאת mit V. 4a וְשִׁלַּחְתִּי בְּכֶם אֶת־הַמֵּאֲרָה. Doch hat diese Textemendation an den alten Versionen keine Stütze, und man wird daher bei der LA הַמֵּצִיָּה zu bleiben haben. Die Bedeutung des Ausdrucks הַמֵּצִיָּה hängt davon ab, ob man das Wort auf das Vorhergehende oder Nachfolgende bezieht. Das beigelegte Pronomen demonstrativum הַזֹּאת lässt beide Beziehungen zu. Zu וְהָ in rückweisender Bedeutung vgl. Gen. 7, 11; 9, 19; 10, 20; 24, 8 f. Lev. 7, 37. 1. Sam. 14, 29. 2. Kön. 6, 32; 8, 8, dagegen im Sinne des Hinweises auf das Folgende Gen. 5, 1; 6, 9; 42, 18; 43, 11. Ex. 7, 17; 35, 4. Num. 8, 24; 14, 35. Jo. 1, 2, s. auch Ewald, Lehrb.⁸ § 103b. König, Synt. § 47. Ges.-K.²⁸ § 136b.

Auf das Vorhergehende wird הַמֵּצִיָּה הַזֹּאת bezogen von Hieronymus, Coccejus, J. H. Michaelis, Tarnov, Pocock. Nach den

beiden letzteren ist der Ausdruck zusammenfassende Bezeichnung für den ganzen vorhergehenden Abschnitt bzw. Teil (1, 6—14), genauer für die darin enthaltene Forderung *de curando Dei cultu et prohibenda omni ejus profanatione* (Tarnov). Hieronymus und Coccejus dagegen beschränken den Inhalt der **מִצְוָה** auf 1, 14: das dort Ausgesprochene werde hier als die Priester angehend charakterisiert. J. H. Michaelis endlich bezieht **הַמִּצְוָה** vornehmlich auf 1, 9, d. h. auf die Forderung der Busse neben korrekter Ausübung des Kultus. Bei dieser Beziehung ist die Wiedergabe von **הַמִּצְוָה** durch *praeceptum* (Coccejus, Tarnov, vgl. auch Calvin, Cappellus, Drusus, v. Til, Venema), *mandatum* (Hieronymus), *commandment* (Pocock, vgl. auch J. M. P. Smith: *command*), Gebot (vgl. Luther, Reinke, Ewald, Umbreit, Keil), Befehl (vgl. Haller¹), Gesetz (vgl. Procksch) möglich, wenn auch im Vorhergehenden es sich nicht um direkt formulierte, sondern nur um indirekt ausgesprochene Verordnungen handelt. Doch die Beziehung auf das Vorhergehende ist an und für sich sehr unwahrscheinlich; gegen dieselbe spricht vor allem V. 4a, wo mit **הַמִּצְוָה הַזֹּאת** deutlich auf V. 2 f. zurückgeblickt wird; man wird daher mit den meisten Auslegern bei **הַמִּצְוָה הַזֹּאת** an das Folgende zu denken haben.

Ganz willkürlich wird jedoch die Beziehung auf das Folgende verengt, wenn man den Inhalt des Ausdrucks lediglich auf V. 2 beschränkt, sei es auf den ganzen Inhalt des Verses (Knabenbauer), sei es auf einzelne Sätze desselben wie etwa die Forderung **תִּשְׁמְעוּ וְתִשְׁמְעוּ עָלֵיכֶם** (Cappellus) oder die Mahnung **לִתֵּת כְּבוֹד לִשְׁמִי** (v. Til, vgl. J. M. P. Smith). Ebenso einseitig fassen Venema, de Moor, Ehrlich V. 4b als Inhalt des Ausdruckes.

Einen besseren Anhaltspunkt am Kontext hat diejenige Deutung, die in dem folgenden Verse, d. h. V. 2 (Köhler), bzw. in den beiden folgenden Versen, d. h. VV. 2. 3 (Keil, Marti), bzw. in den drei folgenden Versen, d. h. VV. 2—4 (Reinke), eine Näherbestimmung der **מִצְוָה** erblickt. Doch, da VV. 5—9 in Anknüpfung an V. 4b den Inhalt von VV. 1—3 nur unter einem anderen Gesichtspunkt wiederholen bzw. eine parallele Wendung analoger Gedankenreihen darstellen, so dürfte es richtiger sein, **הַמִּצְוָה הַזֹּאת** gleichsam als Überschrift des ganzen Abschnittes bzw. Teils V. 2—9 zu fassen. Der Abschnitt

bzw. Teil V. 2—9 aber enthält eine Strafandrohung für die in 1, 6—14 dargelegte Schuld. Es resultiert daher die Notwendigkeit, für den Ausdruck eine dem folgenden Inhalt konforme Bedeutung zu gewinnen.

מצוה bezeichnet im profanen Sprachgebrauch den Befehl, das Gebot, die Verfügung, die Entschliessung, die Weisung, die Anordnung, die Norm, die Regel, das Gesetz, die Verpflichtung, die ein König seinen Untertanen (1. Kön. 2, 43. 2. Kön. 18, 36. Est. 3, 3. Neh. 11, 23; 12, 24. 2. Chr. 8, 14; 24, 21; 29, 15. 25; 30, 6. 12; 35, 10. 15 f.), ein Vater seinen Kindern (Prov. 4, 4; 6, 20) oder Nachkommen (Jer. 35, 14. 16. 18), ein Lehrer seinen Schülern (Prov. 2, 1; 3, 1; 7, 1 f.), ein Mensch dem andern (Jes. 29, 13) oder sich selbst (Neh. 10, 33) auferlegt.

Im religiösen Sprachgebrauch, der, wie Brown-Driver-Briggs (Lex. s. v.) richtig gesehen, sich zuerst im Deuteronomium nachweisen lässt, bedeutet das Wort:

a) Im Deuteronomium und den deuteronom. Stücken: das deuteronomische Gesetz, und zwar sowohl im Singular (Dt. 6, 25; 8, 1; 11, 8. 22; 15, 5; 17, 20; 19, 9; 27, 1; 30, 11; 31, 5) als auch im Plural (Dt. 4, 2; 6, 17; 28, 13. 2. Kön. 17, 16). Die gleiche Bedeutung hat das Wort, sei es im Singular, sei es im Plural, in Verbindung mit חקים (Dt. 4, 40) bzw. חקות (Dt. 6, 2) oder mit חקים bzw. חקות und mit משפטים (Dt. 5, 28; 6, 1; 8, 11; 11, 1) bzw. mit עדות (Dt. 6, 17).

b) Im PC bedeutet der Plural מצוות die priesterliche Gesetzesschrift sowohl als Ganzes (Num. 15, 22) wie auch einzelne Bestandteile derselben (Lev. 22, 31; 26, 14 [H]; 27, 34); ganz wie im Deut. kommt der Ausdruck sowohl für sich allein vor (Lev. 4, 2 יהנה מצוות יהנה) als auch in Verbindung mit משפטים (Num. 36, 13).

c) In der Chronik ist der Singular מצוה bzw. der Plural מצוות Bezeichnung für den ganzen Pentateuch; auch hier steht der Ausdruck entweder für sich, und zwar mit einer genetivischen Näherbestimmung (2. Chr. 8, 13: מצוות משה; 24, 20: מצוות יהנה), oder in Verbindung mit משפטים, עדות und חקים (2. Chr. 28, 7; 29, 19). Auch in den BB. Esra und Nehemia ist der Ausdruck, und zwar gewöhnlich im Plural und nur ganz vereinzelt im Singular (Esr. 10, 3 מצוות אלהינו, vgl. Neh. 13, 5), Bezeichnung für das

Gesetz bzw. die Tora, sei es die deuteronomische (Esr. 9, 10. 14, vgl. Neh. 1, 7; 9, 13 f. 29. 34), sei es die Esras, d. h. die im Gesetzbuch Esras enthaltene (Neh. 10, 30, vgl. Esr. 7, 11) bzw. eine Vorstufe des heutigen Pentateuchs, s. B. I Kap. V § 2 S. 177.

d) Endlich kann מִצְוָה auch jede sonstige göttliche Willensäußerung, die das Handeln des Menschen normiert, bezeichnen, z. B. 1. Sam. 13, 13. 1. Kön. 13, 21. So wird das Wort auch hier zu verstehen sein, und zwar genauer im Sinne von Rechts- und Urteilsspruch = מִשְׁפָּט (Dt. 17, 11. 1. Kön. 3, 28; 20, 40), vgl. auch die Nebeneinanderstellung von מִצְוָה bzw. מִצְוֹת und מִשְׁפָּטִים sowohl im Deuteronomium (Dt. 5, 28; 6, 1; 8, 11; 11, 1) als auch bei P (Num. 36, 13). Ganz ähnlich Haller² (Urteil) und Sellin (Strafbeschluss). In durchaus analogem Sinne scheint auch v. Hoonacker מִצְוָה zu verstehen, wenn er es mit *décret*, *sentence* übersetzt, allerdings passt dazu nicht ganz die Erklärung: *c'est un ordre donné en quelque sorte aux exécuteurs des desseins providentiels, et qui est transmis ou communiqué aux prêtres, afin que ceux-ci règlent leur conduite en conséquence*. Allerdings lässt sich, soweit ich sehe, diese Bedeutung von מִצְוָה sonst nicht im A. T. nachweisen (vgl. Marti^{Do}), doch entspricht sie dem Inhalte von 2, 2—9 besser als die üblichen Übersetzungen mit Gebot bzw. Befehl (s. oben S. 171), Beschluss (Köhler, Marti^{Do}, Nowack³, Riessler), Feststellung (Marti^{Do}), Verordnung (v. Orelli³, Marti^{KHS}), Erlass (Duhm), Botschaft (Wellhausen³, Nowack²), Anweisung, Instruktion (Hitzig) oder Warnung (Rosenmüller, Hitzig, Reuss) bzw. Mahnung (Isopescul).

Das Objekt, dem das Strafurteil gilt, ist zugleich das Prädikat des Nominalsatzes, dessen Subjekt הַמִּצְוָה הַזֹּאת ist: die Präposition אֶל mit ihrer Dependenz.

In אֲלֵיכֶם steht die Präposition אֶל hier wie häufig in feindlichem Sinn = עַל (vgl. Gen. 4, 8. Jes. 3, 8. Hos. 7, 15), s. A. Noordtjij, *Het hebreuwsche voorzetsel אל*, Leiden 1896, S. 79—84.

הַכֹּהֲנִים gibt die nähere Erklärung, von wem das Suffix der zweiten Person in אֲלֵיכֶם zu verstehen sei. Das Wort steht im Vokativ und ist daher wie üblich determiniert, vgl. Ges.-K.²⁸ § 126, 2e. König, Synt. § 290e. Brockelmann, V. Gr. II S. 35. Als Vokativ übersetzen das Wort auch Peš., Vulg., sowie von

den Tochtersversionen der LXX die syr.-hex., arab. und v.-lat., während die LXX selbst den Nominativ bietet (*oi ιερεῖς*), aufgenommen Kod. *F* (Cryptoferratensis), der es durch den Akkusativ wiedergibt (*τοὺς ιερεῖς*) und es demnach ebenso wie die aeth. Tochtersversion (*lakemmū lakāhanāt*) als Apposition zu אֱלִיכִם fasst. Über den ursprünglichen Sinn des Vokativs als Apposition zu dem ausdrücklich genannten oder nur virtuell vorhandenen Pronomen personale der 2. Prs. s. Ges.-K.²⁸ § 126 f.

Marti^{KHS³} meint von den vier ersten Worten des Verses: „diese ausserhalb des Metrums stehende Einleitung könnte ohne Schaden fehlen“. Doch die geäußerten Bedenken sind nicht überzeugend. Das Fehlen fester Anhaltspunkte für die metrische Gliederung des B. Maleachi (s. B. I Kap. VIII § 8) entzieht den Beweisen dieser Art ziemlich jeden Boden. Übrigens ist Martis eigenes Urteil über die Metrik des B. Maleachi (KHS³ S. 98) so unbestimmter Natur (s. B. I Kap. VIII § 8 S. 420), dass er selbst nicht gut mit ungeteilter Gewissheit metrische Gesichtspunkte geltend machen kann; gibt er doch selbst (a. a. O.) ohne weiteres zu: „ein genaues Metrum scheint der Prophet in seiner Rede nicht innegehalten zu haben . . .“

Was aber die Entbehrlichkeit der Ankündigung des Strafurteils anlangt, so ist das ein subjektives Geschmacksurteil, das als solches nicht den Anspruch erheben darf, als objektive Norm bei der Feststellung des Textes zu gelten. Beseitigt man die in Rede stehenden Worte, so würde damit jedenfalls der Übergang von der Anklage (1, 6—14) zu der Strafandrohung sich recht unvermittelt gestalten. Dazu kommt, dass derartige ankündigende Eingänge bzw. Einleitungen zu Beginn einer Rede oder eines Redeabschnittes zu dem Stil prophetischer Sprache gehören, vgl. Jes. 1, 2. 10; 5, 1; 7, 13; 28, 14. 23; 44, 1. Hos. 4, 1; 5, 1. Jo. 1, 2. Am. 3, 1; 4, 1. Mi. 1, 2; 3, 1; 6, 1. Übrigens lässt auch Marti nicht nur fast alle genannten Stellen unbeanstandet, sondern hat auch in KHS⁴ seine frühere Position in bezug auf die vier ersten Worte unseres Verses aufgegeben.

Zusammenfassung von 2, 1.

Die auf die Darlegung der Schuld der Priester (1, 6—9) folgende Strafandrohung (2, 1—9) wird durch eine kurze Ankündigung eingeleitet, die den Übergang zwischen den beiden Teilen der Rede vermittelt.

b) V. 2: Der Inhalt des Strafurteils oder die Androhung des Gottesfluches.

Wenn ihr nicht hinhöret und wenn ihr es nicht zu Herzen nehmt, meinem Namen Ehre zu erweisen, spricht Jahve der Heere, so schleudere ich wider euch den Fluch, so verfluche ich eure Segnungen! Ja, ich verfluche sie, denn 'unter' euch ist keiner, der es zu Herzen 'nimmt'.

Das Strafurteil, das der Prophet verkündigen soll, besteht in einem Fluch (מֵאָרָה), den Jahve über die Priester verhängt. Doch dieser Gottesfluch will nicht apodiktisch sein; er ist vielmehr ethisch bedingt. Darum kleidet der Prophet seine Androhung in die Form eines Bedingungssatzes, dessen Protasis Gl.aa und dessen Apodosis Gl.aßγ bildet. Dabei enthält die Protasis in negativer Form die Bedingung, unter der das Strafurteil abgewandt werden könnte, die Apodosis das Strafurteil selbst.

שָׁמַע in Verbindung mit שִׁים עַל־לֵב nur hier, s. B. I Kap. VIII § 10 S. 431. שִׁים עַל־לֵב (vgl. Dt. 11, 18. Jes. 42, 25; 47, 7; 57, 1. 11. Jer. 12, 11. Dan. 1, 8) = שִׁים אֶל־לֵב (2. Sam. 13, 33; 19, 20) = שִׁים בְּלֵב (בְּלֵבָב) (1. Sam. 21, 13) = etwas auf das Herz legen, sich einprägen (Dt. 11, 18), gedenken (Jes. 47, 7; 57, 11 || זָכַר, vgl. 2. Sam. 19, 20), einsehen (Jes. 57, 1 || הִבִּין), erkennen (Jes. 42, 25 || יָדַע), sich fest vornehmen (Dan. 1, 8), sich zu Gemüte ziehen, sich zu Herzen nehmen (1. Sam. 21, 13), vgl. P. Joüon, Locutions hébraïques avec la préposition עַל devant לֵב, לֵבָב (Biblica. Commentarii editi a Pontificio Instituto Biblico 5, Roma 1924, S. 49—53). Der Ausdruck ist verschieden von שִׁים לֵב (לֵבָב) mit nachfolgendem עַל (Hag. 1, 5. 7. Hi. 1, 8), אֶל (Ex. 9, 21. Hi. 2, 3) oder לְ (Dt. 32, 46. 1. Sam. 9, 20. Ez. 40, 4) oder auch absolut (Jes. 41, 22): seinen Sinn auf etwas richten, achthaben, sich kümmern; mit שָׁמַע verbunden erscheint שִׁים לֵב zweimal (Ez. 40, 4; 44, 5). Die nur hier vorkommende Nebeneinanderstellung von שָׁמַע und שִׁים עַל־לֵב (s. B. I Kap. VIII § 10 S. 431) charakterisiert den äussern und innern Gehorsam, das äussere Hören und die innere über-

zeugte Annahme des Gehörten. Der Inhalt des zu Hörenden und Anzueignenden wird hier in ganz vereinzelter Weise mit ל eingeführt (s. B. I Kap. VIII § 10 S. 430) und nicht mit dem Akkus. wie Dt. 11, 18. Jes. 47, 7 oder mit אשר wie Dan. 1, 8. Von den alten Versionen geben LXX und Peš. sowohl in Gl.a als auch in Gl.b לב durch eine suffigierte Form wieder: (εἰς τὴν) καρδίαν ὑμῶν bzw. בלבבון. Dementsprechend emendiert Riessler beide Male לב in לבבם. Doch Vulg. und Targ. bestätigen den MT. Zu der Bedeutung von לב = Sinn, „innerlich entschlossenes bewusstes Wollen“ vgl. Ex. 35, 21. 26; 36, 2. 1. Sam. 14, 7. 1. Kön. 8, 17. Jes. 10, 7; 63, 4. Koh. 1, 13. Dan. 1, 8. 2. Chr. 12, 14, s. J. Koeberle, NGAT S. 224.

Sievers (Misc. S. 146), der eine gleich unten zu besprechende Umstellung der Sätze in Gl.a vornimmt, streicht אם vor תשימו, obwohl er zugibt (a. a. O. S. 158), dass wə'im sich halten lasse, wenn man betont: 'im-lō-ḥíšmə'ù-wím-lō-paśímū 'al-léḇ.

לתת כבוד לשמי Der Ausdruck נתן כבוד mit Beziehung auf Gott findet sich noch 1. Sam. 6, 5. Jer. 13, 16, in Beziehung auf den göttlichen Namen nur noch Ps. 115, 1. An unserer Stelle ist er nach 1, 6 zu erklären. Was Jahve von den Priestern fordert, ist das Gegenteil von dem, was der erste Teil der Rede (1, 6—14) ihnen vorgeworfen: Verachtung (1, 6) und Entweihung des göttlichen Namens (1, 13), d. h. die Priester sollen Jahve die ihm als Vater und Herrn gebührende Ehrfurcht und Ehrerbietung erweisen und seinen Namen heiligen, nämlich durch korrekte vorschriftsmässige Ausübung des Kultus.

Sievers versetzt die Worte nach V. 1 als Erklärung von תשימו, doch würde in diesem Falle das Objekt zu המצוה הזאת und תשימו עליב fehlen.

Die Formel יהיה צבאות אמר wird auch hier von Sievers gestrichen. Sellin, Nowack³, Haller² sind ihm gefolgt.

ושלחתי בכם אתהמארה An den Vordersatz mit אם und nachfolgendem Imperf. schliesst sich wie häufig der Nachsatz mit Perf. cons., vgl. Ges.-K.²⁸ § 159 q. s. 112 ff. Friedrich, Hebr. Conds., S. 28. Driver, Tens.³ S. 174 f.

וְשִׁלַּחְתִּי in Verbindung mit מֵאֲרֶרֶה wie Dt. 28, 20 (וְשִׁלַּח). Gut Wellhausen: so lasse ich auf euch den Fluch los. Der Fluch ist als Wurfgeschoss gedacht, das Jahve gegen die Priester (s. unten) schleudert, bzw. als Pfeil, den er abschiesst (vgl. 1. Sam. 20, 20. Ps. 18, 15). Nach Analogie von דָּבָר könnte man auch an einen Boten denken, den Jahve entsendet (vgl. Ps. 147, 15. Jes. 55, 10 f.). Jedenfalls erscheint der Fluch hier gleich dem Wort (s. J. Szeruda, Das Wort Jahwes [Baseler Dissert.], Łódź 1921, S. 33 ff.) als eine bei Gott vorhandene objektive Macht; solange Gott sie bei sich gebunden hält, ist sie unschädlich; sobald er sie jedoch loslässt und ihr freien Lauf gibt, beginnt ihre zerstörende Wirkung.

In בְּכֶם bezieht sich das Suffix dem Kontext zufolge (s. V. 1) nur auf die Priester, aber nicht auf die Priester und Laien, d. h. das gesamte Volk (gegen Kimhi, Calvin, Pocock, Drusius, J. H. Michaelis). Die Präposition בְּ nach שִׁלַּח wie Num. 21, 6. Dt. 28, 48. Hos. 8, 14. Am. 1, 4. 7. Ps. 106, 15 u. ö., um das Verweilen der Sendung am Objekt zum Ausdruck zu bringen bzw. zur Bezeichnung der Sphäre, in der die Tätigkeit sich auswirkt, hier in feindlichem Sinn gleich dem lat. in c. Accus. nach Analogie von קָלַל mit בְּ (Jes. 8, 21), vgl. Ewald, Lehrb.⁸ S. 561. Wandel, De particulae hebraicae בְּ indole vi usu, Jenae 1875, S. 26 f. Brockelmann, V. Gr. II S. 363.

הַמֵּאֲרֶרֶה wird im Anschluss an die Vulg. (egestas) bzw. den Kommentar des Hieronymus (penuria, omnium rerum egestas) von mehreren älteren Auslegern (Cornel. a Lap., Grotius, Balduin, Rosenmüller) erklärt im Sinne von Armut, Mangel; auch Aq. (σπάνις) vertritt die gleiche Bedeutung. Richtig bemerkt dazu Cappellus: „consequens pro antecedente, nam maledictio Dei causa est penuriae et egestatis“. Überall, wo sonst im A. T. מֵאֲרֶרֶה vorkommt (Dt. 28, 20. Mal. 3, 9. Prov. 3, 33; 28, 27), bedeutet es Fluch, Verfluchung, Verwünschung entsprechend der Grundbedeutung des Stammes אָרַר (s. oben S. 156 z. 1, 14), von dem das Wort (s. Pedersen, Eid S. 82) gebildet ist, und zwar nach der N. F. maḳṭila(t), s. Stade, Gramm. § 272 b. Barth NB² § 172 b. Dementsprechend übersetzen auch LXX κατάρα. Peš. לוֹטְתָא. Targ. מאירתא.

וְאֶרְוִתִּי אֶתְּבַרְכוּתִיכֶם bringt die nähere Erklärung zu dem vor-

hergehenden Satz; daher empfiehlt es sich, das ו nicht einfach kopulativ, sondern vielmehr explikativ zu fassen: nämlich bzw. so: nämlich ich verfluche eure Segnungen bzw. so verfluche ich eure Segnungen.

אַרְוֹתִי, sowie das suffigierte אַרְוֹתֶיךָ in Gl.b sind die beiden einzigen im A. T. vorkommenden Formen des Perf. Kal von אָרַר, s. B. I Kap. VIII § 11 S. 433. Zu dem unmittelbar vorhergehenden Nomen הַמֵּאָרֶה steht אַרְוֹתִי im Verhältnis der Paronomasie. Zu dem sonstigen Gebrauch der Paronomasie bei Maleachi s. B. I Kap. VIII § 5 S. 415. Beide Worte הַמֵּאָרֶה und וַאֲרֹתֶיךָ knüpfen zugleich an das אָרַר von 1, 14 an; auf diese Weise leitet dort der Schluss der Anklage schon zu der Ankündigung des Strafurteils über.

בְּרִכּוֹתֵיכֶם LXX bietet τῆν εὐλογίαν ὑμῶν, las also offenbar den Singular, ebenso auch eine hebr. HS (Kenn. 30 bei Isopescul). Im Hinblick auf das Zeugnis der LXX, sowie auf das Singularsuffix in אַרְוֹתֶיךָ halten Marti, Budde, Duhm, Isopescul, v. Hoonacker, Nowack³, Sellin^{1,2,3}, Procksch, Riessler, Haller², J. M. P. Smith בְּרִכּוֹתֵיכֶם für die ursprüngliche LA. Doch ist, wie Ehrlich R. richtig sieht, diese Textänderung nicht erforderlich. Übersetzt doch die LXX von den acht Stellen, an denen der Plural von בְּרִכָּה sonst im A. T. vorkommt (Gen. 49, 25 f. Dt. 28, 2. Ps. 21, 4. 7; 84, 7. Prov. 10, 6; 28, 20), an vier Stellen den Singular (Gen. 49, 25. 26 [1]. Ps. 21, 7. Prov. 10, 6), vielleicht weil sie wie an unserer Stelle den Plural in amplifikativem Sinne fasste. Von den Tochterversionen der LXX bietet übrigens nur die arm. (nach Isopescul) an unserer Stelle den Plural, den jedoch Isopescul als Korrektur nach der Vulg. erklären möchte.

Die Form בְּרִכּוֹתֵיכֶם ist die einzige im A. T. vorkommende suffigierte Pluralform von בְּרִכָּה, s. B. I Kap. VIII § 11 S. 434. Die Bedeutung von בְּרִכָּה ist verschieden erklärt worden. Raschi fasste das Wort in konkret sachlichem Sinn = Getreide, Most, Öl. Auf der gleichen Linie liegt die Erklärung derer, die z. T. unter Berufung auf Gen. 33, 11; 49, 25 f. 1. Sam. 25, 27; 30, 26. 2. Kön. 5, 15 es als benedictiones reales deuten, sei es als irdische Güter überhaupt (Luther, Calvin, J. H. Michaelis, Calmet, J. M. P. Smith), sei es als die den Priestern zustehenden Einkünfte an Abgaben, Opfergefällen, Geschenken u. s. w.

(Hitzig, Isopescul, Ehrlich). Andere dagegen verstehen darunter die *benedictiones verbales*, d. h. die Segensformeln und Segenssprüche, die die Priester kraft ihres Amtes über dem Volk zu sprechen hatten (vgl. Lev. 9, 22 f. Num. 6, 22—27. Dt. 10, 8), bzw. die Gebete und Fürbitten der Priester. So z. T. unter Berufung auf Gen. 27, 12. Hi. 29, 13 R. Tanhûm (bei Pocock), Cappellus, Reinke, Ewald, Köhler, Keil, Knabenbauer, de Moor, Riessler, Tichomiroff, Haller². Eine Kombination der beiden genannten Ansichten bietet Hieronymus: *mittat in illos egestatem bonorum omnium et benedictiones eorum vertat in maledictionem*. Ganz ähnlich Tarnov und Cornel. a Lap.

Keine der beiden Erklärungen hat jedoch am Kontext einen genügenden Anhalt. Wohl wird 3, 10 בְּרָכָה in einem Sinne gebraucht, der der ersten Deutung nahekommt, aber daraus folgt noch nicht die Anwendung dieser Deutung an unserer Stelle. Dem Zusammenhang entsprechender ist es, wenn Theodoret und Theodor *εὐλογία* = *ἱερωσύνη* (Priestertum) fassen; letzterer noch mit der näheren Erklärung: das Priestertum als die Quelle vieler Güter (*ὡς πολλῶν ἀγαθῶν αἰτία*). Ähnlich wieder v. Orelli³ (die Segnungen, die Gott dem Stamm und Stand der Priester verliehen hat, V. 5 nach ihrem Inhalt Leben und Frieden genannt, vgl. auch V. 3 die Nachkommenschaft), Sellin^{1,2,3} (der auf Levi ruhende Segen), Nowack³ (die bevorzugte Stellung, die der Priesterstand in Israel einnimmt: sie sind Jahves בְּנִים, im besonderen Sinne seine Diener, vgl. 1, 6, Jahve hatte mit Levi einen besonderen Bund geschlossen, vgl. V. 5), Marti¹⁰ (die bevorzugte Stellung der Priester und Söhne Jahves, die in Niedrigkeit und Verachtung umgewandelt werden soll), v. Hoonacker (unter Berufung auf Ex. 32, 29), Driver (the privileges and advantages bestowed by Yahweh upon the priesthood). Etwas anders Procksch, der an den im Deuteronomium (Dt. 28, 1—14) auf die Befolgung des Gesetzes stehenden Segen denkt.

Will man die Bedeutung von בְּרָכָה aus dem Kontext erklären, so ergibt sich aus V. 3, der die Verwirklichung der מְאָרָה in der Entziehung der בְּרִכּוֹת erblickt, als Inhalt derselben die Macht und das Ansehen des Priesterstandes. Nach V. 5 ff. sind die בְּרִכּוֹת zusammenfassende Bezeichnung aller der Segnungen, die den Priestern aus der Leviberith erwachsen und deren Besitz ihre Macht und ihr Ansehen bedingt: Leben, Heil, Gottes-

furcht, lautere Wahrhaftigkeit der Rede, friedliche Rechtschaffenheit des Wandels in Gemeinschaft mit Gott, unbestechliche Unparteilichkeit in der Rechtsprechung, der machtvoll seelsorgerische Einfluss auf das Volk — lauter Segnungen, die sich in dem Ehrenprädikat der Priester als Gottesboten zusammenfassen (V. 7). Im Hinblick auf die mannigfaltige Vielgestaltigkeit des Segens, der dem Priesterstande aus der Leviberith erwuchs, ist seine Bezeichnung durch den Plural nicht zu beanstanden. Der Plural dient ja bisweilen zur Bezeichnung der Fülle der Momente und der dadurch bedingten Intensivierung eines Begriffs (Potenzierungs- oder Amplifikativ-Plural), vgl. König, Synt. § 262. Ges.-K.²⁸ § 124e. Brockelmann, V. Gr. II S. 59. Man könnte daher vielleicht בְּרִכּוֹת am besten mit „Segensfülle“ wiedergeben.

Die nun folgende zweite Vershälfte (Gl. b) wird von Sievers, Marti^{Do.KHS}, Riessler, J. M. P. Smith, Sellin^{1.2.3}, Nowack³ und Haller² als späterer Zusatz gestrichen, doch ohne zwingende Gründe, s. B. I Kap. VII § 2 S. 363 f. Zu dem dort Bemerkten wäre noch hinzuzufügen, dass Marti^{KHS} Gl. b unbeanstandet lässt.

וְנִים אֲרוֹתֶיהָ erklärt v. Hoonacker in präteritalem Sinn und bezieht dementsprechend das Perf. auf bereits früher vollzogene Strafheimsuchungen, die die Gewissheit der prophetischen Drohung verbürgen. Ganz ähnlich ist übrigens אֲרוֹתֶיהָ auch schon früher von Kimhi, I.-Ezra, Calvin, Pocock, Venema, J. H. Michaelis, Köhler, Keil, v. Orelli³, de Moor, Driver, Isopescul erklärt worden, die hier die Aussage konstatieren, dass die Auswirkung des göttlichen Fluches bereits ihren Anfang genommen bzw. dass die Entscheidung schon gefallen sei. So auch Marti^{KHS}, vgl. Sellin^{1.2.3}. Doch der Bedeutungswechsel des Perfekts ist durch nichts indiziert; auch widerspricht die Vorstellung von der bereits eingetretenen Realisierung des göttlichen Fluches strikt V. 3, demzufolge die Vernichtung der Macht und des Ansehens der Priester als noch unmittelbar bevorstehend gedacht ist. Es empfiehlt sich daher vielmehr, mit Reinke, Hitzig, Duhm nach Analogie von 1. Sam. 24, 12 אֲרוֹתֶיהָ nur für eine nachdrückliche leidenschaftliche Wiederholung des ersten אֲרוֹתֵי zu halten. In diesem Sinne scheinen auch LXX, Targ. und Vulg. die Worte verstanden zu haben, während sie in der Peš., sowie in der arab. und aeth. Tochterversion der LXX fehlen.

Die hier vorliegende rhetorische Figur der Anadiplosis bzw.

Epanalepse, d. h. die Doppelsetzung bzw. die Wiederaufnahme eines in einem Satz genannten Wortes im folgenden Satz, ist ja Maleachi auch sonst nicht fremd, s. B. I Kap. VIII § 5 S. 412 f.

Auch Wellhausen lässt **וְגַם אֲרוֹתֶיהָ** unübersetzt, vermutet jedoch, dass vielleicht **גַּם אֲרוֹר** (Inf. abs.) zu lesen sei. Nowack^{1,2} akzeptiert diese LA, wobei er „ja, ich verfluche“ übersetzt und erklärend hinzufügt: eine derartige einfache Hervorhebung des Verbuns würde sich vor der sofort folgenden Motivierung begreifen lassen. Doch offenbar handelt es sich hier um mehr als nur eine Wiederholung von **וְאֲרוֹתַי** in V. 2a. Mit **וְגַם אֲרוֹתֶיהָ** beginnt ein neuer Satz. In Gl. a hatte der Prophet den Gottesfluch nur hypothetisch ausgesprochen, indem er die Realisierung desselben von dem Verhalten der Priester abhängig machte; in ihre Hand ist es demnach noch gegeben, ob sie das drohende Unheil abwenden wollen oder nicht. In V. 2b dagegen abstrahiert der Prophet von der in Gl. a noch vorausgesetzten Bedingung; er wiederholt einfach den Fluch, jedoch nicht in hypothetischer, sondern vielmehr in apodiktischer Form; was in Gl. a Bedingung war, wird hier Motiv. Der Prophet ist sich dessen bewusst, dass die von ihm stipulierte Forderung ungehört verhallen wird. Darum ruft er mit zuversichtlicher Gewissheit aus: ja, ich verfluche sie, denn nicht seid ihr solche, die sich etwas zu Herzen nehmen. Vgl. die ganz analoge Gedankenfolge Jer. 5, 1 ff., s. Volz, Jer.² z. St.

Das Suffix von **אֲרוֹתֶיהָ** bezieht sich natürlich auf **בְּרִכּוֹתֵיכֶם**. Einige Ausleger wie Rosenmüller, Köhler, Keil, de Moor erklären es distributiv, d. h. durch dasselbe werde jede einzelne priesterliche Segnung als eine solche hervorgehoben, welche Jahve verflucht hat. Venema dagegen distributiv-partitiv: uni aut alteri earum (scil. benedictionum). Letztere Erklärung hat jedoch nur dann einen Sinn, wenn **אֲרוֹתֶיהָ** präterital gefasst wird. Der Singular des Suffixes begreift sich ebenso wie 2. Kön. 3, 3; 10, 26; 17, 22. Jer. 36, 23. Hi. 39, 15 viel einfacher aus der allgemeinen Regel, derzufolge pluralische Sach- und Tierbezeichnungen vielfach durch das Pronomen der 3. Pers. Sing. fem. wiederaufgenommen werden, vgl. Ewald, Lehrb.⁸ § 317a. König, Synt. § 348g.h. Ges.-K.²⁸ § 135p. So richtig Pocock, Reinke, Tichomiroff. Zu einer Änderung von **אֲרוֹתֶיהָ** mit Riessler in **אֲרוֹתֵי הַשָּׁם** liegt kein Anlass vor. Sehr einfach gestaltet sich übrigens die Erklärung des

Singularsuffixes, sobald man nach der LXX in Gl.a den Singular בְּרִיתְכֶם liest (s. oben S. 178).

LXX bietet in V. 2b zwischen Gl.a und Gl.β noch den Zusatz: καὶ διασκεδάσω τὴν ἐδλογίαν ὑμῶν καὶ οὐκ ἔσται ἐν ὑμῖν. In der arab. und aeth. Tochtersversion fehlt, wie bereits oben (S. 180) bemerkt worden, in Übereinstimmung mit der Peš. das dem Zusatz unmittelbar vorausgehende καὶ καταράσσομαι αὐτήν, in der syr.-hex. dagegen stehen diese letzten Worte hinter dem mit einem Obelus versehenen Zusatz; nur die v. lat.^{sa} deckt sich vollständig mit der Muttersversion. Das Wort διασκεδάσω selbst wird von den Tochtersversionen wiedergegeben mit dissipabo (v. lat.^{sa}, ebenso arm. und kopt.-b. [s. Isopescul]), أَبْطَلَ (arab.) = abolebo, אַבְטַל (syr.-hex.) = cessare faciam, 'em a iet ā (aeth.) = avertam, разорю (slav.) = evertam, d. h. also im Sinne von zersprengen, zerstören, zunichte machen, umstossen, aufheben, widerrufen, abrogieren. Dementsprechend erscheint auch in der Mehrzahl der Fälle in der LXX διασκεδάξιν bzw. διασκεδαννύνειν bzw. διασκεδαννύναι als Übersetzung von הִפָּר (Gen. 17, 14. Lev. 26, 15. 44. Num. 15, 31. Dt. 31, 16. 20. Ri. 2, 1. 2. Sam. 15, 34; 17, 14). Der Zusatz bringt demnach keinen neuen Gedanken, sondern ist nur Paraphrase des καταράσσομαι αὐτήν. Schon Cappellus erklärt daher die Worte καὶ διασκεδάσω τὴν ἐδλογίαν ὑμῶν für eine vom Rande in den Text eingedrungene Glosse zu ἐπικαταράσσομαι κτλ., während er den Satz οὐκ ἔσται ἐν ὑμῖν für ein Interpretament zu διασκεδάσω hält. Ähnlich auch Isopescul und Riessler, die das Plus der LXX für einen erläuternden Zusatz bzw. eine Dublette erklären, vgl. auch J. M. P. Smith: it seems to be a clear case of verbose expansion in G (LXX). Dagegen vermutet Faber (RBML VI S. 112), dass der Zusatz aus einer anderen, aber freieren griechischen Übersetzung in den Text gekommen sei. Ähnlich urteilt auch Duhm^A, wenn er annimmt, die LXX habe für diese Sätze eine doppelte Übersetzung, deren ältere Form für וְעִירְתִּי etw. וְאִרְתִּי biete, während Vollers (Dod. S. 74 bei Tichomiroff) וְרִיתִי als Vorlage für διασκεδάσω annimmt. In der Tat liegt es am nächsten, den ganzen Zusatz als Variante zu Gl.b aufzufassen. Jedenfalls entspricht διασκεδάσω τὴν ἐδλογίαν ὑμῶν vollkommen dem καταράσσομαι αὐτήν, doch ist, wie Duhm^A richtig bemerkt, „an dem hebräischen

Text mit seinem leidenschaftlichen doppelten אַרר nichts auszusetzen“.

Was den zweiten Teil des Zusatzes καὶ οὐκ ἔσται ἐν ὑμῖν = וְאֵין בְּכֶם (לֵב) וְאֵין (לֵב) (לְכֶם), d. h. und nicht habt ihr ein Herz = weil ihr's nicht zu Herzen nehmt. Nach Analogie von Jes. 57, 1. Jer. 12, 11 würden wir allerdings lieber vorschlagen וְאֵין בְּכֶם שֵׁם עַל־לֵב = denn unter euch ist keiner, der es zu Herzen nähme bzw. eurer keiner nimmt es zu Herzen. Inwieweit sich unter dieser Variante etwas Ursprüngliches versteckt (Bachmann a. a. O.), lässt sich nicht mit Sicherheit ausmachen. Allerdings dürfte die LA בְּכֶם שֵׁם עַל־לֵב פִּי אֵין wegen der pointierteren Fassung vielleicht doch den Vorzug vor פִּי אֵינְכֶם שְׁמִים עַל־לֵב verdienen.

Zusammenfassung von 2, 2.

Das Strafurteil besteht in einem Fluch, den Jahve über die Priester verhängt, genauer über die Segnungen, die den Priestern aus der Leviberith (V. 5 ff.) erwachsen. In doppelter Form spricht der Prophet den Gottesfluch aus: einer hypothetischen (Gl.a) und einer apodiktischen (Gl.b). In der hypothetischen Fassung wird der Eintritt des Fluches von der Bedingung abhängig gemacht, dass die Priester auch fernerhin die Forderung der Betätigung der Ehrfurcht gegenüber dem göttlichen Namen (durch pünktliche Beobachtung des kultischen Rituals) verständnislos überhören werden. Theoretisch hält der Prophet die Erfüllung der göttlichen Forderung und somit auch die Abwendung des Fluches für denkbar. Doch die theoretische Möglichkeit weicht sofort der praktischen Gewissheit, dass in Wirklichkeit die Forderung Jahves unerfüllt bleiben werde und der Fluch daher unabwendbar sei. Darum wiederholt der Prophet den zunächst nur hypothetisch formulierten Fluch als apodiktische Aussage, deren Begründung die gleiche ist wie in der hypothetischen Fassung die Voraussetzung.

c) V. 3: **Das Wesen des Gottesfluches: Machtentziehung und Entehrung unter einem Doppelbilde.**

Fürwahr, ich bin im Begriff, euch den 'Arm abzuschlagen' und Unrat auf euer Angesicht zu streuen, den Unrat eurer Festopfer! Ja, (so) erhebe 'ich' euch zu 'mir'!

Es folgt zunächst in Gl.a eine Entfaltung des in V. 2 angedrohten Gottesfluches in zwei Sätzen. Der erste Satz wird in seiner masoretischen Textgestalt **הִנְנִי גֵּר לָכֶם אֶת הַיָּדָרַע** im grossen und ganzen gestützt durch die Peš., die hinter **יָרַע** noch den Zusatz **דֹּאֲרַעַא** (= **אֲרַעַ**) hat und die **לָכֶם** auslässt, sowie durch die Paraphrase des Targ. **הָאֵל אֵנָּה נוֹיֵף לְכוֹן בְּעַלְלַת בֵּר וְרַעָא** = ich bedrohe euch den Ertrag der Aussaat. Unverändert beibehalten wird der MT von Luther, Calov, Coccejus, Pocock, Venema, Rosenmüller, de Moor, v. Orelli³, ja sogar mit Nachdruck verteidigt von Bachmann (Dod. S. 28 f.). Dabei wird von den meisten **יָרַע** als Saat, Aussaat verstanden, während v. Orelli³ und de Moor es als Nachkommenschaft erklären, ebenso früher schon de Castro (bei Pocock), Osiander (bei Calov) und die französische Bibel (Version d'Ostervald). Doch ist der MT schwerlich in Ordnung. LXX bietet **ἰδοὺ ἐγὼ ἀφορίζω ὑμῖν τὸν ὄμωον**. Aq. **ἰδοὺ ἐγὼ ἐπιτιμῶ ὑμῖν σὺν τῷ βραχίονι**, was eine Art Kombination zwischen MT und LXX darstellt. Vulg. **ecce ego proijciam vobis brachium**. Von den Tochterversionen der LXX wird **ἀφορίζω** wiedergegeben durch **פָּרַשׁ** (syr.-hex.) = *separabo*, **أَفَرَّجْتُ** (arab.) = *segregabo, separabo* (v.-lat., auch arm. und kopt.-b. [nach Isopescul]), **᾽εἰμαιεῖται ὑμῖν** (aeth.) = *declinabo vobis*, **дѣлаю** (slav.) = *separabo*, **ὄμωος** durch **כַּתְפָּא** (syr.-hex.) = *humerus, humerus* (v.-lat.^{sa}), **brachium** (arm. und kopt.-b. nach Isopescul), **рамо** (slav.) = *humerus*, **أَلْيَمْنَى** (arab.) = *dextra*, **zabānake m m ū** (aeth.) = *dorsum vestrum*.

Die LA, die Aq. und Vulg. bieten, bzw. die Änderung von **יָרַע** in **הַיָּדָרַע** ist rezipiert worden von Grotius, Cornel. a Lap., J. D. Michaelis, Reinke, Ewald, Köhler, Keil, Haller¹, wobei **יָרַע** entweder von dem Vorderbug der Opfertiere verstanden wird

als dem gesetzlichen Anteil der Priester nach Dt. 18, 3 (J. D. Michaelis, Grotius, Cornel. a Lap., auch Isopescul) oder von dem Arm der Priester, sei es im eigentlichen Sinn als dem Organ des Segnens (Köhler, Reinke, Ewald, vgl. Riessler, s. unten S. 187), sei es im bildlichen Sinn als Bezeichnung der priesterlichen Amtstätigkeit (Keil, vgl. Tichomiroff, s. unten a. a. O.).

Nach der LA der LXX und unter gleichzeitiger Berufung auf 1. Sam. 2, 31 rekonstruiert Wellhausen den Text $\text{הִנְנִי גִדַּע לָכֶם אֶת־הַיָּדָע}$ = siehe, ich haue euch den Arm ab. Diese Emendation erfreut sich gegenwärtig allgemeiner Beliebtheit; akzeptiert haben sie: Marti, Sievers, Nowack, Budde, Tichomiroff, Duhm, v. Hoonacker, Ehrlich, Driver, Riessler, Sellin^{1,2,3}, Procksch, J. M. P. Smith, Haller², desgleichen auch Isopescul, jedoch mit dem Unterschied, dass er in Übereinstimmung mit Vollers (Dod. S. 75 bei Tichomiroff) statt גִּדַּע vielmehr גִּרַע liest: ich nehme euch den Bug weg.

Von sonstigen Textänderungen sind noch zu nennen: die von Hitzig, der הוֹרֵעַ (der Säemann, d. h. der Ernährer [vgl. Jes. 55, 10] im Gegensatz zu dem Verzehrer in 3, 11) statt הוֹרֵעַ liest; die von Graetz $\text{נָעַר עֲלֵיכֶם אֶת־הוֹרָא}$ = decutiam vobis fastidium, und die von Winckler (AOF II S. 533 A. 1): $\text{הִנְנִי גִרַע לָכֶם אֶת־הַשֶּׁעַר}$ = „ich schneide euch ab das haar“.

Von allen diesen Textänderungen ist jedenfalls die Wellhausens die ansprechendste. Allerdings erscheint $\alpha\phi\omicron\rho\omicron\iota\zeta\omega$ in der LXX nirgends als Wiedergabe von גִּדַּע , das vielmehr öfters mit $\kappa\acute{o}\pi\tau\epsilon\upsilon\iota$ (Jes. 9, 9. 2. Chr. 31, 1; 34, 4. 7) bzw. $\epsilon\kappa\kappa\acute{o}\pi\tau\epsilon\upsilon\iota$ (Dt. 7, 5; 12, 3. Ri. 21, 6. 2. Chr. 14, 2) übersetzt wird, aber auch mit $\sigma\upsilon\gamma\kappa\lambda\acute{\alpha}\nu$ (Jes. 45, 2. Ps. 75, 11; 107, 16. Thr. 2, 3 [SAQ]) bzw. $\kappa\lambda\acute{\alpha}\nu$ (Jer. 50, 23) oder mit $\sigma\upsilon\nu\tau\tau\omicron\iota\beta\epsilon\iota\nu$ (Jes. 10, 33; 14, 12. Jes. Sir. 35, 23 [32, 23]), $\kappa\alpha\tau\alpha\gamma\acute{\nu}\nu\alpha\iota$ bzw. $\kappa\alpha\tau\acute{\alpha}\gamma\epsilon\iota\nu$ (Jer. 48, 25), $\kappa\alpha\tau\alpha\sigma\kappa\acute{\alpha}\pi\tau\epsilon\upsilon\iota$ (Am. 3, 14), $\kappa\alpha\tau\alpha\tau\acute{\epsilon}\mu\upsilon\epsilon\iota\nu$ (Jes. 15, 2), $\alpha\pi\omicron\rho\acute{o}\delta\iota\sigma\tau\epsilon\upsilon\iota$ (Sach. 11, 10. 14), $\alpha\phi\alpha\iota\tau\epsilon\iota\nu$ (Jes. 22, 25) und $\epsilon\acute{\xi}\sigma\lambda\epsilon\theta\epsilon\rho\epsilon\upsilon\epsilon\iota\nu$ (1. Sam. 2, 31). Marti vermutet, dass die LXX mit Verwechslung von ד und ר in ihrer Vorlage גִּרַע gelesen. Doch auch גִּרַע wird in der LXX sonst nicht durch $\alpha\phi\omicron\rho\omicron\iota\zeta\epsilon\iota\nu$ wiedergegeben, sondern gewöhnlich durch $\alpha\phi\alpha\iota\tau\epsilon\iota\nu$ (Ex. 5, 8. 11. Num. 36, 3f. Dt. 4, 2; 13, 1. Jer. 26, 2. Hi. 36, 7. Koh. 3, 14).

So bleibt doch die Emendation Wellhausens der beste der bisher gemachten Textvorschläge. Die Vokalisation וֹרַע dürfte jedenfalls durch Aq. (*βραχίων*) und Vulg. (*brachium*) als gesichert gelten; das ὄμος der LXX würde allerdings eher auf כֶּתֶף (vgl. Dt. 33, 12. Jes. 46, 7. Ez. 24, 4), צֶד (vgl. Jes. 60, 4; 66, 12) oder עֶשֶׂם (vgl. Gen. 21, 14. 1. Sam. 10, 9. Jes. 10, 27) führen, doch zeigen die arab., kopt.-b. und arm. Tochterversion (s. oben S. 184), dass ὄμος auch im Sinne von Arm verstanden werden konnte; schliesslich wird die Konsonantengruppe וֹרַע auch durch Peš. und Targ. (s. oben a. a. O.) geschützt. Jedenfalls wird durch die LA וֹרַע ein passendes Gegenstück zu פְּנִיכָם in dem zweiten Satz dieses Halbverses gewonnen, vgl. J. M. P. Smith. Die Änderung von וֹרַע in das וֹרַע des MT erklärt Ehrlich nicht übel „durch Missverständnis von בְּרִכּוֹתֵיכֶם, das man von den priesterlichen Segnungen der Saaten des Feldes verstand“.

Da eine Verbindung von וֹרַע mit גָּדַע nicht nachweisbar ist, wohl aber mit גָּדַע (1. Sam. 2, 31), so dürfte in diesem Punkt der LA Wellhausens der Vorzug vor der Isopesculs (s. oben S. 185) zu geben sein. Als weitere Stütze für die LA גָּדַע könnte auch noch die Tatsache erwähnt werden, dass גָּדַע sowohl im Kal (Thr. 2, 3) als auch im Pi'el (Ps. 75, 11) mit קָרַן, dem Parallelwort zu וֹרַע (vgl. Jer. 48, 25), verbunden erscheint.

Zu der Bedeutung von גָּדַע abhauen, umhauen, zerbrechen, zerschlagen s. oben S. 185. Der sonst im A. T. übliche Ausdruck ist allerdings שָׁבַר אֶת־הָרוּעַ (Ez. 30, 21 f. 24. Ps. 10, 15, vgl. Jer. 48, 15. Ps. 37, 17. Hi. 38, 15 [נִשְׁבַּר]), daneben findet sich vereinzelt auch דָּכָא (Hi. 22, 9 LXX Targ. Peš. Vulg.).

לָכֶם ist Dativus incommodi wie Ez. 5, 16; 14, 13; 37, 11, vgl. Ges.-K.²⁸ § 119s. König, Synt. § 35. 36. Brockelmann, V. Gr. II S. 379. Giesebrecht, Die hebr. Praeposition Lamed, Halle a. S. 1876, S. 67 f. Gut Drusius: vestro malo. Bachmann (Dod. S. 28) hält allerdings die Ausdrucksweise mit לָכֶם für unhebräisch; ihm zufolge müsste es im Hinblick auf 1. Sam. 2, 31 heissen: הִנֵּנִי גָדַע אֶת־וֹרַעְכֶם. Doch übersieht Bachmann dabei, dass der Ausdruck גָּדַע לָכֶם אֶת־הָרוּעַ seine voll-

kommene Parallele hat an der für H (Lev. 26, 26) und Ezechiel (Ez. 5, 16; 14, 13, vgl. 4, 16, auch Ps. 105, 16) charakteristischen Wendung: **שְׁבִרְתִּי לָכֶם (קֶדֶה) מִטֶּה לָּהֶם**.

זְרֹעַ ist hier wie öfters Bild für Macht, Ansehen, Prestige, Auktorität, vgl. 1. Sam. 2, 31. Jes. 33, 2 (**זְרֹעַה**). Jer. 17, 5; 32, 17 (**כֹּחַ**); 48, 25 (**קֶרֶן**). Ez. 20, 33 f. (**זְרֹעַ נְטוּיָה** || **יָד הַחֹקֶה**) vgl. Dt. 4, 34; 5, 15; 7, 19; 11, 2; 26, 8. 1. Kön. 8, 42). Ps. 71, 18 (**גְּבוּרָה** s. Kittel, Ps.^{5.6} z. St.); 89, 14 (**גְּבוּרָה** s. Gunkel GHKAT⁴ z. St.). Hi. 20, 8 f.; 35, 9; 40, 9. Ganz ähnlich schon Lyranus (bei Cornel. a Lap.): *alimonia et robur*, vgl. auch Marti^{Do}, v. Hoonacker, Driver. Zu eng Tichomiroff: die Kraft zur Verrichtung der kultischen Handlungen. Ähnlich auch Riessler, der jedoch **זְרֹעַ** im eigentlichen Sinn des Wortes fasst.

Der Prophet spielt offenbar auf den Ausspruch 1. Sam. 2, 31 an. Hier wird mit den Worten **וְגִדַעְתִּי אֶת־זְרֹעֶךָ וְאֶת־זְרֹעַ בֵּית אֲבִיךָ** dem Priester 'Eli der Untergang seines Hauses bzw. die Verdrängung der 'Eliden durch die Šadokiden angedroht, vgl. C. Steuernagel, Die Weissagung über die Eliden (Alttestamentliche Studien R. Kittel zum 60. Geburtstag dargebracht [BWAT H. 13], Leipzig 1913, S. 204—221). Der Prophet will also damit den Priestern seiner Zeit sagen: der Drohspruch, der einst gegen das Haus 'Eli erhoben worden, gilt heute noch; wie einst die 'Eliden, so sollt auch ihr der Priesterwürde verlustig gehen, offenbar um besseren Leuten, als ihr es seid, Platz zu machen. Die Erfüllung dieses Drohspruchs steht unmittelbar bevor. Zu dem Gebrauch von **הִנֵּה** in Verbindung mit dem Partiz. in der Bedeutung des Futurum instans s. Ges.-K.²⁸ § 116p. König, Synt. § 237g. Driver, Tens.³ S. 168.

Der zweite Satz von Gl.a **וְזִרְתִּי פֶרֶשׁ עַרְפִּיכֶם** wird von der LXX wiedergegeben: *καὶ σαρκοπῶ ἐνυσστρον ἐπὶ τὰ πρόσωπα ὑμῶν*. Ausser an unserer Stelle kommt *ἐνυσστρον* in der LXX nur noch Dt. 18, 3 vor als Übersetzung von **קֶבֶה** = Magen (Opferanteil der Priester neben dem Bug [dem oberen Teil des Vorderbeins] und den beiden Kinnbacken).

Im Hinblick auf die LXX erklärt Hieronymus den Ausdruck **פֶּרֶשׁ** = stercus als Metonymie für ventriculus. Ebenso Cornel. a Lap., während J. D. Michaelis **פֶּרֶשׁ** direkt mit Magen

übersetzt und V.3a dahin erklärt, dass Gott den Priestern ihre Akzidenzien samt deren schmutzigem Inhalt ins Gesicht wirft. Nach Cornel. a Lap. findet der Wurf mit einer solchen Wucht statt, dass der Inhalt des Magens dabei herausgeschleudert wird. Cappellus (Crit. sacr. II S. 606) vermutet als Vorlage der LXX פֶּרֶשׁ (vgl. Jer. 51, 34), ebenso Vollers (Dod. S. 75 bei Tichomiroff). Doch wird פֶּרֶשׁ gestützt durch Aq., Symm., Theod. (λόπος), Peš. (פרתא), Vulg. (stercus), sowie durch die arab. (فَجَيْعٌ) und arm. (nach Isopescul) Tochterversion der LXX. Von den übrigen Tochterversionen decken sich die syr.-hex. (ענויתא), v. lat.^{sa} (ventriculus), kopt.-b. (nach Isopescul) und slav. (трѣхъ bzw. трѣхъхъ истомы, s. Miklosich, Lex. s. v.) mit der Mutterversion, während die aeth. ḥaphrat(a) = ἀνῆρα, pudor (vgl. Dt. 23, 14 = excrementa, s. Dillmann, Lex. s. v.) bietet. Das Targ. endlich paraphrasiert hier ganz frei ואניגלי בהתת חוביכון על אפיכון = et patefaciam confusionem scelerum vestrorum in facies vestras.

Die Partizipialkonstruktion von Gl.α wird in Gl.β durch ein Verbum finitum fortgesetzt, s. Ges.-K.²⁸ § 116x. König, Synt. § 413k.l.

וִירִיתִי ist eine Lieblingsform Ezechiels (Ez. 5, 10; 6, 5; 12, 15; 30, 26), s. B. I Kap. VIII § 14 S. 440. In suffigierter Gestalt findet sich die Form sowohl dreimal bei Ezechiel (Ez. 29, 12; 30, 23 [וִירִיתִים]; 22, 15 [וִירִיתִיךָ]) als auch zweimal im 49. Kapitel des Jeremiabuchs (Jer. 49, 32. 36: וִירִיתִים). Übrigens hat bei Ezechiel das Wort immer die Bedeutung: „zerstreuen, versprengen“ (|| הִפִּיץ 12, 15; 22, 15; 29, 12; 30, 23. 26), während es an unserer Stelle einfach streuen bezeichnet.

Schon Venema macht auf die durch die Zusammenstellung von ורע und וריתי gebildete Alliteration aufmerksam. Zu dem sonstigen Gebrauch dieser Redefigur bei Maleachi s. B. I Kap. VIII § 5 S. 414. An unserer Stelle liegt jedoch ein Fall der Verbindung von Alliteration (Anreim) mit Assonanz (Inreim) bzw. einer alliterierend-assonierenden Wortzusammenstellung vor. Dieser Fall ist übrigens der einzige dieser Art im B. Maleachi, s. B. I a. a. O. S. 415.

פֶּרֶשׁ findet sich in nichtsuffigierter Gestalt nur hier, s.

B. I Kap. VIII § 11 S. 434; in Verbindung mit Suffixen dagegen mehrfach bei P (Ex. 29, 14. Lev. 4, 11; 8, 17; 16, 27. Num. 19, 5).

וְרִיתִי פָרֵשׁ עַל־פְּנֵיכֶם ist ein nur hier im A. T. vorkommender Ausdruck, s. B. I Kap. VIII § 10 S. 430. Eine analoge Redewendung bietet übrigens Nah. 3, 6: **וְהִשְׁלַכְתִּי עֲיִנְךָ שְׁקָצִים** = ich werfe auf dich Unrat bzw. ich bewerfe dich mit Unrat (Duhm). Dagegen sind die Worte des Rabšake an die Gesandten Hizkias (2. Kön. 18, 27 || Jes. 36, 12) lediglich Bild aushungernder Belagerung und können daher nicht als direkte Parallele herangezogen werden. Der Sinn des Ausdrucks ist schon von der aeth. Tochterversion der LXX und dem Targ. richtig erkannt worden (s. oben S. 188). Treffend Kimḥi **וְרִיתִי כְּאֵלֹו וְרִיתִי כְּבֶשֶׁת וְכַבּוּדָּא** = **פָּרֵשׁ עַל פְּנֵיכֶם** = und siehe, ihr sollt zu Schmach und Verachtung werden, als ob ich euch Unrat auf euer Gesicht gestreut hätte. Ganz ähnlich finden auch Drusius, v. Til, Venema, Köhler, Keil, v. Orelli³, Reinke, Nowack, Marti, Tichomiroff, J. M. P. Smith, Sellin^{1.2.3} hier ein Bild demütigender Erniedrigung und Beschimpfung bzw. schmachvoller Verunreinigung. Etwas enger Isopescul: Gott entzieht den Priestern den Segen, d. h. ihre reichlichen Einkünfte, und verwandelt denselben in Fluch, indem er ihnen das ins Angesicht schleudert, was man sonst nur Hunden vorwirft, nämlich die Eingeweide samt den in ihnen enthaltenen unverdauten Speisen und dem Kote. Noch enger Haller², der an die gröblichste Verletzung der kultischen Reinheit denkt.

Offenbar handelt es sich hier um eine allerdings nicht näher bekannte, aber doch noch durchsichtige sprichwörtliche Redensart, über deren Sinn nach V. 9 kein Zweifel bestehen kann. Was hier bildlich gesagt ist, wird dort in eigentlicher Rede wiederholt: ich mache euch verachtet und gering vor allen Völkern (s. unten z. St.). Zu der Entziehung der Macht, des Ansehens, der Auktorität und des Prestige gesellt sich demnach als zweites Moment des Gottesfluches noch die Verhängung schimpflichster Entehrung und Verunreinigung.

Die von Winckler (AOF II S. 533 A. 1) vorgeschlagene Änderung von **פָּרֵשׁ** in **פָּרַע** ist ebensowenig motiviert wie die von **וְרֵעַ** in **יִשְׁעַר** (s. oben S. 185) samt der sich daraus ergebenden Übersetzung: „ich schneide euch ab das haar und werfe euch das lange haar ins gesicht“.

Es folgen in Gl.a noch die beiden Worte פֶּרֶשׁ הַגִּיכָּם, die sich nur hier in dieser Verbindung finden, s. B. I Kap. VIII § 10 S. 428. LXX B *ἐνυστρεον ἐορτῶν*. *ⲛ ⲉ̀νυστρεον ⲉ̀ορτῶν ὕμῶν*. AQ *ἐνυστρεον ἐορτῆς ὕμῶν*. Aq. *λόπρεον ἐορτῶν ὕμῶν*, wobei sowohl LXX als Aq. die Worte als Apposition zu פֶּרֶשׁ fassen. In Übereinstimmung damit auch von den Tochterversionen: v. lat.^{sa}, syr.-hex., arab. und slav. Ebenso auch die meisten Ausleger, namentlich die älteren, aber auch mehrere neuere, vgl. Calvin, Coccejus, Drusius, Tarnov, Pocock, v. Til, Reinke, Keil, Ewald, v. Orelli³, Tichomiroff, Isopescul, Sellin^{1,2,3}, Marti^{KHS⁴}, v. Hoonacker, Duhm, Haller². Nach Wellhausen, Marti^{Do}, Nowack, Sievers, Winckler, Riessler, J. M. P. Smith enthalten die Worte eine sehr überflüssige Herkunftsangabe bzw. Definition des Unrates und sind daher als Glosse zu streichen. Dagegen hält Budde eine Erläuterung der derben Drohung keineswegs für überflüssig; allerdings verbessert er זְבַחֵיכֶם in הַגִּיכָּם und vermutet, dass dahinter vielleicht noch הַרְעִים ausgefallen oder nach Eintritt der Verderbnis gestrichen sei. Vulg. hat פֶּרֶשׁ nur einmal gelesen und fasst dementsprechend פֶּרֶשׁ הַגִּיכָּם als Objekt zu וּנְרִיתִי: „et dispergam super vultum vestrum stercus sollemnitatum vestrarum“. Ebenso auch Luther: „und (ich will) den Kot eurer Feiertage euch in das Angesicht werfen“. Peš. bietet vor פֶּרֶשׁ noch ein ו, sowie nach demselben ein עַךְ, das übrigens auch eine hebr. HS (Kenn. 96 bei Isopescul) hat; sie gewinnt so eine Wiederholung des Objekts nebst einer zweiten Ortsbestimmung: „und ich streue Unrat auf euer Angesicht und Unrat auf eure Feste“. Ähnlich auch die aeth. Tochterversion der LXX: *u a'āḥaser ba'ālātīkem mū* = *καὶ ἀτυμῶσω τὰς ἐορτὰς ὑμῶν*. Ein ו vor dem zweiten פֶּרֶשׁ hat vielleicht auch das Targ. gelesen, denn es paraphrasiert וּאֲבֹלֵב מַגְנִיפִּינְתִּים סֹלֶמְנִיטָתִים וְרִבּוּתִים הַגִּיכָּן = *et abolebo magnificentiam sollemnitatum vestrarum*.

Venema lässt mit dem zweiten פֶּרֶשׁ einen neuen Satz beginnen, dessen Prädikat eben dieses zweite פֶּרֶשׁ ist und dessen doppeltes Subjekt durch הַגִּיכָּם einerseits und Gl.b andererseits repräsentiert wird: *stercus sunt festivitates vestrae et quod extulit vos ad illud*. Ähnlich auch Dathe und Rückert, die jedoch פֶּרֶשׁ הַגִּיכָּם und Gl.b als zwei selbständige Sätze wieder-

geben. Wäre diese Auffassung richtig, so würde es allerdings am nächsten liegen, פֶּרֶשׁ הַנִּיכָם als einen erläuternden Zusatz zu fassen, und zwar wäre es dann wahrscheinlicher, mit Wellhausen, Marti¹⁰, Nowack, Sievers, Winckler, Riessler, J. M. P. Smith diesen Zusatz auf einen Glossator als mit Isopescul auf den Propheten selbst zurückzuführen. Rednerisch wirkungsvoller gestalten sich jedoch die Worte, wenn man sie mit der LXX und den meisten Auslegern als Apposition zu dem ersten פֶּרֶשׁ auffasst. Zu dem Gebrauch der Redefigur der Doppelsetzung im B. Maleachi s. oben (S. 180 f.) z. 2, 2, auch B. I Kap. VIII § 5 S. 412 f.

הַנִּיכָם ist wohl mit den meisten Auslegern als metonymische Bezeichnung für זֶבַחֵי הַגָּ = Festopfer bzw. Festopfertiere zu fassen, vgl. Kimhi, Grotius, J. H. Michaelis, Reinke, Köhler, Keil, de Moor, auch Marti¹⁰, Nowack², v. Orelli³. Mit Sicherheit kann diese Erklärung jedoch nur durch Ex. 23, 18 gestützt werden, s. Baentsch, HKAT z. St., auch A. Jepsen, Untersuchungen zum Bundesbuch (BWANT 3. Folge, Heft 5), 1927, S. 11. Die Berufung auf Ps. 118, 27 dagegen ist weniger zuverlässig wegen der Vieldeutigkeit des Ausdrucks הַגָּ an dieser Stelle, s. Gunkel, GHKAT⁴ z. St. P. Haupt, Schmückt das Fest mit Maien (ZAW 1915 S. 102—109). Wie bereits oben (S. 190) bemerkt worden, ändert Budde הַנִּיכָם in זֶבַחֵיכֶם; angeschlossen hat sich ihm Nowack³, auch Sellin^{1,2,3} gibt die Möglichkeit dieser Emendation zu.

Die Festopfer sind statt der gewöhnlichen Opfer genannt, weil die vorliegende Rede vielleicht an einem Festtage gehalten worden ist, ähnlich wie Haggai seine Ansprachen an Feiertagen vorgetragen hat (Hag. 1, 1; 2, 1. 10. 20, s. Tony André, Le prophète Aggée, Paris 1895, S. 8), oder weil an Festtagen das Opferritual ein weit reicher ausgestattetes war (Num. 28 f., vgl. Benzinger, Arch.³ § 78). Jedenfalls dürfte durch die Erklärung von הַגָּ im Sinne von „Festopfer“ der Ausspruch und das Bild des Propheten einen weit lebendigeren und drastischeren Charakter gewinnen als bei der Erklärung im Sinne von „Festfeiern“ (Procksch) bzw. „festivitates“ (Venema) oder „hağğ“ (Winckler) bzw. „pilgrimages“ (Driver).

Zum Verständnis der Worte von Gl.a empfiehlt es sich, auf das Bild von 1, 8 f. zurückzugreifen. Dort wären die opfernden Priester mit Bittstellern verglichen worden, die vor einem hohen

Herrn mit einem defekten Huldigungsgeschenk erscheinen. Spöttisch hatte der Prophet dort die Frage aufgeworfen, ob solche Bittsteller wohl auf eine gnädige Aufnahme für sich und ihre Gabe rechnen dürfen (1, 8b. 9b). Auf diese Frage gibt unser Vers die Antwort: Gott zerschmettert den Priestern den Arm, vermutlich mit der Opfergabe selbst, und wirft ihnen diese obendrein noch ins Gesicht, wie man Dünger aufs Feld wirft. Allerdings erklärt Ehrlich R. ein derartiges Bild in einer Rede Jahves für viel zu unsauber und darum für schwerlich denkbar. Doch sind wir berechtigt, an eine Prophetenrede die ästhetischen Massstäbe unserer Zeit anzulegen? Ist etwa die Jahverede Ez. 4, 9. 12—15 (s. Herrmann, Ez. z. St.) weniger „unsauber“? Die Richtigkeit unserer Auffassung dürfte übrigens auch durch Gl.b seine Bestätigung finden.

וְנִשָּׂא אֶתְכֶם אֱלֹהֵי wird von denjenigen Auslegern, die am MT festhalten, so erklärt, dass sie als Subjekt zu נִשָּׂא entweder פָּרֵשׁ oder das unpersönliche „man“ fassen; erstere Auffassung wird vertreten von Vulg., Luther, Calvin, Drusius, Coccejus, Cappellus, Reinke, Sellin^{1,2,3}, letztere von Pocock, v. Til, Köhler, Keil, Hitzig, Knabenbauer, v. Orelli³, de Moor, v. Hoonacker, vgl. auch Marti^{KHS³}. In beiden Fällen wird das Suffix in אֱלֹהֵי auf פָּרֵשׁ bezogen. Der Sinn des Satzes ist bei der ersten Auffassung dann folgender: der Unrat, der das Gesicht der Priester bedeckt, reisst durch seine Masse diese mit sich fort, zieht sie in seine Gemeinschaft, so dass die Priester dann selbst zu Unrat werden. Nach der zweiten Auffassung wird „man“, d. h. das eigene Volk oder ein auswärtiger Feind (v. Til), nachdem Gott den Priestern Unrat ins Gesicht gestreut, auch seinerseits die Priester wie Unrat behandeln, sie dorthin schaffen, wo man den Unrat ablagert. „Mist soll auf sie, und sie auf den Mist geworfen werden“ (Hitzig).

Letztere Deutung ist nicht übel. Doch der MT, auf dem sie beruht, ist durchaus fraglich. Gestützt wird dieser nur durch die Vulg. Dagegen bietet LXX καὶ λήμψομαι (Q λήψομαι) ὑμᾶς εἰς (A ἐπὶ) τὸ αὐτό. Von den Tochterversionen haben die v. lat.^{sa} (simul), aeth. (h e b ū r a), slav. (вместѣ) und kopt.-b. (nach Isopescul) das εἰς τὸ αὐτό im Sinne von ἅμα verstanden, dagegen die syr.-hex., arab. und arm. (nach Isopescul) im Sinne von בָּי. So auch die Peš. ואשקורכן בה = eoque tollam vos. Das Targ. endlich

paraphrasiert ויתמנע הוֹדֵקְכֶן כִּינִיָּה = et prohibebitur pars vestra ab eo. Will man die Vorlage der LXX rekonstruieren, so lese man statt נִשָּׂא entweder mit Cappellus (z. St.) und Faber (RBML VI S. 113) וְנִשָּׂא oder mit Riessler und de Rossi וְאַשָּׂא oder mit Bachmann (Dod. S. 29) וְנִשְׂאֲתִי oder unter Heranziehung des folgenden אֲתֶכֶם mit Budde וְנִשְׂאֲתֶכֶם bzw. mit Nowack³ וְנִשְׂאֲתִיכֶם bzw. mit J. M. P. Smith וְנִשְׂאֲתִיכֶם oder mit Graetz נִשָּׂא (= נִשָּׂא Jer. 23, 39).

Der Sinn des rekonstruierten Textes wäre dann der, dass Jahve selbst die Priester zum Unrat hinausschafft. Doch das Suffix der 3. Prs. in אֲרִי scheint nicht gesichert. Einige HSS (Kenn. 112, de Rossi 23, s. de Rossi III z. St.) sowie Drucke (Pesaro 1511—17 bei de Rossi z. St.) bieten אֲרִי. Mit Recht erklärt Bachmann (Dod. S. 30) das י als Dittographie des folgenden Buchstabens (im ersten Wort des nächsten Verses); ebenso Budde. Bereits Cappellus hatte als ursprünglichen Text אֲרִי אֲתֶכֶם angenommen und die Worte von der künftigen Bekehrung der Juden verstanden; ähnlich hatte schon Hieronymus den Text der LXX auf die einstige Begnadigung der Priester gedeutet. Doch dieser Gedanke fügt sich nicht gut in den Zusammenhang. Budde schlägt vor וְנִשְׂאֲתֶכֶם כִּינִיָּה, was leicht aus וְנִשְׂאֲתֶכֶם כִּינִיָּה entstanden sein könnte, und übersetzt dementsprechend: „Und ich werde euch fortzun aus meiner Gegenwart“. Gleichzeitig meint Budde, dass freilich כִּינִיָּה (wohl Druckfehler für כִּינִיָּה [Pausa!]) noch besser wäre. Angeschlossen hat sich ihm Nowack³. Mit dieser Emendation berührt sich die von J. M. P. Smith וְנִשְׂאֲתִיכֶם מֵעָלַי = I will carry you away from beside me. In der Tat wäre damit ein guter Abschluss erreicht. Jedenfalls meint Budde mit Recht, dass etwas Ähnliches am Schluss dieser Bedrohung der Priester gar nicht zu entbehren sei und dass daher mit einfacher Streichung des ganzen Satzes als Glosse unter Hinweis auf Am. 4, 2 (Marti^D, Sievers, Riessler) nichts getan sei, s. B. I Kap. VII § 2 S. 364. Ebenso willkürlich wie die Streichung ist es, wenn Wellhausen, Nowack^{1,2}, Tichomirow, Isopescul, Ehrlich, R. die Worte von Gl.b für ganz unverständlich bzw. für verderbt erklären und sie daher auch unübersetzt lassen.

Recht ansprechend ist die Konjekture von Duhm^A, der für וְנִשְׂאֹתֶיכֶם nach Ez. 20, 40 וְנִשְׂאֹתֶיכֶם = „und eure Darbringungen dazu“ liest. An Duhm haben sich angeschlossen: Marti^{KHS} und Haller^{1,2}; letzterer allerdings mit der kleinen Änderung, dass er übersetzt: „und eurer Darbringungen (1. Aufl.) bzw. eurer Gaben (2. Aufl.) dazu“, also מִשְׂאֹתֶיכֶם ebenso wie הַנִּיכֶם als Genetiv von פָּרַשׁ abhängig sein lässt. Weniger glücklich ist jedoch die Annahme Riesslers, der אָמַר לָהֶם durch אָלֵיו (ljj nicht aufgelöst) ersetzt.

Wir unsererseits möchten als ursprünglichen Text vermuten וְנִשְׂאֹתֶיכֶם אֵלַי = und ich erhebe euch zu mir, d. h. ich nehme euch bei mir auf. Das ו ist explikativ zu verstehen: Ja, so erhebe ich euch zu mir bzw. ja, so nehme ich euch auf bei mir! Die Worte sind ironisch gemeint. Die in V. 3a gegebene Schilderung von der Erniedrigung und Entehrung der Priester — das ist der Empfang, den Gott den Priestern bereiten will, wenn sie sich ihm opfernd nahen, vgl. 1, 9b. 13b.

Abschliessend seien hier noch die ganz willkürlichen Textvorschläge von Bachmann und Cheyne gebucht. Bachmann (Dod. S. 28 ff.) liest: הִנְנִי גֵעֵר לָכֶם אֶת־הַדֶּעַר וְהָעֵלִיתִי פָרֶשׁ עַל גַּפְנֵיכֶם = ich bedrohe euch die Saat und heraufführen will ich einen Reisigen über eure Weinstöcke — den Reitersmann der Heuschrecken — und er (der Reitersmann) wird eure Herzen zu mir erheben. Cheyne (Cr. B. II S. 194 f.) liest: הִנְנִי גֵעֵר יָרַח [אֶת־מִצּוֹר] וְזִרְתִּי עַל־פְּנֵיכֶם מִחֲבֵי צִרְפָּת וְנִשְׂאֹתִי אֶתְכֶם und erklärt die Worte für einen Drohspruch betreffend die Vertreibung der Jerahmeeliter oder Mīšriter aus Palästina und die Entlassung der Tempeldiener mit ihnen (!?).

Zusammenfassung von 2, 3.

Der den Priestern angedrohte Gottesfluch (V. 2) wird näher entfaltet als Entziehung der Macht und schimpfliche Entehrung. Unter zwei Bildern wird dies dargestellt: Jahve zerschmettert den Arm der Priester und wirft ihnen Unrat ins Gesicht. Als Hintergrund des Doppelbildes erscheint die Vergleichen der opfernden Priester mit Bittstellern, die mit einem Geschenk vor

einen irdischen Machthaber hintreten (vgl. 1, 8f.). Doch der hohe Herr zerschlägt den Bittstellern den Arm mit ihrem Geschenk und wirft ihnen dieses ins Gesicht. Solcher Art ist der Empfang, der den Priestern bei Jahve bevorsteht!

d) V. 4: **Die Verwirklichung des Gottesfluches oder die Aufhebung der Levib^erith.**

Dann werdet ihr erkennen, dass ich entboten wider euch obigen Urteilsspruch, 'dass nicht' mehr sei meine B^erith mit Levi, spricht Jahve der Heere.

Der Vers gehört mit dem vorhergehenden eng zusammen, denn eine neue Wendung beginnt nicht hier (Venema, Coccejus), sondern erst V. 5, und zwar veranlasst durch die Erwähnung des B^erithbegriffes in Gl.b. Angeredet sind natürlich auch hier die Priester. Die Anrede an das Volk (I.-Ezra) widerspräche vollkommen dem Zusammenhang. Der Vers will zeigen, welche Erkenntnis den Priestern aus der Verwirklichung des in V. 3 näher entfalteten Gottesfluches (V. 2) erwachsen wird. Das einleitende ו darf nicht mit Tarnov und Dathe als Äquivalent einer Kausalpartikel genommen werden. Auch die einfach kopulative Wiedergabe (LXX, Peš., Targ., Vulg., Köhler, Keil, v. Orelli³, G. A. Smith, Wellhausen, Nowack^{1,2}, Isopescul, Tichomiroff, v. Hoonacker, Duhm, J. M. P. Smith, Haller²) wird dem Zusammenhang nicht in ausreichender Weise gerecht. Annehmbarer ist die finale Erklärung = damit (J. H. Michaelis, Rosenmüller, Reinke, Reuss, Procksch). Doch dem Gedankengefüge am entsprechendsten ist die Fassung des ו als Partikel der zeitlichen und logischen Folge = dann, tunc. So richtig Clericus, Calmet, v. Til, Marti^{KHS*}, Riessler, Sellin^{1,2,3}, Nowack³. Zu dem Perf. cons. in Anlehnung an ein Perf. s. Ges.-K.²⁸ § 112 s. x. Driver, Tens.³ § 114.

וֵי leitet das Objekt zu וַיִּדְעוּם ein; irrtümlich fassen LXX (διότι), Vulg. (quia), auch Coccejus die Partikel als Kausalpartikel. Bei dieser Fassung würde dann וַיִּדְעוּ absolut stehen, falls man nicht das Objekt aus dem Vorhergehenden ergänzen oder gar Gl.b (vgl. syr.-hex.) als solches heranziehen wollte. Doch diese Deutungen ergeben einen wenig befriedigenden Sinn.

שְׁלַחְתִּי wird von einigen HSS der LXX (AΓQ, vgl. Theodor und Theodoret) wiedergegeben durch: ἐγὼ κύριος ἐξαπέσταλκα. Der Sinn des Ausdrucks ist damit gut getroffen; jedenfalls liegt der Hauptnachdruck darauf, dass Jahve — und kein anderer — das jetzt zu verwirklichende Strafurteil vorher schon angekündigt hat.

אֵלֵיכֶם wird von Sievers gestrichen, doch scheint mir die Präposition mit ihrer Dependenz durch V. 1 geschützt zu sein.

הַמִּצְוָה הַזֹּאת ist das in V. 1 genannte und V. 2f. näher dargelegte ethisch bedingte Strafurteil.

Der Sinn von Gl.a liegt klar auf der Hand: die Drohung, die der Prophet den Priestern vorhält, wird sich durch ihre Erfüllung als von Gott stammend bewähren, m. a. W. sie beruht nicht auf dem vorausahnenden Kombinationsvermögen des Redners, sondern auf einer direkten göttlichen Sendung. Mag man auch zur Zeit ihr skeptisch gegenüberstehen, so wird doch ihre Erfüllung keinen Zweifel über ihren Ursprung aufkommen lassen. Zugrunde liegt hier die für Deuterjesaja (Jes. 41, 21—29; 42, 9; 43, 9—13; 44, 6—8; 45, 21) charakteristische Vorstellung von Jahve als dem Gott der Weissagung und der Erfüllung. Der Massstab, den der Prophet seinen Zuhörern für die Göttlichkeit seiner Drohrede an die Hand gibt, ist die positive Konsequenz des deuteronomischen Kriteriums: eine unerfüllte Weissagung stammt nicht von Jahve (Dt. 18, 21 f., vgl. Steuernagel GHKAT² z. St.). Jeremia hatte sich mit diesem Massstab nicht begnügt: für ihn ist der sittliche Gehalt der Prophetenrede das eigentliche Kennzeichen ihrer göttlichen Provenienz (Jer. 23, 22, s. H. Schmidt SAT² II, 2 z. St.). Doch Maleachi bleibt bei der deuteronomischen Norm stehen in Übereinstimmung mit seinem prophetischen Vorgänger Sacharja (Sach. 2, 13. 15; 4, 9; 6, 15, s. jedoch Marti, Die Zweifel an der prophetischen Sendung Sacharjas in: Studien zur semitischen Philologie und Religionsgeschichte, Julius Wellhausen zum 70. Geburtstag gewidmet [BZAW № 27], Giessen 1914, S. 279—297).

לְהִיט בְּרִיתִי אֶתְלִי ist bisher in dreifacher Weise erklärt worden:

1) Abrabanel (bei Pocock), Coccejus, Grotius, Reinke, Ewald, Knabenbauer, Wellhausen, Isopescul, Duhm^U, J. M. P. Smith, Haller¹, Marti^{KHS⁴} erklären die Worte als Kausalsatz = weil mein

Bund ist mit Levi bzw. denn mein Bund war mit Levi. Der Gedanke wäre dann der, dass Gott wegen der zwischen ihm und Levi bestehenden B^erīth das Recht und die Pflicht habe, die Priester sowohl zur Berufstreue zu ermahnen als auch im Falle des Ungehorsams strafend gegen sie einzuschreiten (Reinke, Knabenbauer), m. a. W. der Hinweis auf die Levib^erīth motiviert die Verantwortlichkeit der Priester (s. J. M. P. Smith, Isopescul). Etwas anders Wellhausen: „Ich habe sie [die כֹּהֲנֵי] aber gesandt (und nicht gleich meinem Zorn Luft gemacht) aus Rücksicht auf mein altes Verhältnis zu Levi“, d. h. also im Hinblick auf die Levib^erīth ermahnt Jahve vor Vollstreckung des Strafurteils die Priester durch Androhung desselben noch einmal zur Umkehr in der Hoffnung auf Besserung. Diese Auffassung liegt vollkommen auf der Linie des hypothetischen Charakters der Strafandrohung, wie er in V. 2 formuliert wird. Doch ist sie sprachlich nicht ohne Bedenken. Die Präposition ל kann allerdings auch zur Bezeichnung der Ursache angewandt werden (Gen. 4, 23. Jes. 14, 9; 55, 5. Ez. 36, 22), vgl. Giesebrecht, Die hebräische Praeposition Lamed, Halle a. S. 1876, S. 84 f. Doch in Verbindung mit dem Infinitiv lässt sich die kausale Bedeutung von ל nicht sicher nachweisen. Überall, wo diese Konstruktion eventuell als Kausalsatz erklärt werden könnte wie Ex. 12, 42. Num. 11, 11. Jes. 10, 2 (vgl. Isopescul), scheint es angebrachter, an begleitende Umstände als an Angabe des Grundes zu denken, vgl. Ges.-K.²⁸ § 114 o. Diese Schwierigkeit scheint Duhm^A empfunden zu haben, wenn er vermutungsweise vorschlägt, ל in עַל zu ändern. Doch auch die Konstruktion עַל־הַיּוֹם בְּרִיתִי macht einen gekünstelten und schwerfälligen Eindruck. Vermutlich hätte in diesem Falle der Prophet einfach לְמַעַן בְּרִיתִי geschrieben (vgl. 2. Kön. 13, 23. 2. Chr. 21, 7). Eher schon könnte man daher mit Nowack^{1,2} (der übrigens in der Erklärung ל in finalem Sinne fasst: damit mein Bund mit Levi bestehen bleibe) übersetzen: „dieweil, d. h. indem bzw. während noch mein Bund mit Levi bestand“. Bei dieser Fassung wäre dann wenigstens indirekt der Gedanke ausgesprochen, dass die B^erīth, die früher zwischen Jahve und Levi bestand, jetzt zu existieren aufgehört hat. Doch erwartet man für diesen Gedanken eine direktere und bestimmtere Formulierung.

2) Luther, Köhler, Keil, v. Orelli³, G. A. Smith, Reuss, Pressel, de Moor, Tichomirow, v. Hoonacker erklären וְ als Finalpartikel, ergänzen aus Gl.a als Subjekt $\text{הַמִּצְוָה הַזֹּאת}$ und übersetzen dann: auf dass er (dieser Beschluss) sei mein Bund mit Levi, d. h. an Stelle des bisherigen Bundes tritt jetzt der Strafbeschluss, m. a. W. wie Jahve bisher sein Verhalten zu Levi durch den zur Zeit des Auszuges aus Ägypten abgeschlossenen Bund normiert hat, so jetzt durch den oben genannten Strafbeschluss. Der Einwand von Marti^{Do}, dass dann mindestens לְהִיְתָה gesagt werden müsste, wird durch die Analogie von 2. Sam. 7, 8. 29. 1. Kön. 8, 16. Jer. 13, 11; 34, 16. 1. Chr. 17, 27; 28, 4 entkräftet. Doch hätte der Prophet dann vermutlich לְבְרִיתִי geschrieben, vgl. Gen. 17, 7; 34, 22. Ex. 40, 15. Lev. 11, 45; 22, 33; 25, 38; 26, 45. Num. 15, 41. Dt. 4, 20; 7, 6; 24, 4; 26, 17 f. 2. Sam. 12, 10 u. ö. Allerdings kann auch die im Text vorliegende Konstruktion durch Ex. 23, 1. 2. Sam. 7, 8 (|| 1. Chr. 17, 7). 2. Chr. 6, 5 gestützt werden. Doch der Gedanke ist an und für sich befremdend, auch wenn man ihn mit v. Hoonacker in dem Sinne abschwächt „qu'il représente un engagement auquel Jahvé sera resté fidèle rigoureusement, comme envers la stipulation d'un pacte“.

3) Raschi, Kimḥi, Cornel. a Lap., Pocock, J. D. Michaelis, Hitzig, Nowack^{1,2} (s. oben S. 197), Marti^{Do. KHS}, Driver, Riessler, Procksch fassen die Worte als Zwecksatz, mit $\text{בְּרִיתִי אֶת־לֵוִי}$ als Subjekt und הָיִיתָ als Prädikat im Sinne von: Bestand haben, bestehen bleiben. „Damit bestehen bleibe mein Bund mit Levi“, d. h. Jahve will den Bund erhalten und verfährt demselben gemäss mit den Priestern.

Gegen diese Erklärung spricht jedoch vor allem der Umstand, dass הָיָה wohl „sein, existieren, geschehen“ bedeutet, nicht aber „Bestand haben, fortbestehen“ (vgl. Knabenbauer). Hätte der Prophet diesen Gedanken ausdrücken wollen, so hätte er vermutlich das Verbum עָמַד (Köhler unter Berufung auf Ez. 17, 14) oder הָקִים (Dt. 8, 18. Jer. 34, 18) oder שָׁמַר (Dt. 7, 9. 12. 1. Kön. 8, 23. Dan. 9, 4. Neh. 1, 5; 9, 32) gewählt oder zum mindesten ein לְעוֹלָם (1. Chr. 17, 27) bzw. עַד־עוֹלָם (2. Chr. 7, 16) hinzugefügt.

Sievers emendiert לְהִיְתָה in לְחִיְתָה und übersetzt dement-

sprechend: „um meinen alten Bund mit Levi wiederherzustellen“. Übernommen worden ist diese Emendation von Nowack^{K1}, und zwar unter Berufung auf Hab. 3, 2, obschon Nowack hier (Kittel BH z. St., aber nicht GHKAT³ z. St.) חַיִּינוּ für verderbt aus חַיִּירֵנו erklärt. Auch Marti^{KHS3} hält diese Emendation für möglich. Doch eine solche Ausdrucksweise wäre recht ungewöhnlich; eine derartige Verbindung von בְּרִית mit הָיָה lässt sich jedenfalls sonst im A. T. nicht nachweisen, s. Kraetzschmar, BVAT S. 247—251. Eine andere Textänderung bietet Sellin^{1.2.3}, der לָהֶחֱת (zu brechen meinen Bund mit Levi) liest. Angeschlossen haben sich ihm Nowack³ und Haller², wobei Nowack erläuternd hinzufügt: das Verb. חָתָה wäre etwa = הָפַר. Bei dieser Gleichsetzung wird jedoch übersehen, dass die Verbindung בְּרִית הָפַר sich des öfteren im A. T. findet (s. die Belege bei Kraetzschmar a. a. O. S. 249), die Verbindung בְּרִית חָתָה aber überhaupt nicht, ganz abgesehen davon, dass die Form חָתָה im A. T. nicht zu belegen ist.

Ansprechender ist jedenfalls die Konjekture Buddes, der מְהִיִּיתָ lesen will, wobei er jedoch die Präposition מִן in kausalem Sinn erklärt und dementsprechend übersetzt: weil ein Bund zwischen mir und Levi besteht. Diese Erklärung deckt sich demnach mit der oben (S. 196f.) besprochenen. Doch die Vorstellung von der noch bestehenden Levib^rith lässt sich nicht gut mit V. 5 und V. 8 in Einklang bringen, da diesen beiden Stellen zufolge die Levib^rith bereits der Vergangenheit angehört, richtiger gesagt, zu existieren aufgehört hat. Unwillkürlich erwartet man am Schluss der vorliegenden Wendung (V. 1—4) eine diesbezügliche Aussage. Es dürfte sich daher empfehlen, die LA Buddes anzunehmen, wobei allerdings das מִן nicht in kausalem, sondern in privativem bzw. negativem Sinn zu erklären wäre wie in der ganz analogen Wendung 1. Sam. 2, 31: מְהִיִּיתָ וְקֵן בְּבֵיתָךְ (so dass es keinen Alten mehr in deinem Hause gibt), vgl. Lev. 26, 13. 1. Sam. 15, 26. 1. Kön. 2, 27. Jer. 31, 36; 33, 21. Ru. 1, 12. Zu dieser Bedeutung des מִן vgl. Ges.-K.²⁸ § 119 y. König, Synt. § 352 r. y. Brockelmann, V. Gr. II S. 401 f. O. Molin, Om prepositionen מִן i Bibelhebreiskan, Upsala 1893, S. 56 f.

Der Sinn von Gl.ba wäre demnach: so dass meine B^rith mit Levi nicht mehr sei bzw. existiere, m. a. W. aufzuheben

meine B^erith mit Levi. Auf diese Weise wird ein guter Abschluss erreicht und zugleich die folgende Wendung (V. 5—9) vorbereitet. Statt לִי liest Riessler nach LXX (τοὺς Λευεῖτας) הַלִּי, doch schwerlich mit Recht, da in V. 8 בְּרִית הַלִּי von der LXX nicht durch τὴν διαθήκην τῶν Λευεῖτῶν, sondern durch τὴν διαθήκην τοῦ Λεβὶ wiedergegeben wird. Ehrlich, R. übersetzt Gl.ba: „dass mein Bund für euch das sei, was er für Levi war“. Doch zu der Annahme einer derartigen Breviloquenz liegt trotz der Berufung auf Jer. 22, 16 keine Veranlassung vor.

Die Verbindung בְּרִיתִי אֶת־לִי findet sich im A. T. nur hier, s. B. I Kap. VIII § 10 S. 428. Wie bereits bemerkt worden, steht dafür V. 8 בְּרִית הַלִּי. Von den drei anderen Stellen des A. T., die von einer Levib^erith reden, bezeichnet Dt. 33, 9 diese einfach als Jahveb^erith (בְּרִיתֶךָ), Jer. 33, 21 als בְּרִיתִי אֶת־הַלְלוֹים הַכֹּהֲנִים מִשְׁרָתִי und Neh. 13, 29 als בְּרִית הַכֹּהֲנָה וְהַלְלוֹים, s. B. I Kap. VI § 11 S. 274 f.

Die abschliessende Formel אָמַר יְהוָה צְבָאוֹת wird auch hier von Sievers gestrichen, jedoch schwerlich mit Recht.

Zusammenfassung von 2, 4.

Die Verwirklichung des in V. 1 angekündigten Strafurteils, genauer des in V. 2 angedrohten¹ und in V. 3 näher entfalteten Gottesfluches, bringt die göttliche Legitimierung des prophetischen Ausspruches, zugleich aber bedeutet sie nichts Geringeres als die Aufhebung der Levib^erith.

2. Wendung: 2, 5—9.

a) VV. 5—7: Begründung und Wesen der Levib^erith.

a) V. 5: Die göttliche und menschliche Seite der Levib^erith oder die Verpflichtungen Jahves und Levis.

Meine B^erith mit ihm war das Leben und das Heil, nämlich so, dass ich ihm dieselben verlieh, 'und die' Ehrfurcht, nämlich so, dass er mir Ehrfurcht erwies und er vor meinem Namen Scheu empfand.

Die am Schluss des vorhergehenden Verses erwähnte Aufhebung der Levib^erith gibt dem Propheten den Anlass zur

Schilderung dieser B^rith, deren Wesen V. 5 zum Ausdruck bringt. Die Gliederung des Verses, die Abgrenzung und der Sinn seiner einzelnen Teile sind allerdings recht strittig.

1) LXX bietet: ἡ διαθήκη μου ἦν μετ' αὐτοῦ τῆς ζωῆς καὶ τῆς εὐλογίας, καὶ ἔδωκα αὐτῷ ἐν φόβῳ φοβεῖσθαι καὶ ἀπὸ προσώπου ὀνόματός μου στέλλεσθαι αὐτόν, demnach besteht ihr zufolge der Vers aus zwei koordinierten Hauptsätzen: 1) Gl.aa und 2) Gl. ab^b, deren zweiter durch zwei Objektssätze inhaltlich näher bestimmt wird. Statt וְאֶתְּנָה liegt dieser Übersetzung vermutlich die LA וְאֶתְּנָה bzw. וְאֶתְּנָה zugrunde. Ähnlich auch Luther: Denn mein Bund war mit ihm zum Leben und Frieden; und ich gab ihm die Furcht, dass er mich fürchtete und meinen Namen scheuete.

2) Peš. übersetzt: קימי הוא עמה חיא ושלמא יהבת אנון = foedus meum fuit cum ipso, vitam et pacem ipsi dedi, reverenter coluit me et nomen meum extimescebat. Der Vers wird demnach in vier Hauptsätze zerlegt. Auch die Vulg., die gleich der LXX וְאֶתְּנָה bzw. וְאֶתְּנָה statt וְאֶתְּנָה gelesen hat, unterscheidet, wenn auch mit etwas anderer Gliederung, vier selbständige Sätze: Pactum meum fuit cum eo vitae et pacis: et dedi ei timorem et timuit me, et a facie nominis mei pavebat. In Übereinstimmung damit Calvin, Cornel. a Lap., Grotius, Calmet, Riessler. Etwas abweichend in bezug auf die Wiedergabe von מִוְרָא Coccejus, v. Til, Köhler, Keil, v. Orelli³: mein Bund war für ihn das Leben und das Heil, und ich verlieh sie ihm zur Furcht, und er fürchtete mich und vor meinem Namen erbehte er.

3) Tichomiroff unterscheidet wie die LXX zwei Hauptsätze, jedoch mit der Abweichung, dass er den ersten (Gl.a) durch zwei den beiden Prädikaten angehängte Relativsätze qualifiziert sein lässt: mein Bund mit ihm bestand in Leben und Frieden, die ich ihm verlieh, in Furcht, mit der er mich fürchtete, und vor meinem Namen zitterte er. Ebenfalls zwei Hauptsätze mit zwei Nebensätzen, jedoch in etwas anderer Kombination bieten die Übersetzungen von J. H. Michaelis und Rosenmüller: foedus meum fuit cum ipso vitae et pacis (scil. ad vitam et pacem), quae dedi illi ad timorem, ut me timeret, ideo propter nomen meum timuit ille sibi bzw. foedus mihi cum eo intercessit vitae

atque salutis, quae quidem ei dedi propter reverentiam mei, ut me reverentia prosequatur, et nomini meo pavit.

4) Reinke und Ewald gliedern den Vers in drei Hauptsätze, deren zweiter (וְאֶתְּנֶם־לִי מוֹרָא) durch einen Nebensatz (וַיִּירָאֵי) näher charakterisiert wird: mein Bund war mit ihm das Leben und der Frieden, und ich gab ihm Furcht, dass (= damit) er mich fürchtete, und vor meinem Namen demütigte er sich.

In ganz analoger Weise ist auch die Paraphrase des Targ. קיימי הוה עימיה חיי ושלמא ויהבית ליה אולפן אוריתי שלום ורחיל מן קדמי ומן קדם שמי רחיל הוא von dem Übersetzer der Lond. Polygl. verstanden worden: pactum meum fuit cum eo vitae et pacis: et dedi ei doctrinam legis perfectam, ut timeret a facie mea: et a facie nominis mei timuit ipse. Allerdings könnte m. E. der vorliegende Text auch ähnlich wie der der LXX und Vulg. in vier Hauptsätze gegliedert werden: pactum meum fuit cum eo vitae et pacis, et dedi ei doctrinam legis perfectam, et timuit a facie mea et a facie nominis mei timuit.

5) Die heute verbreitetste Erklärung ist die Wellhausens, der zufolge die drei ersten Worte בְּרִיתִי הִיתָה אִתּוֹ = mein Bund war mit ihm als selbständiger Satz gefasst werden, während der Rest des Verses als Exposition dieses Satzes erklärt wird: Leben und Heil gab ich ihm, Ehrfurcht, dass er mich fürchtete und sich vor meinem Namen demütigte. Ganz ähnlich auch Marti^{D^o}, Nowack^{1.2}, de Moor, Isopescul, Driver, v. Hoonacker, Sellin^{1.2.3}, Haller², J. M. P. Smith, Procksch. Etwas anders Budde, Nowack³, Duhm^A und Marti^{KHS⁴}: statt מוֹרָא lesen die beiden zuerst genannten מוֹרָאֵי bzw. וּמוֹרָאֵי, die beiden zuletzt genannten in Übereinstimmung mit Procksch und Sellin^{1.2.3} וּמוֹרָא, desgleichen lesen die beiden zuletzt genannten וְאֶתְּנֶם statt וְאֶתְּנֶם, ferner lesen alle vier genannten in Übereinstimmung mit Sellin^{1.2.3} וַיִּירָאֵי statt וַיִּירָאֵי und schliesslich die beiden zuerst genannten יָרֵת bzw. יָנַת (vgl. Sellin^{1.2.3}) statt נָתַת, wobei Budde in Übereinstimmung mit der arabischen Tochterversion der LXX die beiden letzten Sätze des Verses als Finalsätze auffasst und dementsprechend übersetzt: „Leben und Heil, die gab ich ihm, und meine Furcht, dass er mich fürchten sollte und dass er sich demütige“.

Noch etwas anders Ehrlich, der unmittelbar vor מִן אֵלֶיךָ aus dem Vorhergehenden הִיָּתָה אֵלַי בְּרִיתִי ergänzt, נָתַתְּ statt נָתַתְּ liest und so den Sinn gewinnt: mein Bund bedeutete für ihn Leben und Wohlfahrt — das heisst, er wusste, dass mein Bund ihm Leben und Wohlfahrt sicherte — was ich ihm auch gab; er bedeutete für ihn Verehrung — das heisst, er wusste, dass mein Bund von ihm Verehrung meiner forderte — und er verehrte mich auch.

Im Interesse einer richtigen Erklärung des Verses empfiehlt es sich, die Elemente desselben einzeln zu besprechen.

הִיָּתָה אֵלַי בְּרִיתִי kann nur übersetzt werden: meine B'ērith war mit ihm (Wellhausen), nicht aber: meine B'ērith mit ihm war (Haller²), d. h. war vorhanden (Marti^{Do}), m. a. W. הִיָּתָה ist als Kopula, nicht aber als Prädikat zu erklären. Hätte der Prophet הִיָּתָה in letzterem Sinne gebrauchen wollen, so hätte er vermutlich בְּרִיתִי אֵלַי הִיָּתָה geschrieben, da zu einer Trennung der Qualifikation (אֵלַי) keine Veranlassung vorlag. Sievers stellt unter Berufung auf das Pasek die beiden letzten Worte um. Diese Textänderung ist sehr ansprechend. Es fragt sich jedoch, ob auch in diesem Fall die Übersetzung: „meine B'ērith mit ihm existierte, bestand“ beizubehalten sei. Allerdings würde V. 4b für diese Auffassung sprechen. Doch der Gedanke erscheint entbehrlich, nachdem der Prophet soeben am Schluss des vorhergehenden Verses die Aufhebung der B'ērith konstatiert hat. Viel eher erwartet man, dass er nun sofort zu der Schilderung des jetzt abrogierten Verhältnisses übergehe. Es liegt daher durchaus näher, בְּרִיתִי אֵלַי als Subjekt zu nehmen, הִיָּתָה als Kopula zu erklären und das Prädikat innerhalb des Folgenden zu suchen. LXX bietet als Prädikat τῆς ζωῆς καὶ τῆς εὐφροσύνης. Vulg. vitae et pacis. Targ. חַיִּי וְשְׁלוֹמָא; ebenso Calvin, Balduin, Grotius, Coccejus, J. H. Michaelis. Bei dieser Übersetzung wäre natürlich vor הַחַיִּים וְהַשְׁלוֹם, sei es dem Wortlaute, sei es dem Sinne nach, בְּרִיתִי zu ergänzen. Dementsprechend übersetzt Riessler: „ein solcher des Lebens und des Heils“. Auch Lange macht diese Ergänzung in der deutschen Wiedergabe, während Graetz sie emendierend dem Text selbst einfügt. Unter Berufung auf LXX und Vulg. erklärt dagegen Hitzig

הַחַיִּים וְהַשְׁלוֹם für Genetive, die vom nomen regens בְּרִיתִי getrennt seien wie Gen. 24, 24. Hos. 14, 3, und übersetzt: mein Bund des Lebens und des Heils bestand mit ihm u. s. w. Jedoch sind die beiden von Hitzig angeführten Beispiele nicht beweisend, vgl. Keil und Nowack^{1.2} z. St. Das gleiche gilt auch von den von Steiner bei Hitzig⁴ hinzugefügten Stellen: Dt. 8, 15. 2. Kön. 23, 17. Esr. 10, 13. Das einfachste dürfte es allerdings sein, הַחַיִּים וְהַשְׁלוֹם als nominale Prädikate zu בְּרִיתִי zu erklären. So J. D. Michaelis, Reinke, Köhler, Keil, Ewald, v. Orelli³, G. A. Smith, Tichomiroff, Caspari (Vorstellung und Wort „Friede“ im A. T., Gütersloh 1910, S. 56). Sind aber הַחַיִּים וְהַשְׁלוֹם nominale Prädikate zu בְּרִיתִי, dann liegt es am nächsten, das folgende וְאַתֶּנָּם לִי nicht einfach kopulativ zu fassen (Reinke, Köhler, Keil, v. Orelli³, G. A. Smith, Knabenbauer), auch nicht es als Relativsatz an הַחַיִּים וְהַשְׁלוֹם anzugliedern (J. H. Michaelis, Rosenmüller, Tichomiroff, Procksch), sondern es in explikativem Sinne zu erklären = nämlich bzw. und zwar so, dass ich sie ihm verlieh. Zu dieser Bedeutung des Imperf. cons. in Anlehnung an ein Nomen oder einen Satz zur näheren Erläuterung s. Driver, Tens.³ § 76. Die von Duhm^A und Marti^{KHS⁴} (vgl. oben S. 202) vertretene Änderung von וְאַתֶּנָּם in וְאַתֶּנָּה ist daher abzuweisen. Der Nachdruck liegt auf den beiden Pronomina: ich — ihm, vgl. Budde z. St. LXX (καὶ ἔδωκα αὐτῷ) und Vulg. (et dedi ei) setzen statt וְאַתֶּנָּם eine nicht-suffigierte Verbalform voraus. In Übereinstimmung mit der LXX und Vulg. bieten auch zwei HSS (Kenn. 129, de Rossi 226, s. de Rossi III z. St.) וְאַתֶּן. Als ursprünglicher Text wird daher von Ewald und Reinke וְאַתֶּנָּה angenommen, von Riessler וְאַתֶּן, von Graetz וְאַתֶּנָּה, wobei er das Suffix auf בְּרִיתִי bezieht. Übrigens übersetzen auch Luther und Calvin, als ob sie kein Suffix gelesen hätten. Doch wird der MT durch Peš. gestützt; auch würde das Fehlen des Suffixes bei der explikativen Fassung des ו jedenfalls als Härte empfunden werden.

Die Brith Jahves mit Levi ist also zunächst eine Gottesgabe, bestehend in Leben und Heil. Die Zusammenstellung der beiden Ausdrücke הַחַיִּים וְהַשְׁלוֹם findet sich im A. T. nur hier, s. B. I Kap. VIII § 10 S. 428. Das gleiche gilt von der Verbin-

ung von בְּרִית mit הַחַיִּים, während der Ausdruck בְּרִית שְׁלוֹם sowohl bei P (Num. 25, 12 LXX) als auch bei Deuteriojesaia (Jes. 54, 10 בְּרִית שְׁלוֹמִי) und Ezechiel (Ez. 34, 25; 37, 26) vorkommt, s. B. I Kap. VIII § 13 S. 438. § 14 S. 441. § 15 S. 442.

Der Doppelausdruck הַחַיִּים וְהַשְׁלוֹם umschreibt offenbar alle die Segnungen (בְּרָכוֹת V. 2), die leiblichen und geistigen Güter, die Jahve dem Stamme Levi verliehen und unter denen Macht und Ansehen vor allem Volk (V. 3 vgl. V. 8) obenan standen. Es ist, kurz gesagt, der durch keinerlei Übel oder Hemmungen gefährdete bzw. beeinträchtigte Vollgenuss des Daseins in demselben Sinne, wie ihn das Deuteronomium (Dt. 4, 1; 8, 1. 3; 16, 20; 30, 6. 15—20; 32, 47), H (Lev. 18, 5), Ezechiel (Ez. 18, 5—9. 14—23. 27 f.; 33, 10—16. 19), die Psalmen (vgl. Ps. 37, 13 ff.; 119, 17. 93. 116. 149. 156. 159. 175) und Sprüche (Prov. 3, 22; 4, 13. 22; 8, 35; 10, 16; 11, 19 u. ö.), auch Jesus Sirach (Jes. Sir. 1, 12. 20; 4, 12; 34[31], 14) als Frucht der Gesetzeserfüllung bzw. der Weisheit hinstellen, s. Dillmann, Theol. S. 397 f. L. Dürr, Die Wertung des Lebens im Alten Testament und im antiken Orient, Münster i. W. 1926, S. 7 ff. Treffend erklärt daher Gr. Baudissin, Alttestamentliches hajjim „Leben“ in der Bedeutung von „Glück“ (Eduard Sachau-Festschrift, Berlin 1915, S. 143—161), S. 143 f. הַחַיִּים als Synonymum von שְׁלוֹם im Sinne von „Glück“.

Ganz willkürlich und einseitig bezieht Kimḥi הַחַיִּים auf das hohe Lebensalter des Pīnēḥās, von dem er unter Berufung auf Ri. 20, 28 annimmt, dass er 300 Jahre alt geworden sei.

Bei der Charakterisierung des Inhalts der B'rith als שְׁלוֹם mag dem Propheten Num. 25, 12 (LXX), sowie die oben angeführten Stellen aus Deuteriojesaia und Ezechiel vorgeschwebt haben, vgl. B. I Kap. VI § 11 S. 275. Für die Kennzeichnung der בְּרִית als חַיִּים war jedoch vielleicht der ezechielische Ausdruck חַיִּים חַיִּים (Ez. 33, 15) das Vorbild.

Doch die Levib'rith ist nicht ausschliesslich göttliche Gnadengabe, sie ist zugleich auch eine Aufgabe, vgl. v. Hoonacker z. St. Von dieser zweiten Seite der B'rith handelt der Rest des Verses, anhebend mit מִוְרָא.

מִוְרָא erklärt Kimḥi als בַּעֲבוּר מִוְרָא = wegen der Furcht, Raschi als שִׁיקְבָּלָם בַּמִּוְרָא = damit er sie aufnehme in Furcht,

Köhler metonymisch von der Ursache statt der Wirkung: zur Furcht, d. h. als Hebel der Furcht (vor mir), ebenso Keil, Hitzig, v. Orelli³, ganz ähnlich auch Coccejus, v. Til (in timorem), J. H. Michaelis (ad timorem), die ebenfalls מורא als Akkus. des Zwecks erklären. Nach Rosenmüller liegt hier eine elliptische Ausdrucksweise für לְמוראי vor, während Graetz und ebenso Oort (bei J. M. P. Smith) nach der LXX לְמורא für den ursprünglichen Text halten. Doch kann die LA der LXX ἐν φόβῳ nicht für ganz gesichert gelten. Kod. A^{c.b} sowie Kod. Y (Taurinensis bei J. M. P. Smith) bieten φόβῳ ohne ἐν, ebenso las auch Theodoret. Dagegen setzen die v. lat.^{sa} (timorem), aeth. (fer hāta) und arm. (nach Isopescul) die LA φόβον voraus, ebenso las auch Theodor. Als Akkus. des Grundes wird מורא erklärt von Drusius und Pocock: propter timorem quo timuit me bzw. for the fear where-with he feared me. Dagegen fassen diejenigen, die wie Riessler ואתן bzw. wie Ewald und Reinke ואתנה lesen (vgl. oben S. 204), מורא mit der Vulg. (et dedi ei timorem) als Objektsakkusativ: und ich gab ihm Furcht bzw. ich hatte ihm Achtung verliehen; ebenso auch mehrere ältere Ausleger wie Luther (und ich gab ihm die Furcht, dass er mich fürchtete), Calvin, Grotius (dedi illi timorem), Calmet (je lui ai donné pour moi une crainte respectueuse) und von den neueren: Nowack^{1,2}, Isopescul, J. M. P. Smith, denen zufolge מורא den vorangestellten Objekten והחיים ואתנם, die in dem Suffix von ואתנם wieder aufgenommen werden, koordiniert ist, vgl. auch Duhm^A und Marti^{KHS4}, die, wie bereits oben (S. 202) bemerkt worden, in Übereinstimmung mit Sellin und Procksch die Asyndese durch Einfügung eines ו vor מורא beseitigen.

Völlig gesichert wäre die Stellung von מורא als Objektsakkusativ, wenn man mit Sievers vor מורא noch ein ונתתי einfügen könnte, doch ausser metrischen Erwägungen sind für diese Einfügung keinerlei Anhaltspunkte gegeben. Daher empfiehlt es sich vielmehr, mit G. A. Smith, Tichomiroff und Ehrlich מורא nebst dem folgenden Wort וייראני in Parallele zu והחיים והשלום ואתנם zu stellen, d. h. מורא gleich והחיים והשלום als nominales Prädikat zu בריתי zu erklären, das dann durch וייראני näher erläutert wird wie והחיים והשלום durch ואתנם.

Die von Budde vorgeschlagene und von Nowack³ akzeptierte Änderung von מוֹרָא in מוֹרָאִי fügt sich gut dem Zusammenhang ein, ja durch 1, 6 wird sie direkt gestützt, doch wäre in diesem Fall das folgende וַיִּירָאֵנִי, das den Begriff מוֹרָא näher erläutert, überflüssig. Viel leichter als der Ausfall des auslautenden י erklärt sich wegen des vorhergehenden לוֹ durch Haplographie der Ausfall eines vorgesetzten ו, das schon im XVII. Jahrhundert L. de Dieu und neuerdings wieder Duhm⁴, Procksch, Sellin^{1.2.3} und Marti^{KHS4} (vgl. auch Budde, s. oben S. 202) dem Text eingefügt. Nicht übel ist auch der Vorschlag Isopesculs, der wegen der Konformität mit הַחַיִּים וְהַשְׁלֹמִים die determinierte Form הַמוֹרָא lesen möchte. Kombiniert man beide Vorschläge, den L. de Dieus und den Isopesculs, so erhält man die sehr ansprechende LA וְהַמוֹרָא.

מוֹרָא wird vom Targ. erklärt im Sinne der vollkommenen Gesetzeslehre (אולפן אוריתי שלים), ganz ähnlich auch von Calvin (lex), während Venema an einen Gesetzeslehrer (מורה = מורא), und zwar an den Gesetzeslehrer Esra, denkt. Nach J. J. P. Valetton jr. (ZAW 1893 S. 261) handelt es sich um die den Priestern von seiten des Volkes gezollte Ehrfurcht und Achtung; ebenso auch Riessler: „ich hatte ihm Achtung (= Ansehen) verliehen“. Doch nach Analogie von 1, 6 kann מוֹרָא nur die Ehrfurcht bedeuten, die Gott von seiten Levis gebührt, als zusammenfassende Bezeichnung aller der Forderungen, die Gott an den Menschen stellt. Bestätigt wird diese heute ganz allgemein angenommene Erklärung durch das folgende explikative (vgl. oben S. 204) Imperf. cons. וַיִּירָאֵנִי = nämlich, dass er mich fürchtete bzw. mir Ehrfurcht erwies. Die Ehrfurcht, um die es sich handelt, ist, wie bereits bemerkt, die Ehrfurcht Levis gegenüber Jahve. Der Nachdruck liegt auch hier auf den beiden Pronomina: er — mich (vgl. oben S. 204). Die B'rith bestand also zum andern in der Gottesfurcht, mit der Levi Jahve verehrte.

וַיִּירָאֵנִי מוֹרָא bildet eine in dieser Form nur hier im A. T. vorkommende Paronomasie, die jedoch stark an die ganz analoge Paronomasie וְאֶת־מוֹרָאוֹ לֹא־תִירָאוּ bei Jesaja (8, 12) anklingt. Zu dem sonstigen Gebrauch der Paronomasie bei Maleachi s. B. I Kap. VIII § 5 S. 415. Die Form וַיִּירָאֵנִי nur hier, s. B. I Kap. VIII

§ 11 S. 434; gleichzeitig ist übrigens וַיִּירָאֵנִי neben יִרְאֶה (Jer. 10, 7) das zweite der beiden einzigen im A. T. nachweisbaren Beispiele für das Vorkommen der 3. Prs. Sg. Imperf. Kal von יָרָא in suffigierter Gestalt.

In bezug auf Gl.b ist es strittig, ob es sich hier um den Anfang eines neuen Satzes oder nur um eine Fortsetzung von וַיִּירָאֵנִי handle. J. H. Michaelis, Rosenmüller, J. D. Michaelis, Reinke, Ewald, Tichomiroff erblicken in Gl.b eine Aussage darüber, dass Levi tatsächlich der von Jahve gestellten Forderung des מִוֶּרָא entsprochen habe, während Raschi, Calvin, Grotius, Coccejus, v. Til, Venema, Köhler, Keil, v. Orelli³, G. A. Smith, Marti¹⁰, Isopescul, v. Hoonacker, J. M. P. Smith, Riessler diese Aussage schon mit וַיִּירָאֵנִי anheben lassen: und er fürchtete mich und vor meinem Namen bebte er. Eine ähnliche Auffassung scheint auch der Übersetzung von Wellhausen und Nowack^{1.2.3} zugrunde zu liegen: dass er mich fürchtete und sich vor meinem Namen demütigte (beugte). Jedenfalls erklärt Nowack^{1.2} die beiden Sätze als Folgesätze, Budde dagegen als Zwecksätze: „dass er mich fürchten sollte und dass er sich demütige u. s. w.“, s. oben S. 202.

Auch nach der Auffassung der alten Versionen scheinen beide Aussagen, sowohl וַיִּירָאֵנִי als auch וּמִפְּנֵי שְׁמִי נִתַּת הָוָא, auf der gleichen Linie zu liegen. LXX (s. oben S. 201) fasst beide (*ἐν φόβῳ φοβεῖσθαι καὶ ἀπὸ προσώπου ὀνόματος μου στέλλεσθαι αὐτόν*) als Objekt zu ἔδωκα αὐτῷ (וָאֶתַנְתִּי לוֹ), Peš. und Vulg. dagegen (s. oben S. 201) als zwei parallele geschichtliche Aussagen über das tatsächliche Verhalten Levis, während die Paraphrase des Targ. (s. oben S. 202) eine doppelte Deutung zulässt: nach der einen deckt sich dieselbe mit der Auffassung der Peš. und Vulg., nach der andern jedoch hätte das Targ. nur Gl.b als geschichtliche Aussage verstanden, dagegen וַיִּירָאֵנִי als einen von מִוֶּרָא abhängigen Finalsatz.

Es empfiehlt sich daher wohl, Gl.b nach Analogie von וַיִּירָאֵנִי als zweiten Explikativsatz zu מִוֶּרָא zu erklären, um so mehr als die unmittelbare Verbindung bzw. Nebeneinanderstellung von יָרָא und הִתַּת ja auch sonst vielfach im A. T., unter anderem auch innerhalb des deuteronomischen bzw. deuteronomistischen Sprachgebrauchs (s. B. I Kap. VIII § 12 S. 436), vorkommt, vgl.

Dt. 1, 21; 31, 8. Jos. 8, 1; 10, 25. 1. Sam. 17, 11. Jes. 51, 7. Jer. 23, 4; 30, 10; 46, 27. Ez. 2, 6; 3, 9. 1. Chr. 22, 13; 28, 20. 2. Chr. 20, 15. 17; 32, 7. Das vom ו durch die Worte כַּפְנֵי שְׂכָנֵי getrennte Perf. נָחַת ist dann als Äquivalent eines Imperf. cons. und als solches dem וַיִּרְאֵנִי als koordiniert anzusehen, vgl. Ges.-K.²⁸ § 111c. Driver, Tens.³ § 85.

נָחַת ist mit den meisten Auslegern als Perf. Nif'al von חָתַת zu erklären. So Kimḥi, Raschi, v. Til, Rosenmüller, Hitzig, Köhler, Keil, v. Orelli, Tichomiroff, Marti^{Do}, Nowack^{1.2.3}, Isopescul, v. Hoonacker, J. M. P. Smith, Sellin^{1.2.3}, Olshausen (Lehrb. S. 592), Ewald (Lehrb.⁸ S. 366), Stade (Gramm. § 397b), Ges.-K.²⁸ (§ 67u), König (Lehrgeb. I S. 368. WB s. v. חָתַת), Bauer-Leander (HGr. S. 434), Buhl (HW¹⁶ s. v. חָתַת), Brown-Driver-Briggs (Lex. s. v. חָתַת). Dagegen erklären I.-Ezra und Reinke נָחַת für ein Perf. Nif'al von נָחַת = hinabsteigen, auch Fürst (HW s. v. חָתַת) neigt dazu, diese Ableitung für angemessener 'zu halten, desgleichen Budde, wenn er unter Zustimmung von Nowack³ neben der LA חָתַת auch נָחַת zur Wahl stellt (s. oben S. 202). Auf der gleichen Linie liegt der Vorschlag von Ehrlich, R., hier das Perf. Kal נָחַת zu lesen, das zwar sonst nicht vorkomme, aber hier eine Art Aramaismus sein könne. Gegen diese Deutung spricht jedoch vor allem der Parallelismus mit יָרָא, dessen häufige Verbindung bzw. Zusammenstellung mit חָתַת bereits oben (S. 208) konstatiert wurde. Eine weitere Gegeninstanz bilden die alten Versionen: Targ. דְּחִיל. Peš. וְאֵע. Vulg. pauebat. Das στέλλεσθαι der LXX findet sich, abgesehen von 2. Makk. 5, 1. 3. Makk. 1, 19. Sap. 7, 14; 14, 1, nur noch Prov. 31, 26, wenn auch ohne entsprechendes verbales Äquivalent im MT, s. C. H. Toy ICC z. St. Doch von den Tochternversionen haben an unserer Stelle die arab.

(يَرْتَجِفُ), syr.-hex. (נָכוּ), wie zu lesen ist statt des Schreibfehlers נָכוּ, vgl. Middeldorpf, Cod. syriaco-hexaplaris, Berolini MDCCCXXXV, S. 566), slav. (оустрашатица), arm. und kopt.-b. (nach Isopescul) στέλλεσθαι im Sinne von formidare, trepidare, pavere verstanden, ebenso auch v. lat.^{5a} (formidare), während v. lat.^{0o} proficisci bietet; die aeth. endlich hat das Wort unübersetzt gelassen, vielleicht weil, wie Bach-

mann (Dod. S. 30) vermutet, der Begriff des Fürchtens von *iefrehanī* auch das letzte Glied durchwirkend gedacht ist.

Das Perf. Nif'al von *חתת* nur hier, s. B. I Kap. VIII § 11 S. 433. Zu der Konstruktion von *חתת* mit *כִּפְנֵי* s. Jer. 1, 17. Ez. 2, 6; 3, 9. 2. Chr. 20, 15; 32, 7.

Der in Gl.b enthaltene zweite Explikativsatz erläutert demnach die Ehrfurcht, die Jahve von seiten Levis dargebracht wurde, noch näher als ehrerbietige Scheu vor dem göttlichen *שׁ*, der kultischen Repräsentation Jahves im Tempel (vgl. das oben z. 1, 6 S. 53 f. Bemerkte), d. h. als Scheu, die jede Verunehrung (vgl. 1, 6) oder Entweihung (vgl. 1, 12) ausschliesst und sich vornehmlich in korrekter Ausübung des Kultus äussert (vgl. 1, 7 f. 13 f.).

Die vom Propheten im vorliegenden Verse näher erklärte, auf gegenseitigen Leistungen Jahves und Levis beruhende *Levib^{er}rith* beziehen die meisten älteren und auch einige neuere Ausleger auf die *B^{er}rith* Gottes mit *Pin^{eh}ās* betreffend den ewigen Bestand des Priestertums (Num. 25, 11 ff.), vgl. *Kimhi*, *Raschi*, *Drusius*, *Pocock*, *Grotius*, *Venema*, *Reinke*, *G. A. Smith*, *v. Orelli*, *Riessler*. Allerdings berührt sich, wie bereits oben (S. 205) bemerkt wurde, unsere Stelle mit Num. 25, 12 (LXX) in dem Ausdruck *בְּרִית שְׁלוֹם*. Doch handelt es sich Num. 25, 12 f. um eine *Priesterb^{er}rith*, hier um eine *Levib^{er}rith*. Diese Differenz kann nicht in ausreichender Weise beseitigt werden durch die von mehreren Auslegern (s. B. I Kap. IV § 1 S. 89) vertretene Ansicht, dass *Maleachi* im Anschluss an das Deuteronomium Priester und Leviten miteinander identifiziere, s. B. I Kap. IV § 2 S. 100 f., vgl. auch Kap. VIII § 12 S. 436.

Ebenso ungenügend, weil zu allgemein, ist die Erklärung von *Köhler*, *Keil*, *Tichomiroff*, *Knabenbauer*: unter Berufung sowohl auf Num. 25, 10 ff. als auch auf Dt. 10, 8 f.; 33, 8 ff. Num. 8, 19; 18, 1 ff. Lev. 6, 7 verstehen sie den *Levibund* von der Erwählung des Stammes Levi zum Dienst am Heiligtum, sowie von der damit verbundenen Gewährung von Rechten und Verheissungen. Ähnlich ist auch für *Ewald* der *Levibund* nur Bezeichnung dessen, dass nach den alten Einrichtungen und Gesetzen (Ex. 32—34) Jahve mit den Leviten enger verbunden war als mit den Laien.

Bereits oben (S. 200) z. V. 4 war darauf hingewiesen wor-

den, dass ausser an unserer Stelle und V. 8 im A. T. nur noch dreimal eine *Levib^erith* erwähnt wird: Dt. 33, 9. Jer. 33, 21. Neh. 13, 29.

Von den genannten drei Aussagen kann aus rein chronologischen Gründen ernstlich nur die nicht nur sicher vorexilische, sondern auch sicher vordeuteronomische, ja vermutlich vorkönigliche Stelle Dt. 33, 9 (s. Gressmann, SAT² I, 2 S. 181 ff. Sellin, Einl.⁵ S. 23. König, Deut. S. 236) als Vorlage für Maleachi in Betracht kommen. Sind wir mit unserer Ansetzung der vorliegenden Rede (1, 6—2, 9) in die Mitte des Zeitraums zwischen der Vollendung des Tempels und der Ankunft Esras bzw. in die Zeit um 480—475 im Recht (s. B. I Kap. IV § 7), dann ist naturgemäss Neh. 13, 29 jünger als unsere Stelle. Aller Wahrscheinlichkeit nach gilt das auch von Jer. 33, 21, wird doch der ganze in der LXX fehlende Abschnitt Jer. 33, 14—26 heute allgemein für einen sekundären Zusatz erklärt, allerdings ohne dass sich seine Entstehungszeit mit Sicherheit bestimmen liesse, vgl. Cornill, Jer. S. 358. 371 ff. Duhm, Jer. S. 274 ff. Giesebrecht, Das Buch Jeremia² (HKAT) 1907 S. 182 f. 185 ff. Rothstein, KHS⁴ I S. 817 f. H. Schmidt, SAT² II, 2 S. 299 A. 1. Volz, Jer.² S. 313 ff. Steuernagel, Einl. S. 556. Sellin, Einl.⁵ S. 98.

In dem Levispruch des Mosesegens (Dt. 33, 8—10) wird die Betrauung Levis mit dem priesterlichen Dienst, d. h. einerseits mit der Handhabung des h. Losorakels (V. 8), bzw. der Toraerteilung, d. h. der Rechtsprechung und Rechtsbelehrung (V. 10a), und andererseits mit der Ausübung des Opferkultus (V. 10b), ausdrücklich auf ein göttliches, durch feierlichen B^erithschluss besiegeltes Verheissungswort zurückgeführt (V. 9), vgl. Kraetzschmar, BVAT S. 66 f. Von einem solchen B^erithschluss Gottes mit Levi berichten allerdings die erzählenden Stücke des Hexateuchs nichts.

Die vielfach vertretene Ansicht, Dt. 33, 9 rekurre auf den Bericht Ex. 32, 26—29 (Dillmann, NDJ S. 423. Gr. Baudissin, GAP S. 96 f. v. Hoonacker, Le sacerdoce lévitique, Londres et Louvain 1899, S. 129 ff. Kautzsch, B. Th. S. 121, vgl. auch Gressmann, Mose und seine Zeit, Göttingen 1913, S. 215 f.), kann jedoch eigentlich nur als Notbehelf gelten. Dagegen scheint Steuernagel, Deut.² S. 177 auf dem richtigen Wege zu sein, wenn er in Dt. 33, 8b.9a eine Anspielung auf eine uns nicht erhaltene Tradition erblickt. Doch muss diese Ansicht auch auf

V. 9b ausgedehnt werden. Kraetzschmar (a. a. O. S. 68) hat die Vermutung ausgesprochen, dass Dt. 10, 6 f. ursprünglich ein Bericht über die Einsetzung der Leviten zu Priestern gestanden habe.

Möglicherweise hat Maleachi diesen Bericht, den ein Redaktor gestrichen, um ihn durch das jetzt in Dt. 10, 6 f. gebotene Stationenverzeichnis zu ersetzen, noch im Deuteronomium gelesen oder zum mindesten gekannt und ihn im Zusammenhang mit Dt. 33, 8 ff. als Grundlage für seine Erörterung über die Levib^{er}ith benutzt, vgl. B. I Kap. VI § 11 S. 275. Dass Maleachi dabei in formaler Beziehung auch von Num. 25, 12 (LXX). Jes. 54, 10. Ez. 33, 15; 34, 25; 37, 26 beeinflusst sein konnte, ist bereits oben (S. 205) bemerkt worden.

Die hohe Wertschätzung der Mosezeit bei unserem Propheten (s. B. I Kap. VI S. 282) macht es jedenfalls in höchstem Masse wahrscheinlich, dass er auch die Stiftung der Levib^{er}ith in diese goldene Gründungsperiode verlegte im Unterschied von den Theorien des späteren Judentums, wie sie namentlich im B. der Jubiläen und in den Testamenten der 12 Patriarchen vorliegen, denen zufolge gleich der Entstehung anderer Gesetzesinstitutionen auch die Einsetzung Levis zum Priestertum bereits in die vormosaïsche Periode bzw. die Patriarchenzeit zurückdatiert wird (vgl. Schürer, GJV⁴ III S. 341. 374. Bousset, RJ³ S. 125 A. 3. S. 126 A. 1), sei es in Form eines direkten Gottes- bzw. Engelspruchs (Test. Levi 5. 8, vgl. Test. Jud. 21. Test. Issachar 5), sei es in Form einer Weissagung Isaaks (Jub. 31, 13 ff.), sei es in Form einer Vision Jakobs (Test. Levi 9).

Sind wir mit der Annahme im Recht, dass Maleachis Lehre von der Stiftung der Levib^{er}ith auf einen nicht mehr erhaltenen geschichtlichen Bericht zurückgeht, dessen ursprüngliche Stelle hinter Dt. 10, 5 bzw. vor Dt. 10, 8 war, so ist es nicht unmöglich, dass für ihn die Levib^{er}ith ein Moment der Väterb^{er}ith (2, 10) bzw. der Horebb^{er}ith (3, 22) war, vgl. B. I Kap. VI § 11 S. 273 f. § 13 S. 282.

Zusammenfassung von 2, 5.

Die Levib^{er}ith, deren Aufhebung in V. 4 als Endresultat des angedrohten Gottesfluches hingestellt wurde, wird ihrem Wesen nach näher charakterisiert als ein doppelseitiges Wechsel-

verhältnis zwischen Jahve und Levi. Von seiten Jahves umfasste sie die Verleihung von Leben und Heil, d. h. des Inbegriffs leiblicher und geistlicher Segensfülle; von seiten Levis dagegen die Ausübung der Gottesfurcht als der Betätigung pietätvoll ehrerbietiger Scheu vor dem göttlichen Namen, d. h. der kultischen Repräsentation Jahves im Tempel. Diese Schilderung der Levib^rith geht vermutlich in Anlehnung an den alten Spruch Dt. 33, 9 auf einen im Hexateuch nicht mehr erhaltenen Bericht zurück, der ursprünglich an Stelle von Dt. 10, 6 f. gestanden haben mag.

β) V. 6: Die dreifache Betätigung der Gottesfurcht und Ehrfurcht.

Wahrheitslehre war in seinem Munde und Falsch ward nicht erfunden auf seinen Lippen; in Unversehrtheit und Ebenheit wandelte er mit mir und viele veranlasste er zur Umkehr von Sündenschuld.

In der dem Propheten eigenen Weise (vgl. V. 2f.) folgt nun eine nähere Entfaltung des Begriffs מִוֶּרָא bzw. der menschlichen Seite der Levib^rith. Die Betätigung der Gottesfurcht durch Levi war eine doppelte: in Wort und Tat, in Lehre und Leben. Die Betätigung im Wort schildert Gl.a in zwei antithetisch parallelen Sätzen. Dem ersten dieser beiden Sätze zufolge bestand sie in der Erteilung von תּוֹרַת אֱמֶת.

תּוֹרָה wird von älteren Auslegern wie Cappellus, Pocock, Venema ausschliesslich beschränkt auf das geschriebene Gesetz, dessen Sinn Levi dem Volke authentisch interpretierte. Doch schwerlich hätte der Prophet zur Bezeichnung, sei es des ganzen Pentateuchs, sei es eines Theiles desselben wie etwa des Deuteronomiums, den nur generell determinierten Ausdruck תּוֹרַת אֱמֶת gewählt. Nach 3, 22 hätte er dann wohl תּוֹרַת מִשְׁנֶה geschrieben (vgl. Jos. 8, 32. 1. Kön. 2, 3. Dan. 9, 11. 13. Esr. 3, 2; 7, 6. 2. Chr. 23, 18; 30, 16). Vor allem aber hätte er dann statt בְּפִיָּה vermutlich בִּידוֹ gesagt (vgl. Esr. 7, 14. 25). In gleicher Weise wie בְּפִיָּה zeigt auch das parallele בְּשִׁפְתָּי, dass תּוֹרָה hier ebenso wie Hag. 2, 11. Sēph. 3, 4. Hos. 4, 6. Ez. 7, 26; 22, 26. Jer. 2, 8; 18, 18. Thr. 2, 9 von der mündlichen Entscheidung, Anweisung,

Unterweisung, Belehrung verstanden werden muss. So richtig Reinke, Köhler, Wellhausen, Marti^{Do}, Nowack^{1.2.3}, de Moor, Isopescul, J. M. P. Smith, auch Sellin^{1.2.3}, der allerdings תורה von den Entscheidungen und Unterweisungen, die der Priester gibt, versteht, dabei aber unter Berufung auf 3, 22 nachdrücklich hervorhebt, dass dieselben nach Maleachi nur eine genaue Wiedergabe des objektiven, des göttlich geoffenbarten Gesetzes sein sollen. In diesem Punkt berührt sich Sellin mit Keil, der תורה zwar mit „Gesetz“ übersetzt, jedoch den Ausdruck als „Gesetzesunterweisung“ erklärt.

Ein charakteristisches Beispiel mündlicher priesterlicher Tora bietet Hag. 2, 11 ff. (vgl. Sach. 7, 3. Ez. 44, 23). Allerdings ist dort הורה die Einzelentscheidung, während hier das Wort kollektiv zu verstehen oder als Abstraktum, als Tätigkeit bzw. Funktion des Entscheidens, Lehrens zu erklären ist. Das Tora-erteilen gehörte seit den ältesten Zeiten zu den Funktionen der Priester (Dt. 33, 10, s. oben S. 211). Mose selbst gilt als ihr Begründer (Ex. 18, 16). Ob der Name Tora ursprünglich das Werfen der Lose (Lospfeile) bedeutete (Wellhausen, Prol.³ S. 412 A. 1, vgl. RAH² S. 132 f. Nowack, Archäol. II S. 97. Benzinger, Archäol.³ S. 344 A. 1. Haller, RGG V Sp. 1290. Gressmann, SAT² II, 1 S. 231), ist nicht erweislich, wenn auch die Erteilung derselben vielfach an die Handhabung des h. Orakels, der 'Ūrīm und Tummīm (Dt. 33, 8, vgl. 1. Sam. 14, 41 [LXX]; 28, 6. Ex. 28, 30. Num. 27, 21, vgl. Sellin, Das israelitische Ephod in: Orientalische Studien, Th. Nöldeke zum 70. Geburtstag gewidmet von Freunden und Schülern, Giessen 1906, S. 699—717, s. auch Gressmann, Die Lade Jahves und das Allerheiligste des salomonischen Tempels [BWAT N. F. H. 1], Berlin, Stuttgart, Leipzig 1920, S. 33) bzw. an das Ephod (1. Sam. 23, 6. 9; 30, 7, vgl. Sellin a. a. O. Kückler, Das priesterliche Orakel in Israel und Juda in: Abhandlungen zur semitischen Religionskunde und Sprachwissenschaft, Wolf Wilhelm Grafen von Baudissin zum 26. Sept. 1917 überreicht von Freunden und Schülern [BZAW H. 33], Giessen 1918, S. 285—301. H. Grimme, Ephodentscheid und Prophetenrede in: Orientalistische Studien, Fritz Hommel zum 60. Geburtstag gewidmet von Freunden, Kollegen und Schülern II [MVAG XXII], Leipzig 1918, S. 316—327. König, GAR^{3.4} S. 254. Kittel, GVI II^{6.7} S. 62, doch s. auch Sellin, GIJV S. 135) anknüpfte.

Das gleiche gilt auch von der Erklärung von H. Zimmern (Akkadische Fremdwörter als Beweis für babylonischen Kultur-einfluss [Sonderdruck aus dem Renunziationsprogramm der Philosophischen Fakultät der Universität Leipzig für 1913/14], 2. Ausg., Leipzig 1917, S. 67 f.), der mit der Möglichkeit rechnet, dass das hebr. *tôrā* eigentlich ein Fremdwort sei, das auf das akk. *têrtu* Vorzeichen, Omen zurückgehe, daher vielleicht ursprünglich „Vorzeichen“ bedeute und erst sekundär mit *hôrā* unterweisen verknüpft sei.

Im Gegensatz zu den genannten Erklärungen wird man wohl kaum über die Bedeutung „Weisung“ hinauskommen, s. Gr. Baudissin, GAP S. 207 A. 1, vgl. auch Kautzsch, B. Th. S. 122. König, WB s. v. *תֹּרָה*. Buhl, HW¹⁶ s. v. *תֹּרָה*. Brown-Driver-Briggs, Lex. s. v. *תֹּרָה*. Siegfried-Stade, HW s. v. *תֹּרָה*.

Unerweislich ist als ursprüngliche Bedeutung: das Ausstrecken der Hand, wobei angenommen wird, dass das generelle Nomen „Hand“ ebenso weggelassen sei, wie es z. T. auch bei *שָׁלַח* (ausstrecken) weggelassen worden ist (Ed. König, Der Offenbarungsbegriff des A. T., Leipzig 1882, II S. 343 f. unter Berufung auf Gesenius, Thes. s. v. *יָד* und unter Hinweis auf König, Lehrgeb. I S. 286). Nach dem Exil gab es keine *ʾŪrim* und *Tummīm* mehr (Esr. 2, 63. Neh. 7, 65, s. Gr. Baudissin a. a. O. S. 140 f.) oder zum mindesten war die Kunst ihrer Handhabung verloren gegangen (s. Siegfried, EN z. St. Sellin, Ephod S. 716 f., vgl. auch Grimme a. a. O. S. 317). Die Erteilung der Tora konnte demnach auch vom heiligen Losorakel unabhängig sein. Seitdem man im Deuteronomium eine kanonisierte schriftliche Tora besass, ist letztere naturgemäss Ausgangspunkt und Grundlage der priesterlichen „Weisungen“. Mündliche und schriftliche Tora gehen von da an nebeneinander her; erstere ist die Ergänzung der letzteren. Der Inhalt der mündlichen Tora wird in einseitiger Weise von Nowack^{1,2} und Marti^{Do} z. T. unter Berufung auf Ez. 44, 23. Hag. 2, 11. Sach. 7, 3 vornehmlich auf rituelle und kultische Dinge beschränkt. Doch kann ihr das ethische und rein rechtliche Element kaum gefehlt haben, vgl. Dt. 17, 8—13; 21, 5. Jes. 28, 7. Ez. 44, 24. Hos. 4, 6 neben 4, 1, s. Isopescul z. St., Sellin^{1,2,3} z. St., v. Hoonacker z. 2, 7. Für die Richtigkeit dieser Ansicht spricht auch V. 9b, wo wegen des unmittelbar voraus-

gehenden נְשָׂאִים פָּנִים der Ausdruck תּוֹרָה auch die Rechtsprechung mit eingeschlossen haben muss, vgl. v. Orelli³ z. St.

אֱמֶת dient zur näheren Charakterisierung der mündlichen Lehrtätigkeit der Priester. Der Ausdruck wird in seiner Bedeutung bestimmt durch den Gegensatz von V. 9bβ. Die Tora, die Levi verkündigte, schloss jedes subjektive Moment persönlicher Rücksichtnahme aus, war demnach objektiv, zuverlässig (Jos. 2, 12), richtig (Gen. 24, 48), echt (Jer. 2, 21), wirklich (Jer. 10, 10. 2. Chr. 15, 3), d. h. wahrheitsgemäss, wahr, wie jede von Gott stammende Willensäußerung (2. Sam. 7, 28. 1. Kön. 17, 24. Ps. 19, 10; 119, 142. 151. 160. Dan. 10, 21) in sich widerspruchlos und den gegebenen Verhältnissen entsprechend.

Die Verbindung תּוֹרַת אֱמֶת nur hier und Neh. 9, 13, wo allerdings das nomen regens im Plural steht (תּוֹרוֹת אֱמֶת). Im Verhältnis von Subjekt und Prädikat dagegen stehen die beiden Begriffe Ps. 119, 142 (תּוֹרַתְךָ אֱמֶת). Eine Analogie zu dem Ausdruck תּוֹרַת אֱמֶת bildet auch die Verbindung כְּתָב אֱמֶת (Dan. 10, 21).

בְּפִיּוֹ ist eine nur hier und Ps. 5, 10 (falls man es nicht vorzieht, mit LXX, Peš., Vulg., Targ. בְּפִיּוֹ zu lesen, s. Gunkel, GHKAT⁴ z. St.) vorkommende suffigierte Form von פִּה, während die üblichere Form mit dem Suffix der 3. Prs. Sg. m. בְּפִי lautet, vgl. z. B. Ex. 4, 15. Dt. 18, 18. Jes. 53, 9. Ps. 38, 15. Hi. 20, 12.

Der Gedanke von Gl.aa wird in dem gegensätzlich parallelen Satz von Gl.β noch einmal in negativer Fassung ausgedrückt.

עוֹלָה (LXX *adikia*. Vulg. iniquitas) bezeichnet das Gegenteil von יֵשֶׁר (vgl. Ps. 92, 16; 107, 42) und כִּישְׁפֹּט (vgl. Sēph. 3, 5), also Verkehrtheit, Unrecht. An unserer Stelle ist der Ausdruck gegensätzlich an אֱמֶת orientiert und bedeutet daher wie Hi. 13, 7; 27, 4 (|| רְמִיָּה ||) und Jes. 59, 3 (|| שֶׁקֶר ||) Unwahrheit, Falsches. Treffend gibt daher das Targ. das Wort durch שִׁיקְרָא (= Lüge, Täuschung, trügerische Rede, s. Levy TWB s. v.) wieder.

Auffallend ist bei dem vorausgehenden femininen Subjekt עוֹלָה die maskuline Form des nachfolgenden verbalen Prädikats נִמְצָא. Mit Recht erklären Köhler, Keil, Hitzig, Tichomiroff, König

(Synt. § 345d, vgl. § 108ff.) עֹלָה für den Objektsakkusativ zu dem unpersönlich gefassten Passivum נִמְצָא, vgl. Ges.-K.²⁸ § 121, 1. Ewald, Lehrb.⁸ § 295b. Brockelmann, V. Gr. II § 66. Eine andere Erklärung bietet Albrecht (ZAW XVI S. 117), der im Hinblick auf das *ἀδύλα* der LXX עֵין statt עֹלָה lesen will. Doch übersetzt die LXX ausser an unserer Stelle auch sonst mehrfach עֹלָה mit *ἀδύλα*, vgl. 2. Sam. 3, 34; 7, 10. Jes. 59, 3. Hos. 10, 13. Mi. 3, 10. Hab. 2, 12. Hi. 11, 14; 15, 16. 2. Chr. 19, 7. Die Verbindung von עֹלָה mit נִמְצָא nur hier und Ez. 28, 15 (נִמְצָא עֹלָתָהּ), doch vgl. die Verbindung von מִצָּא (מִצָּאָה) mit עָל (Jer. 2, 5). I.-Ezra erklärt die beiden Sätze von Gl.a dahin, dass Levi keine Bestechungsgeschenke annahm und kein Ansehen der Person übte. Doch diese Deutung ist zu eng. Besser Kimhi שלא היה אחד בפה ואחד בלב, d. h. Herz und Mund widersprachen sich nicht, m. a. W. Levis Aussprüche waren der adäquate Ausdruck seiner inneren Überzeugung. Was an Levi hier rühmend hervorgehoben wird, ist sein unbestechlicher Wahrheitssinn in der Ausübung seines Lehr- und Richterberufes: sein Wort war allezeit untrüglich wahr, sein Urteil objektiv unparteiisch.

Zu der Betätigung der Gottesfurcht im Wort gesellt sich in Gl.b aber auch die Bewährung durch die Tat.

בְּשָׁלוֹם וּבְמִישׁוֹר הָלַךְ אֲתִי kennzeichnet Levis Wandel. Der allgemeine Sinn des Satzes erklärt sich gegensätzlich nach V. 8aa und V. 9ba: Levi wandelte auf dem ihm von Jahve vorgezeichneten Wege, ohne von demselben auch nur einen Schritt abzuweichen. Doch Gl.ba besagt noch etwas mehr. Levis Wandel war ein Wandel אֲתִי יְהוָה = אֲתִי יְהוָה, d. h. mit bzw. an der Seite Jahves, ein Wandel nicht nur mit Jahves schützender Hilfe (vgl. Gen. 4, 1. Num. 14, 9) und unter seiner schirmenden Obhut (vgl. Gen. 30, 29), sondern vor allem ein Wandel in innigster Gemeinschaft mit ihm, m. a. W. ein Wandel, wie er sonst nur noch von Henoch und No^{ah} (Gen. 5, 22. 24; 6, 9: הִתְהַלֵּךְ אֶת־הָאֱלֹהִים) bezeugt ist. Der Ausdruck הִתְהַלֵּךְ אֶת־הָאֱלֹהִים bzw. הָלַךְ אֲתִי יְהוָה besagt mehr als das analoge הִתְהַלֵּךְ לִפְנֵי יְהוָה (Gen. 17, 1; 24, 40) oder הָלַךְ אַחֲרֵי יְהוָה (1. Kön. 14, 8), das von Abraham bzw. David ausgesagt wird. Damit wird Levi gleich den beiden besten Urvätern als das

unerreichte Muster gottwohlgefälliger Frömmigkeit hingestellt. Die Aussage über seinen Wandel in Gemeinschaft mit Gott wird noch näher gekennzeichnet durch die beiden Qualifikationen **בְּשָׁלוֹם וּבְמִישׁוֹר**.

בְּשָׁלוֹם wird von den meisten älteren Auslegern auf das ungestörte Friedensverhältnis bezogen, in dem Levi zu Gott stand. So schon Kimḥi, der unter Berufung auf Jes. 27, 5 das Wort im Sinn von **דָּבַק בִּי לַעֲשׂוֹת חֲפְצִי** erklärt. Ähnlich Tarnov (non provocavit me ad iram suis flagitiis, sed assuevit mecum meo more ac modo vivere), Drusius, Grotius, Coccejus, Venema, v. Til (pacem coluit cum Deo), Rosenmüller, Reinke, Isopescul, J. M. P. Smith. Ebenfalls von dem Verhältnis zu Gott, jedoch von der objektiven Seite desselben versteht Keil den Ausdruck: ausgerüstet mit dem von Gott ihm gewährten Heile. Andere denken an das Friedensverhältnis, in dem Levi zum Volk stand. So I.-Ezra, auch Hitzig unter Berufung auf Sach. 8, 16. 19. Ps. 35, 20. Pocock kombiniert beide Deutungen: **שָׁלוֹם** sei der Friede mit Gott und den Menschen. Köhler dagegen fasst nach Analogie von **הַתְּהַלֵּל בְּלִבָּב שָׁלוֹם** (2. Kön. 20, 3) **שָׁלוֹם** im Sinne von **תָּם** = integritas animi et vitae, Vollkommenheit, Unsträflichkeit, vgl. auch Marti^{Do}, desgleichen die Übersetzung von Riessler. Diese Erklärung könnte übrigens noch durch folgende Erwägung gestützt werden: Gen. 6, 9 steht das Wandeln No^{ahs} mit Gott in Parallele zu der Aussage **בְּדֶרֶתַי הָיָה תָּמִים הָיָה צָדִיק** und ähnlich Gen. 17, 1 der Befehl Gottes an Abraham **הַתְּהַלֵּל לִפְנֵי** in Parallele zu dem Befehl **וְהָיָה תָּמִים**. Sind demnach **צָדִק** und **תָּם** Umschreibungen von **הַתְּהַלֵּל אֶת־הָאֱלֹהִים** bzw. **אֶת־יְהוָה** und entspricht **מִישׁוֹר** dem Begriff **צָדִק** (s. unten S. 219), so liegt es nahe, für **שָׁלוֹם** eine ähnliche Bedeutung wie für **תָּם** zu postulieren, wenn sich dieselbe auch sonst im A. T. nicht nachweisen lässt. Übrigens könnte man nach Analogie von **שָׁלוֹם**, das in Verbindung mit **לִבָּב** sowohl mit dem Zusatz **עִסְיָהוּהָ** (1. Kön. 8, 61; 11, 4; 15, 3. 14) bzw. **אֶת־יְהוָה** (2. Chr. 16, 9) als auch ohne denselben (1. Chr. 29, 19. 2. Chr. 15, 17) „gottergeben“ heissen kann, hier **שָׁלוֹם** einfach als „Gottergebenheit“ erklären, ganz entsprechend dem arab. **أَسْلَمَ**. Doch gibt die gleich fest-

zustellende Bedeutung von מִישׁוֹר noch eine andere Erklärung an die Hand, s. unten.

מִישׁוֹר wird von der LXX wiedergegeben durch (ἐν εὐθείᾳ) κατεστύτωσεν, als dessen Vorlage von Vollers (Dod. S. 75 bei Tichomirow) und Isopescul מִישַׁר vermutet wird. Daneben rechnet Vollers noch mit der Möglichkeit der LA מִישִׁיר. Von den Tochterversionen deckt sich jedoch die arm.: cum pace et rectitudine ambulavit mecum (nach Isopescul) mit dem MT. Isopescul möchte allerdings auch hier (s. oben S. 178 z. V. 2) eine Korrektur nach der Vulg. annehmen. Die aeth. (za'en bala ret' uasalām = ἀνεστύτωσεν καὶ εὐθείᾳ) verwandelt den MT in sein Gegenteil, doch handelt es sich hier vermutlich um eine korrupte Lesung für ἐν εὐθείᾳ καὶ εὐθείᾳ (s. Bachmann, Dod. S. 31); die v.-lat.^{oe} endlich bietet: in pace linguae corrigens, während arab., kopt.-b. (nach Isopescul) und slav. eine genaue Wiedergabe der Mutterversion bringen. Jedenfalls wird man anzunehmen haben, dass die LXX die defektive Schreibung מִישַׁר voraussetzt, die sich ausser Sach. 4, 7 (s. Ginsburg HB z. St.) auch sonst mehrfach im A. T. findet, s. Brown-Driver-Briggs, Lex. s. v.

Das in LXX vor מִישׁוֹר fehlende ו wird jedoch durch Peš., Targ. und Vulg. gestützt. Wie Jes. 11, 4 (|| זָדִיק). Ps. 45, 7; 67, 5 hat מִישׁוֹר hier die Bedeutung von Ebenheit in ethischem Sinn = Geradheit, Rechtschaffenheit, Redlichkeit, Gerechtigkeit, sittliche Integrität. So auch Vulg. (aequitas), Peš. (תְּרִיצוּתָא), Targ. (תְּרִיצוּתָא), Drusus, Rosenmüller, Reinke, Ewald, Köhler, Keil, v. Orelli³, Marti^{KHS4}, Haller², Isopescul, Duhm^U, Riessler (Geradheit), Nowack³, Sellin^{1.2.3} (Rechtschaffenheit), Haller¹, Procksch (Redlichkeit), J. M. P. Smith (uprightness), v. Hoonacker (droiture). Den allgemeinen Sinn des Ausdrucks paraphrasiert I.-Ezra nicht übel mit den Worten לַעֲשׂוֹת מִצְוֹתֵי. Der eigentlichen sinnlichen Grundbedeutung kommt jedoch Kimbi näher mit der Erklärung בְּדֶרֶךְ יֶשֶׁר; ähnlich v. Til (in plano), Venema (in complanatione), Wellhausen (auf gerader Bahn). Die Wahl des Ausdrucks ist vermutlich durch den Begriff הֶלֶךְ veranlasst. Zugrunde liegt wohl das Bild eines Pilgers, für den durch Jahves wundertätigen Beistand seine Wanderung sich zu einem Wandeln auf weiter gleichmässiger Ebene gestaltet; ungehindert durch haltgebietende Hemmungen wie Senkungen, Hebungen

oder Krümmungen der Strasse (vgl. Jes. 40, 3 f.), kann er stetig und gleichmässig seines Weges gehen. Im Lichte dieses Bildes betrachtet, ergibt sich dann für das beigeordnete **שָׁלוֹם** am ungezwungensten die Bedeutung der Unversehrtheit im Sinne unantastbarer Sicherheit vor allen äusseren Angriffen und Gefahren, vgl. W. Caspari (Vorstellung und Wort „Friede“ im A. T., Gütersloh 1910, S. 57): „unangefochten, weil ohne herausforderndes Benehmen“. Zu der Verbindung von **הָלַךְ** mit **בְּשָׁלוֹם** s. Gen. 26, 31. 1. Sam. 29, 7. 2. Sam. 3, 21 ff.; 15, 9. Zu der Verbindung von anderen Verben der Bewegung mit **בְּשָׁלוֹם** s. W. Caspari a. a. O. S. 137.

Das Bild des Wandeln auf ebener Bahn ist jedoch hier wie Ps. 27, 11 und 143, 10 (s. Gunkel, GHKAT⁴ z. Ps. 27, 11) ethisch gewandt. Das vermittelnde Bindeglied bildet der Gedanke, wie er etwa Jes. 26, 7 ausgesprochen ist: ein Pfad für den Gerechten ist Ebenheit, eben bahnst Du eines Gerechten Geleis, s. Kittel, Jes.⁶ z. St. Die Verbindung **בְּשָׁלוֹם וּבְמִישׁוֹר** kommt sonst im A. T. nicht vor, s. B. I Kap. VIII § 10 S. 428. Neben der Idee gefahrloser Ruhe und ungehemmten Fortschreitens bieten die beiden Ausdrücke zugleich eine zusammenfassende Bezeichnung religiös-sittlicher Vollkommenheit, ähnlich wie V. 5 die Zusammenstellung **הַחַיִּים וְהַשָּׁלוֹם** summarische Benennung geist-leiblicher Segensfülle ist, vgl. oben S. 205.

An die beiden Aussagen über Levis Leben und Lehre schliesst sich noch eine dritte über seinen Einfluss auf das Volk.

וְרַבִּים הָשִׁיב מִעֵוָה wird von Wellhausen übersetzt: „und viele hielt er zurück von Schuld“; ähnlich Nowack³, Marti^{KHS⁴}, Isopescul, Duhm^U, Haller², Sellin^{1.2.3}, Procksch, v. Hoonacker (et il en détournâ un grand nombre du mal), J. M. P. Smith (and many did he turn from iniquity). Die meisten älteren Ausleger dagegen erklären im Anschluss an die alten Verss. (LXX ἐπέστρεψεν. Peš. **אַהֲפֹךְ**. Targ. **אַתִּיב**. Vulg. auertit) **הָשִׁיב** im Sinne von „zurückführen, zurückbringen, bekehren“. So Drusius, v. Til, J. D. Michaelis, auch Reinke, Lange, Keil, Köhler, v. Orelli³. Für den Ausdruck **הָשִׁיב** c. accus. et **מִן** lassen sich übrigens die beiden genannten Bedeutungen nachweisen:

1) zurückhalten von etwas (Jes. 58, 13. Jer. 18, 20. Ez. 18, 8. 17. Ps. 106, 23. Thr. 2, 8. 2. Chr. 25, 13),

2) zurückführen, bekehren von etwas (Jer. 23, 22, vgl. auch die häufig vorkommenden Wendungen: שׁוּב מֵעֵין [Dan. 9, 13], שׁוּב מִרְשָׁע [Ez. 3, 19], שׁוּב מִרְשָׁעָה [Ez. 18, 27], שׁוּב מִרְעָה [Jer. 18, 8], שׁוּב מִחֲטָאת [1. Kön. 8, 35. Ez. 18, 21], שׁוּב מִפֶּשַׁע [Ez. 18, 28]).

Möglicherweise wollte der Prophet beide Gedanken zum Ausdruck bringen. Man übersetzt daher wohl am besten: und viele veranlasste er zur Umkehr von Sündenschuld. Dabei kann die Sündenschuld sowohl eine schon begangene als eine noch zu begehende sein, vgl. Köhler z. St.

עֵין als Bezeichnung für den Begriff der Sünde bzw. Sündenschuld nur hier bei Maleachi, doch vgl. auch 3, 6, wo vermutlich nach LXX und Peš. מַעֲוֹנוֹתֵיכֶם dem Text einzufügen ist unter gleichzeitiger Änderung von לֹא כְלִיתֶם in לֹא חֲדַלְתֶּם, s. unten z. St., vgl. auch B. I Kap. VI § 33 S. 328. Zu den sonst von Maleachi gebrauchten Sündenbezeichnungen s. B. I a. a. O. S. 327 f.

Wellhausen bemerkt: „Die Verschuldung ist vorzugsweise rituelle, religiöse Verschuldung, die freilich von der moralischen nicht unterschieden wird und in diese übergehen kann“. Doch schwerlich mit Recht. Wie die Tora der Priester sowohl ritueller als auch ethischer und rechtlicher Art war (s. oben S. 215 f.), so ist offenbar auch עֵין hier in diesem dreifachen Sinn zu verstehen. Jedenfalls kennt Maleachi neben rein kultischen Verfehlungen gegen den Altar (1, 7. 12), die Altaropfer (1, 7. 13), den Tempel (2, 11) und die Tempelabgaben (3, 8) auch ethisch-religiöse Versündigungen wie den Zweifel an Jahves Liebe (1, 2) und an seiner sittlichen Weltregierung (2, 17; 3, 14 f.) und ethisch-rechtliche wie die Versündigung an Weib und Kind (2, 12. 14 f.), die Bedrückung und Benachteiligung der Lohnarbeiter, Witwen, Waisen und Fremdlinge (3, 5). Allerdings überwiegt bei der Beurteilung der Sünde der kultische Gesichtspunkt, vgl. 2, 11, s. B. I Kap. VI § 35 S. 330.

Raschi denkt bei מִשִּׁיב מֵעֵין an Ex. 32, 26 ff., d. h. an das blutige Strafgericht, das die jahvetreuen Leviten an dem abtrünnigen Volk anlässlich der Versündigung am goldenen Kalbe vollstreckt. Noch näher liegt eigentlich die Beziehung auf die Eifertat des Pin^hās, durch die der göttlichen Plage als Strafe für die Verbindung mit midianitischen Weibern Einhalt getan

wurde (Num. 25, 6—18, vgl. besonders V. 11 **הָשִׁיב אֶת־הַקָּהָן מֵעַל (בְּנֵי־יִשְׂרָאֵל)**). Doch schwerlich hat der Prophet ein bestimmtes geschichtliches Vorkommnis im Auge. Es liegt ihm vielmehr daran, ganz allgemein den einstigen geistlich erzieherischen Einfluss Levis auf das Volk in das richtige Licht zu rücken. Durch den untrüglichen Wahrheitsgehalt seiner Tora und die makellose Lauterkeit seines gottwohlgefälligen Wandels war Levi einst nicht nur der treue Berater seines Volkes und die Verkörperung mustergiltiger Frömmigkeit, sondern auch dessen idealer Erzieher und Seelsorger, der die Macht der Sünde wirkungsvoll zu brechen, abzuwenden und zu verhüten wusste. „Los von der Sünde“ war die Signatur seiner Arbeit an Israel. Seine Wirksamkeit trug somit schuldbefreienden, erlösenden Charakter. Und seine Wirksamkeit ist nicht vergeblich gewesen: viele hat er von Schuld frei gemacht. Die drei letzten Worte des Verses erinnern unwillkürlich an die Schilderung des **ʿEbed Jahve** in Jes. 53, 11 und die der Weisen (**הַמְּשִׁילִים**) in Dan. 12, 3. Das **הַצִּדִּיק** an den beiden genannten Stellen ist nur die positive Formulierung des Begriffs **הָשִׁיב מֵעַן**. Was Maleachi hier von der erzieherischen Wirksamkeit der Priester aussagt, erscheint in der vorexilischen Zeit als ein Werk der Prophetie (Jer. 23, 22, vgl. Sach. 1, 4), in der nachexilischen als eine Obliegenheit der Frommen überhaupt (Ps. 22, 23 f.; 32, 8 [s. Gunkel, GHKAT⁴ z. St.]; 34, 12; 51, 15). Von einer Tätigkeit der Priester nach dieser Richtung wissen die vorexilischen Schriftpropheten nichts; ihre Aussagen über die Diener des Altars stehen vielmehr in schroffstem Gegensatz zu dem glorifizierenden Urteil Maleachis. Nach Hosea haben die Priester die Tora vergessen (Hos. 4, 6), sind nicht Volkserzieher, sondern Volksverführer (Hos. 5, 1), die sich von des Volkes Sünde nähren (Hos. 4, 8) und Strassenraub verüben (Hos. 6, 9); nach Jesaia üben sie in trunkenem Zustand Rechtsprechung (Jes. 28, 7); nach Micha lehren sie die Tora um Geld (Mi. 3, 11) und nach Sēphania vergewaltigen sie sie (Sēph. 3, 4); nach Jeremia kümmern sie sich nicht um Jahve (Jer. 2, 8), beherrschen aber in Gemeinschaft mit den falschen Propheten das Volk bzw. verstehen sich gleich den falschen Propheten auf Betrug (Jer. 5, 31, s. Volz, Jer.² z. St.). Der geschichtlichen Wirklichkeit in der Zeit der Schriftprophetie entspricht das Ideal, das Maleachi hier zeichnet, demnach nicht. Vermutlich hat die Person Ezechiels, des grossen Seelsorgers

unter den Exulanten (Ez. 3, 16—21; 33, 1—9), die Farben für das Bild Maleachis abgegeben, s. B. I Kap. VI § 31 S. 321, vgl. auch Procksch. Über die Zeit, von der dieses Bild gilt, sagt Maleachi nichts. Nach V. 8 scheint es, als ob das gezeichnete Ideal bis zur Gegenwart des Propheten Wirklichkeit gewesen sei; nach 3, 4 dagegen würde der Prophet nur die **יְמֵי עוֹלָם** und die **שְׁנֵי קְדֻמָּיוֹת**, d. h. die Mosezeit, im Auge haben, s. B. I Kap. VI § 12. 13 S. 282.

Zusammenfassung von 2, 6.

In dreifacher Weise hat Levi seine Gottesfurcht betätigt: durch seine Lehre, sein Leben und seinen Einfluss auf das Volk; durch seine Lehre, d. h. mündliche Belehrung über religiöse, kultische, ethische und rechtliche Dinge, denn sie war allezeit untrügliche Wahrheit; durch sein Leben, denn es war ein friedliches Wandeln auf ebener Bahn, eine Verkörperung gottwohlgefälliger Frömmigkeit, religiös-ethischer Vollkommenheit in innigster Gemeinschaft mit Jahve; durch seine Einwirkung auf das Volk, denn diese galt dem Kampf mit der Sünde, und in diesem Kampf hat Levi machtvoll obgesiegt: viele hat er von Schuld freigemacht.

γγ) V. 7: Der Ehrenname Levis als äusserer Ausdruck der Betätigung seiner Gottesfurcht oder Levis Ehrenamt und Ehrenname.

Denn Priesters Lippen hüten Überlieferung, und Lehrbescheid erkundet man aus seinem Munde, denn der Botschafter Jahves der Heere ist er.

Der Vers enthält zwei mit **וְ** eingeleitete Begründungssätze: Gl.a und Gl.b. Die gegenseitige Beziehung dieser beiden Sätze sowie ihre nähere Beziehung zu dem vorhergehenden Verse ist jedoch strittig. Nach Reinke bieten beide Kausalsätze zwei parallele Begründungen zu sämtlichen in V. 6 enthaltenen Aussagen. Ähnlich auch J. M. P. Smith. Dagegen hält Köhler Gl.a für eine Motivierung von V. 6, während er Gl.b wieder als nähere Begründung von Gl.a ansieht; ganz ähnlich auch Keil und Nowack^{1.2}. Letztere Ansicht dürfte die richtigere sein. Jedenfalls

scheint es auf der Hand zu liegen, dass Gl.b vor allem Gl.a motivieren soll; von hier aus ergibt sich dann von selbst, dass Gl.a als Begründung von V. 6 zu stehen kommt. Doch passt die Angabe von Gl.a, dass Levi Hüter der Tora war, nicht recht als Motivierung der Aussage V. 6ba von Levis gottwohlgefälligem Wandel; es empfiehlt sich daher vielleicht, Gl.a lediglich als Begründung des Satzes V. 6bβ וְרֵבִים הָשִׁיב מִעֵינָיו zu deuten. Eine Begründung dieser Aussage erscheint um so angebrachter, als wie bereits z. V. 6 bemerkt wurde (s. oben S. 222), ein derartiges Tun, wenigstens in der vorexilischen Zeit, in erster Linie zu den Befugnissen der Propheten gehörte.

V. 7a umfasst zwei parallele Sätze. Die beiden Verba יִשְׁמְרוּ und יִבְקְשׁוּ werden von der LXX (*φυλάσσεται και ἐκζητήσουσιν*) und Vulg. (*custodient et requirent*) futurisch übersetzt, desgleichen von v. Hoonacker. Doch verliert bei dieser Übersetzung die Motivierung jeden logischen Sinn. Dagegen ist es dem Zusammenhang vollkommen entsprechend, wenn Grotius beide Imperfeka präterital erklärt. Doch würde der Prophet in diesem Fall ebenso wie in V. 6 eher Perfekta gebraucht haben. Richtiger erklären daher die meisten Ausleger die Imperfeka jussivisch = die Priester sollen Erkenntnis bewahren, und Tora soll man aus ihrem Munde suchen. So Kimhi, Raschi, Luther, Calvin, Pocock, Rosenmüller, J. H. Michaelis, Hitzig, Maurer, Köhler, Keil, v. Orelli³, Isopescul, J. M. P. Smith, Riessler, Procksch. Doch dem Zusammenhang entsprechender ist es, wenn man die Imperfeka als Ausdruck einer Erfahrungstatsache erklärt, die im Deutschen, sei es durch das Präsens, sei es durch „pflegen“, wiedergegeben wird, vgl. Ges.-K.²⁸ § 107g. Ges.-B.²⁹ II § 7d. Bauer-Leander, HGr. § 36g. Driver, Tens.³ S. 38. Präsensisch werden die beiden Verba daher mit Recht wiedergegeben von Wellhausen, Nowack^{1,2}, G. A. Smith, de Moor, Tichomiroff, Marti^{KHS}, Duhm^U, Haller¹. Doch der eigentliche Sinn des Imperf. experientiae tritt vielleicht noch deutlicher hervor, wenn man übersetzt: Priesters Lippen pflegen Überlieferung zu hüten, und Tora pflegt man aus seinem Munde einzuholen.

Eine andere Gliederung von Gl.a schlägt Ehrlich, R. vor, indem er übersetzt: „denn an des Priesters Lippen hängt man, Unterweisung und Belehrung sucht man aus seinem Munde“.

Ganz ähnlich Sellin^{1.2.3} (denn die Lippen des Priesters beobachtet man, Erkenntnis und Thora sucht man von seinem Munde) und Haller² (denn auf Priesters Lippen schaut man, sucht Erkenntnis und Weisung von seinem Munde). Doch diese Auffassung hat nicht nur die Akzentuation, sondern auch die alten Versionen gegen sich. Ferner ist die Behauptung, dass nur bei der genannten Gliederung Gl.b als Begründung von Gl.a verständlich sei, schwerlich stichhaltig. Als nicht genügend erscheint jedenfalls die Berufung auf 2. Sam. 14, 17, da hier der Text nicht eindeutig ist, s. Nowack, HKAT z. St. Ebenso dürfte der Hinweis auf 1. Sam. 1, 12 kaum verschlagen, da dort שָׁמַר zwar „beobachten“ bedeutet, jedoch das Beobachten in ganz anderem Sinne gemeint ist als an unserer Stelle.

Für יִשְׁמְרוּ bietet Peš. statt des zu erwartenden נִטְרֵן (vgl. Targ. יִטְרֵן) vielmehr נִטְפֵן = stillant. Ob hier wohl ein alter Schreibfehler für נִטְרֵן vorliegt (Venema, vgl. auch Faber [RBML VI S. 114], der hier vermutungsweise an einen Druckfehler [!] denkt), oder ob die Peš. in ihrer Vorlage יִטְפֵן (vgl. Mi. 2, 11) gelesen? Graetz schlägt vermutungsweise יִדְבְּרוּ vor, doch ohne zwingenden Grund.

דַּעַת ist nicht wie Hos. 4, 6 = דַּעַת אֱלֹהִים (vgl. Hos. 4, 1; 6, 6), d. h. Gotteserkenntnis (vgl. J. M. P. Smith), auch nicht Gesetzeskunde bzw. scientia legis (Maurer, Venema, vgl. Köhler) oder beides, d. h. Gottes- und Gesetzeserkenntnis (Reinke, Keil), auch nicht die Summe aller auf den Kultus, das sittliche Leben, die Dogmatik und Eschatologie bezüglichen Kenntnisse (Isopescul, vgl. Marti^{D^o}), sondern, wie der Parallelismus zeigt, einfach identisch mit הוֹרָה im Sinne von Überlieferung, Tradition. Die heilige Überlieferung erscheint hier als Schatz, dessen Hut den Priestern anvertraut ist (vgl. Calvin, Isopescul), genauer den Lippen der Priester, offenbar weil es sich um ein Gut handelt, dessen Vermittelung an das Medium des Worts geknüpft ist. Die Verbindung דַּעַת שְׁמַר nur hier, s. B. I Kap. VIII § 10 S. 430; öfters dagegen findet sich die Verbindung נֶצֶר דַּעַת (vgl. Prov. 5, 2; 22, 12, auch 15, 7, falls hier mit Symm. יִצְרוּ statt יָרוּ zu lesen ist, s. C. H. Toy, ICC z. St.).

An zwei von den genannten Proverbienstellen (5, 2; 15, 7)

wird in ganz analoger Weise von den Lippen das Hüten der Erkenntnis ausgesagt. Das Bild eines durch den Mund zu hütenden Schatzes dagegen findet sich direkt ausgesprochen nur Prov. 21, 20 LXX: *θησαυρὸς ἐπιθυμητὸς ἀναπαύσεται ἐπὶ στόματος σοφοῦ*, s. C. H. Toy a. a. O. z. St. Mit Unrecht meint daher Ehrlich, R. unter Zustimmung von Sellin^{1,2,3} (vgl. Haller², s. oben S. 224 f.), dass die Lippen sachlich unmöglich Subjekt zu *יִשְׁמְרוּ* sein können, trennt infolgedessen gegen die Akzente *דַּעַת* von *יִשְׁמְרוּ* und verbindet *דַּעַת* mit dem Folgenden, wobei er das *יִשְׁמְרוּ* nach Analogie von *יִבְקֹשׁוּ* impersonell fasst, s. oben a. a. O.

Den ihnen anvertrauten Schatz der Überlieferung pflegten die Priester, wie Gl. aß zeigt, nicht für sich zurückzubehalten, sondern ihn in den Dienst der Gesamtheit des Volkes zu stellen, und zwar nach Massgabe des Bedarfs, wie er in Anfragen von seiten der Laien (vgl. Hag. 2, 11 ff. Sach. 7, 3) zum Ausdruck kam. Unwillkürlich hat man den Eindruck, als ob der Prophet hier sagen wolle, die priesterliche Tora sei nie spontan erteilt worden, sondern stets durch ausdrückliche Bitte um Bescheid von seiten des Volks veranlasst worden.

תּוֹרָה bedeutet, wie oben (S. 213 f.) z. V. 6 gezeigt wurde, Weisung, Unterweisung, Belehrung, Entscheidung, Bescheid.

Das Objekt ist wie 1, 3a.10b vorangestellt; veranlasst ist diese Voranstellung hier ebenso wie an den genannten Stellen durch das Streben nach Chiasmus. Zu dem Gebrauch desselben bei Maleachi s. das oben (S. 14) z. 1, 3a Bemerkte, vgl. B. I Kap. VIII § 5 S. 410.

יִבְקֹשׁוּ ist unpersönlich gemeint; „man“ sind die Laien. Zu dem Ausfall des Dageš forte im *ק* bzw. der Aufhebung der Geminatio des *ק* s. Ges.-K.²⁸ § 20 m. Ges.-B.²⁹ I § 24 f. Städe, Gramm. § 136. 525. Bauer-Leander, HGr. § 24 m. Die Verbindung von *בִּקֵּשׁ* mit *תּוֹרָה* als Objekt nur hier, s. B. I Kap. VIII § 10 S. 430, wohl aber findet sich die Verbindung *בִּקֵּשׁ אֶת־דְּבַר־יְהוָה* (Am. 8, 12), sowie *בִּקֵּשׁ דַּעַת* (Prov. 15, 14; 18, 15). Statt *בִּקֵּשׁ תּוֹרָה* sagt Haggai (2, 11) *שְׁאַל תּוֹרָה*.

מִפִּי ist eine nur hier vorkommende suffigierte Form von *פֶּה* (s. B. I Kap. VIII § 11 S. 434) statt der gebräuchlicheren *מִפִּי* (vgl. Num. 30, 3. Jer. 36, 17. Sach. 9, 7. Ps. 18, 9. Prov. 2, 6).

Das *ἐκ στόματος αὐτοῦ* der LXX wird von der aeth. Tochterversion wiedergegeben durch *u esta lebbū*, als ob sie in ihrer Vorlage *ἐν καρδίᾳ αὐτοῦ* gelesen.

Der seelsorgerisch-erzieherische Einfluss der Priester auf die Laien ist demnach also nicht, wie es nach V. 6 scheinen könnte, Wirkung sowohl der Lehre als des Lebens der Priester, sondern vielmehr nur ihrer Lehrtätigkeit bzw. der Handhabung der Tora. Die Tora, die heilige Tradition, ist der grosse Schatz, der den Priestern zur Aufbewahrung übergeben ist und aus dem sie je nach Bedarf den Laien Belehrung spenden. Das Angebot der Unterweisung wird normiert durch die Nachfrage, die Wirkung der Unterweisung ist *הַשִּׁיב מִעֵץ* (6bβ). Bei diesem Gedanken bleibt der Prophet nicht stehen. Die angeführte Motivierung erscheint ihm an sich noch nicht ausreichend; jedenfalls stützt er sie noch durch eine besondere Begründung, wie sie in Gl.b vorliegt: *כִּי מִלֵּאךְ יְהוָה צְבָאוֹת הוּא*. Die sündenbefreiende Macht der Tora im Munde des Priesters wurzelt in dessen göttlicher Mission: er ist der Botschafter Jahves der Heere, der von Gott bevollmächtigte Mittler zwischen ihm und Israel, vgl. Gr. Baudissin, GAP S. 257. Die Anwendung des Ausdrucks *מִלֵּאךְ יְהוָה* auf Menschen sonst noch Jes. 42, 19 als Bezeichnung Israels, ferner Jes. 44, 26. 2. Chr. 36, 15 in der Mehrzahl (*מִלֵּאכֵי יְהוָה* = *מִלֵּאכֵי הָאֱלֹהִים*, vgl. 2. Chr. 36, 16 *הָאֱלֹהִים*) und Hag. 1, 13 in der Einzahl als prophetischer Ehrentitel, sowie Koh. 5, 5 (*הַמִּלֵּאךְ* MT, während LXX und Peš. allerdings dafür *הָאֱלֹהִים* lesen) als priesterlicher Ehrentitel.

Maleachi ist demnach der erste, der dieses seit Deuterosejaia gebräuchliche prophetische Ehrenprädikat auf den Priesterstand übertragen hat, s. B. I Kap. VI § 31 S. 321 f. Durch diese Übertragung sollen fortan die Priester den Propheten gleichgestellt werden bzw. an ihre Stelle treten als die allweisen (vgl. 2. Sam. 14, 20) und kraftvollen (vgl. Sach. 12, 8) Träger göttlicher Offenbarung (vgl. Ex. 23, 21) und zugleich als Führer des Volkes (vgl. Num. 20, 16. Ex. 23, 20), in alledem jener himmlischen Erscheinung gleichend, die Jahve zum persönlichen Medium seiner Selbstdarstellung gemacht (s. unten z. 3, 1). Beiläufig sei bemerkt, dass Maleachi der einzige altt. Schriftsteller ist, der den Ausdruck *מִלֵּאךְ* durch den Gottesnamen *יְהוָה צְבָאוֹת* näher determiniert, s. B. I Kap. VIII § 10 S. 428.

Unter Berufung auf 2. Sam. 14, 17 und Sach. 12, 8 vermutet Venema den Ausfall der Vergleichungspartikel **כ** vor **מִלֶּאךָ**, ebenso Graetz. Doch hat diese Textänderung keinen Anhalt an den alten Versionen; auch wird der wirkungsvolle Abschluss des Abschnittes dadurch nur unnötig abgeschwächt.

Die Motivierung, die der Prophet zur Erklärung von V. 6b β anführt, gestaltet sich in unserem Vers zu einer Schilderung der Norm für das Verhältnis der Priester zu Israel (Gl.a), wie es durch ihr Verhältnis zu Jahve (Gl.b) bedingt ist. Die Priester sind von Jahve bestellte Mittelspersonen, ein irdisches Gegenbild des himmlischen **מִלֶּאךָ יְהוָה**, Botschafter an Gottes Statt. Als solche werden sie daher vom Volk vertrauensvoll mit der Bitte um Auskunft angegangen; als solche erteilen sie ihrerseits zuverlässigen Bescheid aus dem Schatz heiliger Tradition.

Dem geschichtlichen Ideal der Vergangenheit Levis (V. 6) tritt hier in Form einer Motivierung die für alle Zeiten gültige Norm zur Seite, wobei die Motivierung selbst zu einem weiteren Glied in der begeisterten Verherrlichung des Priesterstandes wird.

Zu der Echtheit unseres erstmalig von Böhme und dann im Anschluss an ihn auch von anderen (s. B. I Kap. VII § 1 S. 357) angestrichenen Verses s. B. I Kap. VII § 2 S. 365—368. Zu dem dort Bemerkten wäre noch hinzuzufügen, dass Marti^{KHS} von der Streichung unseres Verses absieht, nicht aber Sellin^{2,3}, und dass Haller² zwar nicht den ganzen Vers, wohl aber Gl.b für einen Zusatz erklärt.

Zusammenfassung von 2, 7.

Der machtvoll erzieherische Einfluss Levis auf das Volk (V. 6b) wird näher erklärt als eine Wirkung der priesterlichen Tora: diese ist wie ein Schatz, der an das Medium des Worts geknüpft, der Hut der Priester anvertraut ist, damit sie aus demselben nach Massgabe des Bedarfs den Fragenden Auskunft und Bescheid erteilen. Die Wirkung der Tora aber hat ihrerseits ihre Ursache in der Mittlerstellung ihrer Hüter und Träger — der Priester, die als Botschafter Gottes bezeichnet werden, d. h. für den Verkehr zwischen Jahve und dem Volk dieselbe Bedeutung und Qualifikation haben, die bisher die Propheten besessen (vgl. Jes. 44, 26. Hag. 1, 13) und die der göttlichen Selbstmanifestation in dem Engel Jahves eignet.

b) V. 8: Die Verwirkung der B'ērith durch Levi.

Doch ihr seid abgewichen von dem Wege (der Norm), habt zu Fall gebracht viele durch den Lehrbescheid, habt zerstört die Levib'ērith, spricht Jahve der Heere.

Mit ך advers. wird der Gegensatz eingeleitet; es ist der Gegensatz des Priestertums der Gegenwart zu dem Ideal der Vergangenheit. Der Prophet beabsichtigte offenbar eine Korrespondenz mit V. 6, doch die Korrespondenz ist nicht vollständig durchgeführt. Von den drei Sätzen, in denen die Schilderung des Gegensatzes verläuft, entsprechen die beiden ersten genau den beiden Aussagen in V. 6b, während der dritte Satz, d. h. Gl.b unseres Verses, den Gegensatz zu V. 5 darstellt.

Der ausdrückliche Gegensatz gegen V. 6a wird eigentlich nur in der Motivierung V. 9b geboten; doch kann er, falls der Text lückenlos ist, in V. 8aß mit enthalten sein.

וְאַתֶּם ist natürlich Anrede an die in V. 1 genannten Priester der Gegenwart; ihnen wirft der Prophet vor כִּנְיֵהֶם כִּן־יִדְרֹךְ = ihr seid abgewichen von dem Wege.

יִדְרֹךְ ist weder der vom Gesetz vorgezeichnete Weg (Pocock, Reinke), noch das Gesetz selbst (Venema, vgl. Drusius), noch der Weg, d. h. der Wandel, des Pīn'hās (Riessler). Eher könnte man nach V. 9b mit J. M. P. Smith an den Weg Jahves bzw. mit Rosenmüller und Isopescul an den von Gott vorgezeichneten Weg (vgl. Ex. 32, 8. Dt. 9, 12. 16; 11, 28; 31, 29. Ri. 2, 17) bzw. mit Sellin^{1.2.3} an die von Gott vorgeschriebene Handlungsweise (vgl. Ps. 25, 4; 27, 11; 119, 14. 33) denken. Doch offenbar nimmt der Prophet das in V. 6ba zugrunde liegende Bild auf. Der „Weg“ ist demnach Bezeichnung für den Wandel in Gemeinschaft mit Jahve, für die ethisch-religiöse Vollkommenheit im Verkehr mit Gott. Vielleicht kann man hier wie auch sonst öfters im A. T. יִדְרֹךְ mit „Norm“ wiedergeben, vgl. Ex. 18, 20; 32, 8. Dt. 9, 12. 16. Jes. 30, 21. Hi. 31, 7. Prov. 21, 16; 22, 6. Von dieser Norm sind die Priester abgegangen, d. h. sie haben das Gemeinschaftsverhältnis mit Jahve gelöst.

כִּן־יִדְרֹךְ ist ein spezifisch deuteronomischer bzw. deuteronomistischer Ausdruck, s. B. I Kap. VIII § 12 S. 436, vgl. auch Ri. 2, 17. 2. Kön. 22, 2, doch findet er sich vereinzelt auch bei

J (Ex. 32, 8); zu seinem Gebrauch bei den Propheten und in der Weisheitsliteratur s. die oben angeführten Jesaia- und Proverbienstellen. Zu Unrecht streicht Sievers (Misc. S. 159) aus metrischen Gründen כְּיִהְיֶה־לָּךְ unter Berufung darauf, dass absolut gebrauchtes כִּי in dem hier geforderten Sinne ja genugsam bezeugt sei. Von den Tochtersversionen der LXX bieten statt ἐκ τῆς ὁδοῦ die aeth. 'emfenōtū und die v.-lat.^{sa} de via mea, lasen also vielleicht in ihrer Vorlage ἐκ τῆς ὁδοῦ αὐτοῦ bzw. ἐκ τῆς ὁδοῦ μου, doch handelt es sich hier in beiden Fällen vielleicht nur um einen Zusatz des Übersetzers, der bei ὁδός an den Weg Gottes (vgl. J. M. P. Smith) dachte, s. Bachmann, Dod. S. 31.

Nach V. 6 wird Levis Wandel in engste Beziehung gesetzt zu seinem erzieherischen Einfluss auf das Volk; änderte sich ersterer, so musste naturgemäss auch letzterer leiden. Diesen Gedanken bringt Gl.αβ zum Ausdruck:

הַכְשִׁילֶתֶם רַבִּים בְּתוֹרָה ist an den vorhergehenden Satz asyndetisch angereiht. Die Asyndese wird durch das Targ. gestützt, während LXX, Aq., Symm., Theod., Peš., Vulg. ein ἰ copulat. voraussetzen. Es scheint daher nahe zu liegen, ein ἰ im Text zu ergänzen. In diesem Fall müsste dann auch vor der Aussage von Gl.βα die Ergänzung des ἰ stattfinden. Der Satz wird von Wellhausen übersetzt: „(ihr) habt Vielen Anstoss gegeben durch die Weisung“. Ähnlich auch Luther: „und ärgert Viele im Gesetz“. Diese Übersetzung könnte allerdings durch Aq. (καὶ ἐσκandalώσατε), Theod., Symm. (καὶ ἐσκandalίσατε) und Vulg. (et scandalizastis plurimos in lege) gestützt werden. Doch die Bedeutung „Anstoss geben, ärgern“ lässt sich für הַכְשִׁיל sonst nicht nachweisen. An allen Stellen, wo הַכְשִׁיל im A. T. vorkommt, bedeutet es: bewirken, dass jemand strauchle, hinsinke, zu Fall komme (Jer. 18, 15. Ps. 64, 9. Prov. 4, 16. Thr. 1, 14. 2. Chr. 25, 8; 28, 28, wobei an beiden zuletzt genannten Stellen das Wort im Gegensatz zu עָזַר steht). LXX bietet hier wie Jer. 18, 15 und Thr. 1, 14 ἀσθενεῖν (ἡσθενήσατε).

Die Form הַכְשִׁילֶתֶם nur hier, s. B. I Kap. VIII § 11 S. 434. Das Perf. Hif'il von כָּשַׁךְ sonst nur noch Thr. 1, 14.

Fraglich dagegen ist, ob die Präposition בְּ vor תוֹרָה als בְּ objecti oder als בְּ instrumenti zu fassen sei, d. h. ob man zu übersetzen habe: „ihr habt es bewirkt, dass viele an der Tora

zu Fall kamen bzw. gegen die Tora verstießen“ oder „mittelst der Tora habt ihr bewirkt, dass viele zu Fall kamen bzw. durch (eure falsche) Unterweisung habt ihr viele zu Fall gebracht (verführt)“. Erstere Auffassung vertreten Drusius, Coccejus, Venema, Hitzig, Keil, v. Hoonacker, Procksch, Sellin^{1.2.3}, letztere Köhler, Reuss, v. Orelli³, Nowack^{1.2.3}, Marti^{KHS}, Driver, Isopescul, Riessler, Duhm, Haller^{1.2}. Die Wiederaufnahme des Gedankens von V. 8a in V. 9b in Form einer Motivierung zeigt jedoch deutlich, dass תורה nicht vom geschriebenen Gesetz (Keil) im Sinne einer objektiven Lehre bzw. Norm (v. Hoonacker: doctrine objective) zu verstehen sei, gegen die die Laien verstossen konnten, sondern als nomen actionis = Toraerteilung, Handhabung von Unterweisung. Ist aber das der Sinn von תורה, dann kann das ב nur instrumental verstanden werden; die in V. 9b gut passende temporale Bedeutung = bei (s. unten S. 240) fügt sich hier nicht in den Zusammenhang. Man übersetze also: Durch bzw. mittelst Toraerteilung (d. h. Lehrbescheid) habt ihr zu Fall gebracht viele.

Aus V. 9b geht hervor, dass die Toraerteilung hier im Sinne einer parteiischen, die Person und nicht die Sache berücksichtigenden Handhabung derselben zu verstehen ist. Diese Art von Toraerteilung ist das Gegenteil von dem, was in V. 6 als תורת אמת gekennzeichnet wird. Zu dem Inhalt der Tora als Belehrung über religiöse, kultische, ethische und rechtliche Dinge vgl. das oben (S. 215 f.) z. V. 6 Bemerkte.

Statt בתורה bietet Peš. כן נמוסא (= כן התורה), doch wird das ב des MT gestützt durch LXX, Vulg. und Targ.

הכשלתם wird in seiner Bedeutung durch den Gegensatz gegen V. 6b β normiert. Statt die Laien zur Umkehr von Sündenschuld zu veranlassen, haben die Priester vielmehr bewirkt, dass das Volk, irregeleitet durch falsche subjektiv-parteiische und unwahre Belehrung, in Sünde und Schuld verfiel. Möglicherweise denkt der Prophet hier in erster Linie an kultische Verfehlungen (vgl. 1, 6—14), doch ist, wie bereits bemerkt wurde, תורה hier ebenso in weiterem Sinne zu verstehen wie עין in V. 6 (s. oben S. 221).

Leben, Lehre und Einfluss der Priester der Gegenwart stehen demnach in diametralem Widerspruch zu dem Ideal der

Vergangenheit. Aus dem Wandel in Gemeinschaft mit Gott ist ein Wandel in abweichender Richtung geworden; aus der Tora objektiv-untrüglicher Wahrheit ist eine Tora subjektiv-persönlicher Parteinahme und in engstem Zusammenhang damit ist die erzieherisch fördernde Einwirkung auf das Volk zu einem depravierenden Einfluss geworden. Galten die guten Eigenschaften des alten Levi (V. 6), die die Priester jetzt in ihr Gegenteil verkehrt, als Betätigungen und Erweisungen des מוֹרָא und damit zugleich auch als konstitutives Element der zwischen Gott und Levi bestehenden B^erith (V. 5), so war durch das Verhalten der Priester naturgemäss die B^erith menschlicherseits tatsächlich aufgehoben. Diese ganz selbstverständliche Konsequenz zieht der Prophet mit den Worten von Gl.ba.

שָׁחַתְּם בְּרִית הָלְלִי ist ebenso asyndetisch an den vorhergehenden Satz angereiht wie Gl.aβ. Das fehlende ו wird ergänzt von Peš. und LXX A sowie von der arab. und aeth. Tochterversion. Doch wird der MT durch die übrigen HSS und Tochterversionen der LXX sowie durch Targ. und Vulg. bestätigt. Jedenfalls aber dürfte die Asyndese rhetorisch wirkungsvoller sein als die Syndese, vgl. König, Stil. S. 211 ff. Synt. § 357. Mit Recht lehnen daher Isopescul und J. M. P. Smith unter Berufung auf das ebenfalls asyndetisch angereihte הִכְשִׁילֶתֶם die Einfügung des ו ab, die übrigens Nowack³ wieder zurückgenommen hat.

שָׁחַת = zerstören, vernichten, total unbrauchbar machen enthält zugleich auch das Moment des Gewalttätigen (Gen. 19, 13. 29. 2. Kön. 19, 12 || Jes. 37, 12), Eigenmächtigen und Mutwilligen (2. Sam. 1, 14. Ez. 28, 17). Ihr habt die Levib^erith total und gewaltsam (mutwillig) zugrunde gerichtet, ruiniert, zerstört dürfte daher die adäquate Wiedergabe von Gl.ba sein. Die Form שָׁחַתְּם nur hier und Num. 32, 15 (וַשָּׁחַתְּם). Die Verbindung שָׁחַת בְּרִית nur hier, s. Kraetzschmar, BVAT S. 251, vgl. B. I Kap. VIII § 10 S. 430.

בְּרִית הָלְלִי ist ein ebenso vereinzelt im A. T. vorkommender Ausdruck wie בְּרִית אֶת־לִי, vgl. oben (S. 200) z. V. 4, s. auch B. I Kap. VIII § 10 S. 429. Zu den anderen Bezeichnungen der Levib^erith im A. T. s. das oben (a. a. O. z. V. 4 und S. 211 z. V. 5) Bemerkte.

Der Ausdruck **בְּרִית הָלֹוִי** erklärt sich nach Analogie ähnlicher Verbindungen wie **בְּרִית אֲבֹתֶיךָ** (Dt. 4, 31) und **בְּרִית עֲבָדֶיךָ** (Ps. 89, 40) als Verkürzung aus **בְּרִית אֲתֵּי-הָלֹוִי** bzw. **בְּרִיתִי אֲתֵּי-הָלֹוִי** (vgl. V. 4, auch Gen. 17, 4. Jer. 14, 21. Ez. 16, 62) oder aus **בְּרִית בֵּינִי וּבֵין הָלֹוִי** (vgl. Gen. 17, 11. 2. Chr. 16, 3) oder aus **בְּרִית** (bzw. **בְּרִיתִי**) **אֲשֶׁר כָּרַתִּי אֲתֵּי-הָלֹוִי** (vgl. Dt. 31, 16. 2. Kön. 17, 38. Jer. 11, 10).

הָלֹוִי mit dem Artikel, während Maleachi sonst **לֹוִי** (2, 4) oder **בְּנֵי-לֹוִי** (3, 3) schreibt. Duhm^A und Haller^{1,2} streichen daher das **ה** vor **לֹוִי**, ohne jedoch zu beachten, dass sowohl im Deuteronomium als auch bei P die Bezeichnungen **לֹוִי** (Dt. 10, 9; 18, 1. Num. 26, 58) und **הָלֹוִי** (Dt. 10, 8; 12, 12. 18 f.; 14, 27. 29; 16, 11. 14; 18, 6; 26, 11 ff. Ex. 6, 19. Num. 3, 32; 26, 57) nebeneinander hergehen. Nach Sievers (Misc. S. 159), der in Angleichung an V. 4 **בְּרִיתִי בְּרִית** in **בְּרִיתִי** ändert, ist der Artikel vor **לֹוִי** „nur falsches Überbleibsel des **את** einer dem ursprünglichen **bərīpī** nach V. 4 beigeschriebenen Glosse **’ēp-lewī**“.

Wie **הָלֹוִי** so wird auch die abschliessende Formel **אָמַר יְהוָה צְבָאוֹת** von Sievers (a. a. O. S. 140) als Zusatz beseitigt, Marti^{KHS} und Nowack^{1,2,3} dagegen lassen sie hier ebenso wie 2, 2. 4 (s. oben S. 176. 200) unbeanstandet.

Zusammenfassung von 2, 8.

Zu dem Ideal der Vergangenheit steht die empirische Gegenwart in schroffstem Gegensatz. In bezug auf Leben, Lehre und Volkserziehung sind die heutigen Priester das Widerspiel des alten Levi. Von der Norm des Wandels in religiös-ethischer Gottesgemeinschaft sind sie abgegangen; ihre Lehre, weit davon entfernt, Ausprägung untrüglicher Wahrheit zu sein, ist vielmehr Ausdruck subjektiver Parteilichkeit (vgl. V. 9b) geworden. Darum bedeutet auch ihre Belehrung für das Volk nicht wie in der alten Zeit eine religiös-sittliche Förderung schuldbewahrender und schuldbefreiender Art, sondern vielmehr eine depravierende Hemmung, durch die die Laien, von der rechten Bahn abgelenkt, strauchelnd zu Fall kommen. Die Verkehrung von Leben, Lehre und Einfluss des alten Levi in ihr Gegenteil ist aber zugleich nichts anderes als die Lösung der Levib^{er}rith von seiten der Priester; diese haben somit selbst gewaltsam und mut-

willig die Aufhebung des zwischen Jahve und ihnen bestehenden Verhältnisses herbeigeführt. Die Konsequenzen, die sich aus der so geschaffenen Situation für Jahve ergeben, legt der nun folgende Schlussvers (V. 9) der Rede dar.

c) V. 9: **Die Aufhebung der Levib^erith durch Jahve.**

So werde auch ich meinerseits euch verachtet und gering machen vor allen 'Völkern' in dem Masse als ihr nicht gewahrt 'meinen' Weg und Ansehen der Person geübt beim Toraerteilen.

Der Vers schildert die Strafe, die Jahve wegen des Berithbruches über Levi verhängen wird.

וְגַם־אֲנִי leitet die Strafandrohung ein, indem es hier wie öfters dazu dient, die Konsequenz eines auf Wechselseitigkeit beruhenden Verhältnisses einzuführen, vgl. Jer. 13, 26. Ez. 5, 11; 8, 18; 9, 10; 16, 43; 20, 25. Am. 4, 6, auch 1. Sam. 1, 28 (וְגַם־אֲנִי). „Darum bzw. so werde auch ich meinerseits.“

נָתַן wird von LXX (δέδωκα), Vulg. (dedi), Luther, Venema, J. D. Michaelis, Pressel, de Moor, Wellhausen, Nowack^{1.2.3}, Marti^{KHS}, Isopescul, v. Hoonacker, J. M. P. Smith, Riessler präterital, von Reinke, Keil, Köhler, v. Orelli³, Duhm^U, Haller^{1.2}, Procksch, Marti^{KHS} präsentisch und von Grotius, Cappellus, Rosenmüller, Tichomiroff, Sievers, Sellin^{1.2.3} futurisch erklärt. Wegen des Parallelismus mit V. 3 (הִנְנִי נֹעַר) ist der letzteren Erklärung unbedingt der Vorzug einzuräumen. Zu נָתַן mit doppeitem Akkus. in der Bedeutung von machen vgl. Gen. 17, 5. Ex. 7, 1. Jos. 9, 26. Jes. 3, 4. Jer. 1, 5. Ez. 35, 3. Ps. 18, 33; 39, 6; 69, 12; 135, 12.

נְבוֹיִם וְשָׁפְלִים ist die einzige im A. T. vorkommende Verbindung von נְבוֹהָ und שָׁפָל, s. B. I Kap. VIII § 10 S. 429. Eine analoge Verbindung ist übrigens die von נְבוֹהָ und צַעִיר Ps. 119, 141. Der Plural des Part. Nifal von בָּוָה nur hier, s. B. I Kap. VIII § 11 S. 434. Zu dem Gebrauch von נְבוֹהָ bei Maleachi s. 1, 7. 12.

Was das gegenseitige Bedeutungsverhältnis der beiden Ausdrücke anlangt, so ist נְבוֹהָ das Gegenteil von נִכְבָּד (vgl.

1. Sam. 2, 30), שָׁפַל das Gegenteil von גָּבַהּ (vgl. Ez. 17, 24; 21, 31) bzw. רָם (vgl. Ps. 138, 6) bzw. גָּאָה (vgl. Hi. 40, 11) bzw. מִתְנַשֵּׂא (vgl. Ez. 17, 14).

LXX übersetzt: ἐξουδενωμένους καὶ ἀπερῶνιμμένους, statt des zweiten Wortes bietet jedoch Q, auch Theodor παρειμένους. Die LA ἀπερῶνιμμένους scheint auch die arab. (مُطَرِّحِينَ), aeth. (zeruāna), slav. (отвержены) und kopt.-b. (nach Isopescul) Tochterversion vorauszusetzen, während dagegen die syr.-hex. (משריא) und v.-lat.^{sa} (dissolutos) offenbar auf die LA παρειμένους zurückgehen. Cyrill bietet neben ἐξουδενωμένους überhaupt kein zweites Wort. Vollers (S. 75 bei Tichomirow) vermutet als Vorlage der LXX für ἀπερῶνιμμένους unter Hinweis auf Jos. 23, 4. Ri. 2, 19 und Jer. 15, 8 מַפְלִים. Doch ist eine Hof'alform von פָּל im A. T. nicht zu belegen. Dagegen ist Isopescul der Ansicht, dass LXX dem Stamme שָׁפַל nach Jes. 10, 33; 32, 19 die Bedeutung „gestürzt werden“ beigelegt habe. Die beiden Ausdrücke wiederholen in eigentlicher Rede das, was der Prophet bereits V. 3a (s. oben S. 189) bildlich ausgedrückt hatte: an Stelle der bisherigen machtvollen Auktorität Levis soll nun verächtliche Unansehnlichkeit treten.

לְכֹל־הָעָם ist textlich nicht ganz einwandfrei: eine Reihe von HSS bei Kennicott und de Rossi (s. de Rossi III z. St.), desgleichen einige Drucke wie der von Pesaro 1511—1517 (s. Ginsburg HB z. St.) bieten statt des Singulars הָעָם den Plural הָעַמִּים, ebenso setzen auch LXX und Vulg. den Plural voraus, während Peš. und Targ. in ihrer Vorlage den Sing. gelesen zu haben scheinen. Statt לְכֹל־ bietet übrigens eine HS (de Rossi 545, s. de Rossi III z. St.) בְּכֹל־. Auch die aeth. (uēsta kʾellū 'ahzāb), arab.

(فِي كُلِّ الْأَمَمِ) und arm. (nach Isopescul) Tochterversion der LXX setzen diese LA voraus, während die v.-lat.^{sa}, syr.-hex., slav. und kopt.-b. (nach Isopescul) in Übereinstimmung mit dem rezipierten Text der LXX εἰς πάντα τὰ ἔθνη gelesen zu haben scheinen. Als Vorlage der LXX vermutet daher Isopescul neben בְּכֹל auch כָּל. Nach Köhler ist die LA der LXX und Vulg. הָעַמִּים

vielleicht dadurch entstanden, dass man das vorausgehende אֲתֶכֶם fälschlich nicht auf die Priester Israels, sondern auf die Israeliten überhaupt bezogen hätte, doch passe diese LA weit weniger gut in den Zusammenhang als die des MT. Ähnlich auch J. M. P. Smith. Allerdings scheint nach dem unmittelbaren Zusammenhang die Erniedrigung der Priester in den Augen der Gemeinde das Nächstliegende zu sein; jedenfalls erzielt man so einen wirkungsvolleren Gegensatz zu V. 6f., wo das Ansehen der Priester doch wohl als ein Ansehen in den Augen des eigenen Volkes gedacht ist. Doch wird durch die LA הָעַמִּים, die Grotius und Schegg ihrer Übersetzung bzw. Erklärung zugrunde gelegt, der Gegensatz noch erhöht. Dem Ansehen im eigenen Volk steht dann die Erniedrigung vor den Augen der ganzen Welt gegenüber. Grotius denkt dabei an die Heimsuchung unter Antiochus Epiphanes. Doch dafür fehlt jeglicher Anhaltspunkt. Nach 3, 12 liegt es nahe, die Worte vielmehr eschatologisch zu verstehen. Ist dort die lobpreisende Verherrlichung der Gemeinde von seiten der Völker ein Moment der Endzeit (s. unten z. 3, 12, vgl. auch B. I Kap. VI § 2 S. 230), so bedeutet hier die Erniedrigung vor den Völkern naturgemäss den Ausschluss von der Anteilnahme an den Gütern der Endzeit. Diese Erklärung fügt sich dem eschatologischen Tenor des ganzen Buches (s. B. I Kap. VI § 38 S. 338) gut ein.

Doch der unmittelbare Sinn von Gl.a ist noch ein anderer. Nach V. 3 bildete die Macht und das Ansehen der Priester ein konstitutives Moment derjenigen Segnungen (vgl. V. 2), die ihnen aus der Levib^rith (vgl. V. 5 ff.) erwachsen. Demnach muss die Verwandlung des ehemaligen Prestige in schmachvolle Erniedrigung gleichbedeutend mit der Aufhebung der Levib^rith durch Jahve sein. Dabei ist allerdings nicht zu leugnen, dass der Prophet diesen Gedanken noch direkter hätte aussprechen können, wenn er etwa שְׁחַתִּי בְרִיתִי oder אֲחַלֵּל בְּרִיתִי (vgl. Ps. 89, 35) bzw. נִאַרְתִּי בְרִיתִי (vgl. Ps. 89, 40) oder אָפַר בְּרִיתִי (vgl. Ri. 2, 1, auch Lev. 26, 44. Jer. 14, 21. Sach. 11, 10) bzw. הִפְרַתִּי בְרִיתִי an die Spitze von V. 9 hätte setzen wollen. Doch übersehe man nicht, dass die vorliegende, etwas indirekte Art der Gedankenformulierung eine gewisse Analogie mit der der ersten Rede aufweist, s. oben (S. 44) z. 1, 5.

לֵּיִן steht hier wie Prov. 24, 9 im Sinne von לֵּיִן bzw. בְּעֵיִן. Eine Substituierung des לֵּיִן durch בְּ auf Grund der einen HS sowie der arab., aeth. und arm. Tochterversion (s. oben S. 235) erscheint überflüssig, namentlich da לֵּיִן auch besser in den Zusammenhang passt.

Das Verdammungsurteil über die Priester hat der Prophet später gemildert. In einer der folgenden Reden (2, 17—3, 5) aus der Zeit unmittelbar vor der Ankunft Esras im Jahre 458 (s. B. I Kap. IV § 5) erwartet er einen Läuterungsprozess, durch den das levitische Priestertum zu gottwohlgefälliger Integrität restituiert werden solle (3, 3 f.).

Mit der Androhung des Verdammungsurteils über die Priester (V. 9a) nach Darlegung ihrer Schuld (V. 8) hat die Rede einen natürlichen Abschluss erreicht. Doch der Prophet bleibt hier noch nicht stehen, sondern erinnert palindromisch noch einmal an das Mass der Schuld, das das Urteil bedingt. Es liegt ihm daran, mit besonderem Nachdruck den Gedanken auszusprechen, dass Schuld und Strafe, Tun der Menschen und Vergeltung Gottes in völlig adäquatem Verhältnis zueinander stehen. Der Gedanke der Talion im Sinne des ezechielischen Vergeltungsdogmas durfte vom Propheten nicht unerwähnt gelassen werden.

כְּפִי אִשֶּׁר ist nicht mit LXX (ἀνθ' ὧν), Peš. (ד), Luther, Coccejus, v. Til, Köhler, Isopescul, Riessler, Procksch, Sellin^{1.2.3}, Marti^{KHS} als Kausalpartikel (= weil bzw. da) zu erklären, auch nicht mit Vulg. (sicut), v. Orelli³ (gleich wie) als Vergleichungspartikel, sondern dient, wie Sievers (Misc. S. 160) richtig hervorhebt, genauer zur Bezeichnung einer bei verglichenen Objekten vorhandenen Grad- und Massabstufung = gemäss dem Grade. Ganz ähnlich schon früher Kimhi, der die Partikel durch כְּדֵם כְּנֵם כְּדֵם umschreibt, s. auch Reinke (nach Massgabe bzw. insoweit als bzw. sofern), Marti^{Do} (ganz dem entsprechend dass), v. Hoonacker (à proportion que), Haller^{1.2} (gerade wie), vgl. auch Wellhausen (dem gemäss dass), Nowack^{1.2.3}, Duhm^U (dementprechend, dass), J. M. P. Smith (inasmuch).

Die Verbindung כְּפִי אִשֶּׁר nur hier im A. T., falls nicht auch Sach. 2, 4 für כְּפִי אִשֶּׁר mit Wellhausen, Nowack^{1.2} und Marti^{Do.KHS} כְּפִי אִשֶּׁר zu lesen ist. Der Ausdruck ist gleichbedeutend mit dem

auch nur einmal vorkommenden **עַל־פִּי אֲשֶׁר** (Lev. 27, 8). Ein Vergleich von Lev. 27, 18 (**עַל־פִּי הַשָּׁנִים**) mit Lev. 25, 16 (**לְפִי רֹב הַשָּׁנִים**) beweist die Gleichwertigkeit von **עַל־פִּי** mit **לְפִי** (= nach Massgabe), während letzteres nach Ex. 16, 16. 18 (**לְפִי אֲכָלוּ**) neben Ex. 16, 21 (**כְּפִי אֲכָלוּ**) wiederum gleichbedeutend mit **כְּפִי** ist. Die von Sievers (Misc. S. 146) vorgeschlagene Änderung von **אֲשֶׁר** in **וְ** ist offenbar lediglich durch metrische Erwägungen veranlasst.

Die Schuld, deren Mass das Mass der Strafe bestimmt, wird in völliger Übereinstimmung mit V. 8a als eine doppelte gekennzeichnet, genauer als eine in bezug auf Leben und Lehre bzw. Wandel und Rede; allerdings ist hier die Ausdrucksweise eine andere, und im Zusammenhang damit enthält V. 9b im Verhältnis zu V. 8a noch einige erläuternde Ergänzungen.

אֵינְכֶם שֹׁמְרִים אֶת־דְּרָכִי ist lediglich die negative Umformulierung des in V. 8a positiv ausgedrückten Satzes **כִּרְתֶּם מִן־דְּרָכִי**.

דְּרָכִי als Pluralform ist auffallend angesichts des Singulars **דֶּרֶךְ** in V. 8a. Obschon die masoretische Punktation nicht nur durch LXX, Peš., Targ., Vulg., sondern auch durch die Tochterversionen der LXX gestützt wird, so dürfte es sich im Hinblick auf V. 8a doch empfehlen, **דְּרָכִי** zu punktieren, um so mehr als in Verbindung mit **שֹׁמְרִים** sich sowohl der Singular (Gen. 18, 19. Ri. 2, 22) als auch der Plural (2. Sam. 22, 22 || Ps. 18, 22) von **דֶּרֶךְ** belegen lässt. Die Bedeutung des Ausdrucks ist natürlich identisch mit der für V. 8 festgestellten: es ist der in V. 6 gezeichnete Wandel im Verkehr mit Jahve, die Norm der Gottesgemeinschaft. Diese Norm haben die Priester nicht eingehalten.

וְנִשְׂאִים פָּנִים בְּתוֹרָה charakterisiert das zweite Moment der Schuld. Torrey (JBL XVII S. 4) liest **פָּנִי** statt **פָּנִים**, indem er das auslautende ם durch das folgende ב veranlasst sein lässt. Gleichzeitig bezieht er die Negation in **אֵינְכֶם** auch auf **נִשְׂאִים** und gewinnt so unter Berufung auf Prov. 6, 35. 2. Kön. 3, 14. Thr. 4, 16. Jes. 3, 3; 9, 14. Hi. 22, 8 den Sinn: because ye do not keep my ways nor regard me in your teaching. Angegeschlossen haben sich ihm: Marti^{Do} (aber nicht Marti^{KHS*}), No-

wack^{Ki} (aber nicht Nowack³), Sievers (Misc. S. 146), auch Driver erklärt diese Textänderung für „an attractive emendation, which forms a good parallel to the preceding clause“. Riessler, Sellin^{1.2.3} und v. Hoonacker lassen zwar פָּנִים unverändert, verbinden aber ebenso wie Torrey אֵינְכֶם auch mit נִשְׂאִים und übersetzen dementsprechend: „und euch nicht um die Belehrung bekümmertet“ bzw. „und nicht richtet ihr das Angesicht auf die Thora“, d. h. ihr kümmert euch nicht um das Gesetz bzw. „(à proportion que vous n'avez point observé mes voies), ni eu égard à la doctrine“. Abgesehen davon, dass die LA פָּנִי keinerlei Stützpunkt an den alten Versionen hat, lässt sich der Ausdruck נִשְׂא פָּנִים im Sinne von „Rücksicht nehmen, sich kümmern“ wohl in Anwendung auf Menschen (vgl. 1, 8 f. Gen. 32, 21. Dt. 28, 50. 2. Kön. 3, 14. Hi. 42, 8. Thr. 4, 16), nicht aber in Anwendung auf Gott als Objekt nachweisen, vgl. Isopescul und J. M. P. Smith. Mit Recht bezeichnet daher Duhm^A im Hinblick auf Hi. 13, 8 die Textänderung Torreys als „bösen Missgriff“. Auch die Übersetzungen von Riessler, Sellin und v. Hoonacker sind nicht viel glücklicher. Für die Anwendung des Ausdrucks נִשְׂא פָּנִים auf die Tora beruft sich Sellin nicht nur in Übereinstimmung mit Torrey auf Prov. 6, 35, sondern auch auf Num. 6, 26. Beide Stellen sind jedoch schwerlich beweisend. Prov. 6, 35 ist, wie die Übersetzung der LXX und Vulg. zeigt (s. C. H. Toy, ICC z. St.), der Text nicht ganz in Ordnung und daher korrekturbedürftig, s. Steuernagel^{KHS} z. St. Was Num. 6, 26 anlangt, so bedeutet der Ausdruck יֵשָׂא יְהוָה | פָּנָיו אֵלֶיךָ (= es erhebe Jahve sein Angesicht nach dir hin [s. Baentsch, HKAT z. St.]) sowohl die freundliche Gesinnung Gottes als auch seine aufmerksame und tätige Fürsorge (s. Dillmann, NDJ z. St.), d. h. das Anblicken mit den Augen der Liebe: „Er blicke dich mit Augen der Liebe an, er mache dich zum Augenmerk seiner Liebe“ (Frz. Delitzsch, Der mosaische Priestersegen Num. VI, 22—27 [Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft und kirchliches Leben III, 1882, S. 113—136] S. 125). Nicht mit Unrecht wird mehrfach als Parallele dazu angeführt der assyrische Ausdruck našû ina ana = das Auge erheben zu jem., d. h. jem. seine Liebe, Gunst zuwenden, jem. lieb gewinnen (s. Frd. Delitzsch, Assyrisches Handwörterbuch, Leipzig 1896, Sp. 484a). Es empfiehlt sich daher, sowohl bei der LA das MT als auch

bei der herkömmlichen, durch die alten Versionen gestützten Übersetzung von Gl.b β zu bleiben.

בְּתוֹרָה ist wohl in zeitlichem Sinn = beim Toraerteilen zu verstehen. Zu dieser Bedeutung der Präposition בְּ vgl. Gen. 2, 4a; 4, 8. Dt. 4, 45. LXX übersetzt בְּתוֹרָה mit ἐν νόμῳ, in Übereinstimmung damit auch die Tochterversionen mit Ausnahme der aeth., die 'emḥeg bietet und daher wohl in ihrer Vorlage ἐκ νόμου gelesen haben wird, s. Bachmann, Dod. S. 31.

Die von Torrey z. T. in Anlehnung an Rosenmüller geäußerten Bedenken, dass der Vorwurf der Parteilichkeit, der nach der langen und schweren vorhergehenden Anklage nur ganz beiläufig auftrete, als ob er schon früher erwähnt worden, in dem jetzigen Kontext nicht ganz verständlich sei, sind unbegründet. Die Worte bilden, wie bereits oben (S. 238) bemerkt wurde, vielmehr eine erläuternde Erklärung zu V. 8a β . Parteilichkeit in der Handhabung der Tora war die Ursache des depravierenden Einflusses der Priester auf das Volk. Mit dem Hinweis auf diesen Krebschaden des Gemeindelebens schliesst die zweite Rede des Propheten wirkungsvoll ab.

Zu der Ursprünglichkeit unseres von Riessler als Anmerkung zu V. 8 „Belehrung“ angestrichenen Verses s. B. I Kap. VII § 2 S. 368.

Zusammenfassung von 2, 9.

Haben die Priester die Levib^erith gebrochen (V. 8), so ergibt sich daraus als notwendige Konsequenz die Tatsache, dass auch Jahve seinerseits die die B^erith konstituierenden Verheissungen aufhebt bzw. sie in ihr Gegenteil verkehrt. An Stelle der einstigen Macht und des einstigen Ansehens Levis in dem Volk tritt jetzt Erniedrigung und Verachtung angesichts aller Völker, d. h. vor den Augen der ganzen Welt, was auch den Ausschluss von dem unmittelbar bevorstehenden Heil der Endzeit involviert. Dabei normiert sich das Mass der Strafe — das hebt der Prophet noch besonders nachdrücklich hervor — genau nach dem Mass der Schuld, die in Übereinstimmung mit V. 8 als Abweichung von dem Ideal des Wandels in Gemeinschaft mit Gott einerseits und andererseits als Parteilichkeit beim Toraerteilen, d. h. also als Schuld im Leben und in der Lehre, charakterisiert wird.

KARL MORGENSTERN

(1770—1852)

ELOQUENTIAE, LL. GR. ET LAT., ANTIQUITATUM, AESTHETICES
ET HISTORIAE LITTERARUM ATQUE ARTIS P. P. O. SIMULQUE
BIBLIOTHECAE ACADEMICAЕ PRAEFECTUS

EIN KULTURHISTORISCHER VERSUCH

VON

WILHELM SÜSS

II. TEIL

(SEITE 161—330)

DORPAT 1929

K. Mattiesens Buchdruckerei Ant.-Ges., Tartu.

in Russland Professor geworden, es sind viele im Baltikum bekannte Namen darunter. Natürlich ist auch Franckes Anteil an ihrer Heranbildung nicht verschwiegen; wie heikel dessen Erwähnung für M. war und wie vornehm er sich dabei aus der Schwierigkeit zog, wird später, wenn wir von dem Philologen M. reden werden, zu skizzieren sein. Neues Wirksamkeit aber dauerte 1832 gerade erst ein Jahr. Nur zwei Namen seien genannt, die dem philologischen Seminar ganz besondere Ehre gemacht haben; zunächst der des nachmaligen Akademikers und Vaters der estnischen Philologie, Ferdinandi Joannis Wiedemanni, Hapsaliensis, gymn. ill. Mitaviensis nunc praeceptoris, variarum linguarum et veterum et recentiorum acri studio dediti. Mit welchem Recht ihn der anonyme Verfasser der Schrift „Die deutsche Univ. Dorpat“ Leipzig 1882, S. 85 speziell einen Schüler Franckes nennt, habe ich nicht feststellen können⁹⁵). Ein zweiter glänzender Name, der auf einem noch entfernteren Gebiet leuchten sollte, ist der des berühmten Astronomen F. G. W. Struve, der, philologi frater minor, 1793 in Altona geboren, schon 1810, also noch in der Zeit des alten Lehrerinstituts, eine goldene Medaille erhielt mit der Abhandlung *De studio criticae et grammaticae apud Alexandrinos*, dann zur Astronomie übergehend

95) Aus den Akten des philologischen Seminars teile ich über Wiedemann einiges mit, das in gewisser Modifikation auch für den Betrieb im ganzen gilt. W. war Mitglied 1824—1826, aufgenommen wurde er trotz verspäteter Meldung, da die Prüfung bei Morgenstern günstig ausfiel, ebenso die obligatorische bei dem Professor des Russischen *Perewoschtschikow*, der bei den auch weiterhin für die Seminaristen vorgeschriebenen russischen Studien gleichfalls Günstiges über W. vermeldet, bei vielen anderen Kandidaten aber grosse Schwächen feststellt. Abgesehen von einem einzigen Semester, wo er etwas nachgelassen zu haben scheint, berichten die Direktoren M. und Francke lobend über Wiedemann, der auch in einem Semester Senior ist, etwa so: „Zeichnete sich aus durch Anlage und Kenntnisse“. Arbeiten hat er teils bei M., teils bei Francke über folgende Themen eingereicht: *Quae studia referuntur ad humanitatem? De magistratibus Romanorum. De iure Romanorum. De quibusdam Romanorum poetis. Quaedam de historia poësis Romanae. De quibusdam veterum philosophis eorumque doctrina.* Die z. T. (bei W. übrigens besonders) recht weit gesteckten Themata zeigen, dass auch lateinische Bearbeitungen allgemeiner Gegenstände willkommen waren, für die sich die Seminaristen ohne spezielle persönliche Arbeit das Material aus den damals freilich viel spärlicheren und schwerer als jetzt zugänglichen literarischen Hilfsmitteln zusammenstellen konnten. Es sollte ja auch in erster Linie ein Lehrerinstitut, nicht eine Pflanzschule für künftige Forscher sein. Im übrigen ist M.s Bemühung die Philologen an das römische Recht heranzubringen charakteristisch.

schon seit 1813 als Professor den Grund zur Blüte dieses Faches in Dorpat legte. Schwerlich war die Universität schlecht beraten, als sie den schon erwähnten Bruder zum Historiker haben wollte, was an Klingers Halsstarrigkeit scheiterte, der sich (in einer übrigens noch durch Geldentwertung sehr schweren Zeit) nicht von der Ansicht abbringen liess, jener sei als philologischer Privatdozent nicht zum Historiker qualifiziert (Rieger, Klinger II, 601 ff). Die Folge davon war, dass das historische Katheder 16 Jahre vakant blieb. Erwähnt sei, dass die Mitglieder des Seminars sich statutengemäss zu einem zweijährigen methodischen Kursus, der sich auf Sprach- und Sachkenntnisse bezog, wie sie zum Verständnis der klassischen Werke der Griechen und Römer nötig waren, verstehen mussten und jährlich ein Stipendium von 400 Rubel B. A. bezogen, freilich dafür 6 Jahre lang für eine Verwendung im Dörptschen Lehrbezirk nach erreichter Prüfung zur Verfügung stehen mussten⁹⁶). Neben den beiden Direktoren wirkte bei dem Kursus der Vertreter der Philosophie und der der russischen Sprache und Literatur mit.

Neben Interpretationsübungen und stilistischen Praktika veranstaltete M. auch Disputationsübungen, wo über eingereichte Arbeiten der Mitglieder lateinisch disputiert wurde, und M. verzeichnet dann wohl mit Genugtuung Fälle in seinem Tagebuch, wo wenigstens ihm selbst das Latein flüssig und leicht von der Zunge gerollt war.

Bei den philologischen Vorlesungen unterschied M. wenigstens in der Ankündigung nicht zwischen Fachkollegien und solchen, die „für alle Fakultäten“ bestimmt waren. Prinzipiell sollten alle für alle sein, aber in der Praxis fanden sich eben doch zu manchen, etwa zu der Erklärung eines platonischen Dia-

96) Ähnlich war die Organisation des alten Lehrerinstituts, das (1805 mit 10 Seminaristen) gleichfalls einen zweijährigen Kursus und 300 R. Stipendium jährlich für die Teilnehmer vorsah. Ganz kurz erwähne ich, dass M. auch natürlich an dem „Professoren-Institut“ in Dorpat (1827–1838) mitwirkte, das geeigneten russischen Kandidaten in dem damit ausgezeichneten Dorpat die Vorbereitung zur akademischen Laufbahn in Russland, zunächst zu einem vertiefteren Studium im Ausland geben sollte, nach einem alten, Parrot in allen Grundzügen verdankten, aber erst spät verwirklichten Plan. Vgl. Bienemann, 327 ff und vor allem Schmid, Russ. Revue XIX (1881) 136 ff, wo auch über die altphilologischen Kandidaten dieses Unternehmens berichtet wird. Über Lehrerinstitut und Seminar in ihrer Bedeutung orientiert auch der offizielle „Rückblick auf die Wirksamkeit der U. D.“ aus dem Jubiläumsjahr 1866, S. 92 ff.

logs, nur die Philologen. Da war es ihm eine Freude, wenn er, nach Rücksprache mit seinen Hörern, die Erklärung lateinisch geben durfte, wobei die Vortragssprache oft von Tag zu Tag zwischen lateinisch und deutsch wechselte. Zu dem alten Bestand von Halle und Danzig (Cicero, Plato, Horaz, Lukian mit wechselnden Schriften) traten Theokrit und Pindar, dessen Gesänge er sehr gern und mit Erfolg erklärte. Quintilians 10. Buch hat er gleichfalls gern behandelt und damit antike Literaturgeschichte verknüpft, diese aber auch besonders gelegentlich vorgelesen. Ausserdem ist noch philologische Enzyklopädie, Mythologie der Griechen und Römer, ältere Universalgeschichte und Herodot von ihm angekündigt worden. In den lateinischen Stilübungen verwendete er gern Neulateiner, z. B. Ruhnkenius, Wyttenbach, Muretus, zur Rückübersetzung oder liess Arbeiten mit freigewählten Themen einreichen, über die dann lateinisch gesprochen wurde. Für sonstige Übungen verwendete er oft Jacobs, Poet. Blumenlese aus gr. Dichtern, Jena 1810, das seinen Bedürfnissen Ähnliches leistete, wie jetzt dem akademischen Lehrer des Proseminars Wilamowitzs griechisches Lesebuch.

Klagen, wie sie M. in jener Rede von 1816 erhebt, dass es nämlich nur in ungenügendem Mass gelang, alle Studierenden oder wenigstens den grösseren Teil von ihnen in die philologischen Vorlesungen als die beste fachliche und allgemeinemenschliche Vorbildung für alle hineinzubringen, erschallen zu jener Zeit überall. Die Gründe lagen auf der Hand. Je mehr die vierte Fakultät gleichberechtigt geworden war — ihre Gleichberechtigung war in Dorpat von Anfang an statutenmässig fixiert worden —, je mehr sie besonders in Philosophie und Philologie durch Männer wie Kant und Wolf im Gesamtbereich der Universität zu Ansehen gekommen war, je mehr die Disziplinen der Philosophie und der Altertumswissenschaft qualitativ und quantitativ ihren Betrieb vervollkommneten, umsomehr hörte die philosophische Fakultät auf, in den Augen der Studierenden ein vorbereitendes Obergymnasium zu sein. Der Stoff des Wissens war in allen Disziplinen weit über das aus den alten Autoren zu schöpfende Mass hinausgewachsen, vorbildliche Werke der schönen Literatur gab es nun in der modernen Literatur in nicht geringerem Mass als in der alten, die Bedeutung des Lateins als Medium internationaler Gelehrsamkeit und schriftstellerischer Mitteilung sank schnell. Uns erscheint heutzutage viel eher bei Morgensterns Bemühungen

in dieser Richtung, zumal in einem Lande, wo eine ausgeprägte humanistische Tradition in der Jugendbildung fehlte, nicht der von ihm selbst betonte Misserfolg, sondern der wider Erwarten grosse Erfolg bemerkenswert. Die meisten seiner Vorlesungen wurden von weit mehr Nichtphilologen als Philologen besucht: das gilt schon für die Interpretationskollegien, und erst recht natürlich von allen anderen; dass der Unterschied der beiden Gruppen übrigens nicht absolut war, sieht man an vielen Beispielen. Der schon erwähnte Fall der beiden Struve zeigt, dass der Übergang von hier aus zu einem anderen Fach leichter erfolgen konnte, als wohl sonst, und der Bibliothekar Anders hatte zwar, seiner Lieblingsneigung folgend, vor allem bei Morgenstern und Francke Humaniora gehört, daneben aber auf den Wunsch seines Vaters sich als Jurist inskribieren lassen, als solcher auch allerlei gehört und schliesslich ein Examen gemacht.

Fast von Anfang an liegt M. mit der medizinischen Fakultät in einem gewissen Kampf wegen des Lateins der Dissertationen und der lateinisch, nicht deutsch abzuhaltenden Doktordisputationen. Die Herren der Fakultät selbst mochten gute Gründe haben, es hier nicht allzu genau zu nehmen. Am 31. Jan. 1806 schreibt M. u. a. an Klinger (Konz. DCXXV): „So erwähnte ich neulich, halb im Scherz, die medizinische Fakultät hasse mich. Dies bezog sich auf meinen neulichen Antrag im Conseil, dass die medizinische Fakultät ersucht werden möchte, das Studium der lateinischen Sprache bei ihren Candidaten zu befördern, auf Veranlassung einer von den grössten Sprachfehlern (caussibus; necessarissimus u. s. w.) wimmelnden Dissertation. Denn als Prof. Eloquentiae sah ich die Erinnerung als zu meinem Beruf gehörig an. Doch in der folgenden Sitzung gabs schriftlich und mündlich eine Philippika der Mediziner gegen den wohlwollenden Erinnerer, die nur darum am Ende friedlich und der Sache angemessen endigte, weil ersterer, keine Person, nur die Sache berührend, den Besseren über seine Triebfeder wenigstens keinen Zweifel gelassen zu haben schien. Beneidenswert find' ich das Leben in Dorpat eben nicht: als palaestra schätze ichs“.

Ein besonderer, freilich recht peinlicher Fall, nämlich die immer mehr ruchbar werdenden Geschäfte der medizinischen Fakultät mit dem Dokortitel im Jahre 1816, wo freilich infolge Entwertung des Rubels die Einkünfte der Professoren sehr traurige waren und zu ewigen Lamentationen Anlass gaben, nahm

den Realisten der medizinischen Fakultät allen Wind aus den Segeln und führte den Eloquenzprofessor mit seinem ewigen *Ceterum censeo* ⁹⁷⁾ zum Sieg. Eine Verschärfung der Forderungen

97) Über die Frage des Lateins und seiner Bedeutung bei der Vorbildung und den Examina aller Studierenden sind zahlreiche Vota von M. selbst, von Parrot, Ewers und Krause, besonders a. d. J. 1814, in M.s Papieren enthalten (s. bes. DCXXII). Der Raum gestattet nur ganz kurze Andeutungen. Ewers betont die spezielle Lage Russlands, die nicht nach deutschem Mass zu beurteilen sei. „Wir müssen jetzt der Jugend ein näheres Ziel stecken, um den Enkeln die Erreichung eines höheren vorzubereiten. Die Mittelstufe der literarischen Bildung lässt sich nicht überspringen.“ „Die ganze Organisation des öffentlichen Unterrichts in Russland zeigt, dass man die Philologie zu den literarischen Luxusartikeln rechnet, die kein verständiger Hausvater anschafft, solange er mit Nahrungssorgen kämpft. Ob eine solche Schätzung der Philologie die richtige sei, ist hier nicht zu untersuchen. Sobald ihr Studium erleichtert ist, stimme ich für höhere Forderungen.“ Immerhin will auch er der medizinischen Fakultät anheimgegeben wissen, künftig für einen richtigen lateinischen Ausdruck in den Probeschriften der Promovierenden zu sorgen.

Parrot beklagt mit anderen, darunter wohl allen hervorragenden Schulmännern, dass die altklassische Bildung in den Gymnasien des Landes zu wünschen übrig lasse. Selbst ehemals ein gründlicher Lateiner, hat er immer bei Visitationen streng darauf gehalten. Zweifelt aber, ob später Zwang auf der Universität noch viel hilft. Insbesondere ist für die Naturwissenschaften, bei aller Wertschätzung der klassischen Bildung, die nicht etwa auf dem Wert der Sprache als eines Mittels zur Mitteilung von Gedanken beruht, sondern auf anderen Einsichten, zumal in D., wo man wohl nie ein Grimma oder Schulpforta wird voraussetzen können, getrenntes Imperium anzuerkennen. „Denn die Auslegung des grossen Buches der Natur ist nicht minder geeignet die wissenschaftliche Bildung zu befördern, als die Auslegung der alten Klassiker.“ „Russlands Bedürfnisse für das Materielle des Wissens sind zu dringend, um sie der Glorie der Gelehrsamkeit aufzuopfern.“ Am Ende plädiert P. für Verstärkung des klassischen Unterrichts auf Gymnasien und Universitäten, ist jedoch gegen Zwang und Nötigung in Fällen solcher Kandidaten, die wirklich in ihrem Hauptfach etwas Tüchtiges leisten.

Krause, der Schalk, fordert von seinen Studierenden der Landwirtschaft, dass sie die *scriptores rei rusticae* lesen können, um *deductis deducendis* so manches als neu Angepriesene in seinem wirklichen Wert zu erkennen. Im ganzen, besonders in den hier nicht referierten Teilen, erkennt man mit einigem Erstaunen dasselbe Hin und Her, dieselben Stimmungen und Grundsätze, die die akademische Diskussion dieser leidigen Frage seit einem Jahrhundert beherrscht haben. Im allgemeinen war es eben auch damals kaum möglich, auf der Universität noch nachträglich nachzuholen, was früher auf diesem Gebiet versäumt war. Über die Lateinfrage vgl. auch den für den Schreiber bezeichnenden Brief Lievens an Parrot v. 11. IX. 17: „Gültige Gründe lasse ich mir gern gefallen, nicht aber ein trotziges Widerstreben gegen Befehle, denen ich sowohl als jeder Dienende sich unterwerfen müssen. Der Soldat und Untertan kennt und ver-

oder eigentlich eine strengere Handhabung der Statuten konnte für eine Weile dem von Klinger drohenden Unheil wehren, das freilich bald danach durch viel schlimmere Missbräuche der Juristen um so schrecklicher ausbrach und eine Gewaltkur, die Absetzung zweier Schuldigen und andere Massnahmen, nötig machte. Diese unwürdigen Vorgänge von Ende 1816 und Anfang 1817 fallen in die letzten Tage der Kuratel Klingers (Rieger II, 606 ff). Aber auch aus Gründen persönlicher Art scheint das Interesse der Mediziner am Latein in der folgenden Zeit mehr entwickelt worden zu sein, was z. T. auf Erdmanns⁹⁸⁾ Einfluss zurückge-

trägt kein „ich werde den Befehl nicht befolgen“. Eine solche Sprache hebt alle Ordnung auf und darf nicht geduldet werden. Das Opfer sei noch so schmerzlich, dass dieser oder jener Professor das Latein nicht geläufig zu sprechen verstehen, ist kein gültiger Grund und macht den Befehl weder unnütz noch schädlich“ u. s. w. Vgl. die Briefe des Fürsten K. Lieven, Balt. Monatschrift 37. Jahrgang XLII. Band (1895), 193.

98) Joh. Fr. Erdmann, in Wittenberg 1778 geboren, kam von Kasan, wo er 1815 die Rede *de fructibus ex litterarum studio in rem publicam redundantibus* fast wie ein Eloquentenprofessor gehalten hatte, 1817 nach D., wo er, abgesehen von einer Unterbrechung (1823—1827 Leibarzt des Königs von Sachsen), bis 1843 blieb. Als Emeritus in der Maingegend lebend, erscheint er mit einer *Votivtafel* als auswärtiger Gratulant bei M.s 50j. Doktorjubiläum. Gestorben ist er 1846. Er vertrat im Wechsel der Jahre eine bunte Fülle medizinischer Disziplinen, zunächst Physiologie, Therapie, Klinik, dann *Materia medica*, also Pharmakologie, und Geschichte der Medizin, so wie ja auch Deutsch Gynäkologie und Veterinärmedizin vereinigte, nicht ohne durch diese Kombination dem Witz mannigfache Nahrung zu geben. Erdmanns mir vorliegende *Annales scholae clinicae medicae Dorpatensis annorum 1818—1820*, Dorpat 1821 zeigen allerdings eine erstaunliche Fertigkeit eleganter Beherrschung des Lateins beim spröden klinischen Stoff. Die Einleitung handelt von der geographischen Lage und den Bewohnern Dorpats, wo er freilich das Embachtal eine *collem abruptam, quae mons episcopalis (Domberg) vocatur*, bilden lässt. Im übrigen liest sich die Darstellung sehr glatt. Z. B.: *Incolitur D. nostrum praecipue a Germanis, Esthonicis et Rossis. Illi sunt partim nobiles, partim muneribus praefecti, partim mercatores, partim opifices. Numerantur tria et quod excurrit milia. Esthonorum plebis maximam partem constituentium copia illorum paulo maior est. Ceterum utraque natio e pluribus saeculis inde mixta, matrimoniis iuncta, eadem sacra tenens, nunc hac, nunc illa lingua utens in oppido ipso vix amplius discernitur. Stirpis Rossicae non nisi milites et mercatura aut manuum opera lucrum quaerentes hic reperiuntur; numerus eorum, qui sedem fixam in oppido habent, mille circiter aequat . . . ita ut multitudo in universum hodie octo milia superet . . . Nobiliores vitam satis lautam ab aerumnis liberam agere et aestivali tempore relicto oppido in agris degere solent. Mediae classis incolae nunc largo nunc tenui utuntur victu. Vulgus autem ignaviae et socordiae deditus magna ex parte angustiis premitur et inopia conflictatur; accedit, quod libidini et potui non*

hen wird, der, als Arzt, Gelehrter und Weltmann gleich ausgezeichnet, mit M. befreundet war und als Dekan mit Würde den lateinischen Disputationen zu präsidieren wusste. Das Latein handhabte E. schriftlich und mündlich gleich gut. Mit Preller zusammen als Delegierter zum 200j. Jubiläum der Universität Helsingfors 1840 entsandt, wetteiferte er mit jenem bei dieser Gelegenheit in lateinischen Reden, und beide erregten damit stürmische Begeisterung⁹⁹).

Dagegen liess sich der Gynäkologe Deutsch (1804—31) aus triftigen Gründen nicht auf Opponieren bei lateinischen Doktorpromotionen ein, was in Verbindung mit seinem Namen zu zahlreichen studentischen Scherzen Anlass gab. Von dem klass. Philologen Neue sagt der sehr gut unterrichtete solide Gegenfüssler des geschwätzigten Bertram, Martreb (= Nicolai Ancke)¹⁰⁰): „Er sprach ein klassisches Latein mit bewunderungswürdiger Geläufigkeit. Morgenstern und V. Francke sprachen gleichfalls ein reines Latein, jedoch uterque haesitabat. Erdmanns Latein war sogar fließender als sein Deutsch, indessen brachten es schon die Themata mit sich, dass es nicht so rein sein konnte, wie das des gründlichen Philologen Neue“ (8).

Die allgemeinen lateinischen Kenntnisse der Studierenden können übrigens nach jetzigen Ansprüchen nicht gar so gering gewesen sein. M. hat öfters Studierende, die ohne ausreichendes Zeugnis ankamen, im Lateinischen geprüft und dabei Stellen aus Cicero pro Archia oder Ruhnkenius Elogium Hemsterhusii

pauci indulgeant. Es wird weiter über die Sanitätsverhältnisse und das Klima, über klinische Einrichtungen und Grundsätze gehandelt. Bei den meist armen Kranken der Klinik gibt es einen victus tenuior, einen victus medius und einen victus firmior. Im letzteren Fall gilt: *Ientaculum* sit pisces minores salsi vel butyrum cum pane; *prandium* conficiatur e carnis coctae vel assatae unciis sex et brassica vel ervis vel lentibus vel solani tuberibus; *coena* praeparetur e lacte coagulato, farina aut alica in pultis formam redactis vel tuberibus solani. Den Hauptinhalt bilden Krankengeschichten, die, wie die der hippokrateischen Sammlung, auch dem Nichtmediziner manches kulturhistorisch Interessante vermitteln.

99) Auf diese Reise bezieht sich der von W. Stieda (Sitz.-Ber. der Gel. Estn. Ges. 1926, 88 f) veröffentlichte Brief Prellers an seine Frau von Reval, 28. Juni 1840.

100) Auch dieser pietätvolle Schüler Erdmanns ist ein „eleganter“ Mediziner und zeigt sich mit allen humanistischen Salben wohlversehen. Schon das Motto aus Cicero (Audivi equidem ista de maioribus natu, sed nunquam sum adductus, ut crederem) zeigt es, und das ganze Büchlein bestätigt es.

zur Rückübersetzung ins Lateinische diktiert. Man riskiert das heute höchstens noch bei Philologen. Die gleichen Klagen besagen nichts, wenn die Ansprüche verschieden sind.

Zum Gebrauch des Lateins fand M. auch ausserhalb des speziell akademischen Gebrauchs mannigfache Gelegenheit. Sein Korrespondenzbuch weist zahlreiche lateinische Briefe an ausländische Gelehrte und an Staatsleute, etwa den russ. Unterrichtsminister Grafen Sawadowsky, den livländischen Generalgouverneur Pautucci, auf, auch kleine lateinische Billets¹⁰¹⁾ an seine Dorpater Kollegen über ein Rendez-vous, Entschuldigungen wegen Wegbleibens, Konseilfragen u. ä. m. Bei durchreisenden Gelehrten war Latein häufig die Verständigungssprache, und in Fällen dieser Art versäumt M. nicht, die Komplimente in seinem Tagebuch zu notieren, die man ihm aus diesem Anlass gemacht hatte. Man denke an Wolf, der in Berlin mit dem französischen Generalintendanten Daru in der merkwürdigen Audienz, über die sein Biograph Körte II, 4 ff berichtet, Latein spricht. Höchst merkwürdig war Lebenspraxis und Theorie in dieser Hinsicht bei dem grossen lateinischen Stilisten Ruhnkenius zu Leyden (geb. 1723, gest. 1798). Seine deutsche Muttersprache hatte er verlernt, französisch und holländisch sprach er gleich schlecht, Latein wollte und konnte er im täglichen Umgang nicht sprechen, für den es ihm übrigens zu gut dünkte. Dass auf den deutschen Kathedern in deutscher Sprache vorgetragen wurde, erschien ihm höchst seltsam. Für derartige Zwecke und für die Publikation schien ihm Latein das

101) Wegen Nichtteilnahme an einer Sitzung entschuldigt er sich Nov. 1803 bei dem Rektor Balk in einem lat. Schreiben, äussert seine Ansicht über eine zur Verhandlung kommende Frage und fährt fort: *Sed tuum est agere, meum, quem, si parva licet componere magnis, natura et voluntas Attico similior fecit quam, Caesari aut Pompeio, suadere. Quae amico scripsi, excusabit Rector.* An Rektor Meyer schreibt er, nachdem er ohne Entschuldigung aus einer Konseilsitzung zu einer Musikaufführung entwichen war, als gerade das barbarisch stilisierte Schreiben des Kreisarztes Wilmer verlesen wurde, Dez. 1807: *Peccavi, pater optime, rector magnifice. Abii enim, excessi, evasi, erupi. Supplex stabam ad sellam curulem, meditans fugam At obmutui, tantum non omnis in lapidem mutatus monstrato capite horrendo Medusae, non Musae Wilmeriano. Aures quidem mox liquefactae cantibus ex Haendeli Messia ad musicam, quae Sirenis instar vocabat, invitabat, inducebat, pelliciebat miserrimum Lectorem.* Den bezeichnenden Namen Lector führte M. in dem „ephesinischen“ Kollegienzirkel. Man muss bedenken, dass er auch ein unermüdlicher Vorleser in Kollegenkreisen und auf den Edelsitzen Livlands und Estlands war, auch hierin ein Kulturträger.

Einzig, so wollte er geistig fortleben; die Beredsamkeit der Staaten, meinte er, sei durch das Schiessgewehr abgelöst worden, was aber einer zum unmittelbaren Lebensbedürfnis und zur Verständigung rede, sei gleichgültig und gehe niemanden etwas an. M. bespricht diesen merkwürdigen Fall eines Philologen, der die Sprache verlernt hat, öfters. Vgl. auch Körte, a. a. O. I, 318 f.

Weit fruchtbarer als zu der medizinischen Fakultät waren Morgensterns Eloquenzbeziehungen zur juristischen Fakultät, wobei übrigens auch hier die eigentliche Intimität erst in den späteren Jahrzehnten eingetreten zu sein scheint. Schliesslich gehörte der alte Herr fast als einer der Ihrigen zu den juristischen Zirkeln, nahm an den poetischen und lateinischen Festvorbereitungen der Studenten beratenden, freundlichen Anteil und bekam seinen Ehrenplatz an der Tafel. Das von der Juristenfakultät beim 50jährigen Doktorjubiläum überreichte Gratulationsdiplom, dessen Wortlaut wir in den Beilagen mitteilen, ist von meisterhafter Prägnanz in Form und Inhalt, geht übrigens geschickt auf M.s Eigenart ein. Der berühmte, M. intim befreundete Jurist Osenbrüggen ist der Verfasser, und ein zweiter „eleganter Jurist“, Otto, der „das Lateinische mit grosser Gewandtheit sprach“ (Die deutsche Univ. Dorpat p. 78) und Vertreter des römischen Rechts war (32—58) — Osenbrüggen vertrat in D. Kriminalrecht und Zivilprozess (43—51) —, hielt an M.s Jubiläum die lateinische Festrede neben dem Philologen Neue. Jene *tabula gratulatoria* konnte sich sogar auf eine juristische Jugendschrift des Gefeierten berufen: Über den Grund der Verbindlichkeit der Verträge. Schon 1790 von dem Studenten verfasst, wurde sie erst 1795 im deutschen Magazin S. 654 ff veröffentlicht. Sie steht durchaus auf naturrechtlicher Basis: „Moral und Naturrecht sind Zweige eines Stammes — des allgemeinen Rechts der Natur, welches alle innerlichen und äusserlichen Rechte und Verbindlichkeiten des Menschen begreift“, und ist von dem Verfasser, der hier nur mit der *ratio operiert* und von Philologie und Geschichte nichts ahnen lässt, später selbst als überholt empfunden worden.

Der tiefere Grund der Neigung Morgensterns zur Jurisprudenz liegt weder in naturrechtlichen noch in rechtshistorischen Interessen, sondern wieder in persönlichen Dingen. Er verrät ihn uns selbst an den Stellen, wo er auf die Vorteile juristischer Studien anlässlich der Vorbildung von Funk und Heyne zu sprechen kommt: Er sah in der Jurisprudenz eine Formenlehre des grossen Lebens der Völ-

ker und Staaten, also ein ähnliches Bildungsmittel wie Reisen, Gesellschaft und bedeutende Männer. Er ist nicht der Ansicht Lichtenbergs und Wolfs, dass die Stallfütterung, die stabularia pabulatio, für den Gelehrten die angemessenste geistige Ernährungsmethode ist. Mit besonderem Eifer hat er von Anfang an die Vorlesungen über römische Staats- und Privataltertümer ausgearbeitet, für die er nach Ausweis seiner Aufzeichnungen auch die juristische Literatur durcharbeitete und in denen er zahlreiche juristische Hörer hatte. Diese Tätigkeit hebt das Diplom der Juristen hervor. Sie blieb dem Emeritus unvergessen, der im Jus, wie ich glaube, letzten Endes auch wieder aus humanistischen Interessen, über die Gedanken der Aufklärung weg zu historischem Denken gelangt war und mit den an Savigny geschulten Juristen gute Freundschaft hielt, die wiederum ihrerseits die Bedeutung der Humaniora für die allgemeine Bildung sehr hoch einschätzten. Eine wohlverdiente Ehrung war es, dass ihm Osenbrüggen zum Jubiläum seine juristisch-philologische Ausgabe von Ciceros Rede pro Sexto Roscio Amerino widmete 1844; aus der, ebenso wie aus seiner schon 1841 erschienenen ähnlich angelegten Ausgabe der Miloniana, noch jetzt sehr viel zu lernen ist. O. kämpfte für etwas, was auch jetzt noch nur ganz unvollkommen erreicht ist¹⁰²⁾, für die Erweckung des Interesses am römischen Recht bei den Philologen. In der Vorrede zur Miloniana lesen wir u. a.: „Nur bittweise schien einigen Philologen ein Besitz daran zugestanden zu werden, und das Interdictum de precario war den Juristen zur Hand. Man sprach von einem juristischen Denken, hielt auch wohl die juristische Terminologie wie ein Gorgonenhaupt vor. Grimm blickt zwar oft dieses Haupt, ein hässliches Zerrbild, aber der Zauber ist zu bannen. Die Philologen liessen sich auf den Kampf nicht ein, sondern hielten sich auf anderen Gebieten ihrer Wissenschaft, und während philologische Meister¹⁰³⁾ einen attischen Prozess schrieben und über die Bona Damnatorum nach attischem Recht, blieb die Mehrzahl ganz unwissend im römischen Prozess und unbekannt mit dem römischen Gerichtswesen, wie die Kommentare zu

102) Für Ciceros Reden vgl. die Bemerkung von Norden, Röm. Literatur (Einl. in die Altertumswissenschaft I. 4³) 108.

103) Gemeint ist das später von Lipsius neu bearbeitete Buch von Meier und Schömann „Der attische Prozess“, 1824. Meier schrieb de bonis damnatorum 1819.

Ciceros Reden zur Genüge zeigen. . . Wenn es kein leerer Name ist, was sie mit Begeisterung auszusprechen pflegen, dass der Zweck der Philologie kein anderer sei als die Kenntniss des alttümlichen Lebens, der grossen Nationen, auf deren Bildung die der neuen Welt basiert ist, so folgt daraus, dass zur Erkenntnis des römischen Lebens die Kenntniss des römischen Rechts ein Hauptrequisit ist, denn „Rom ist die Welt des Rechts und der Gesetze“. . . . Meine Überzeugung ist, dass die Philologie, an deren Konsolidation noch so vieles fehlt, durch römisch-rechtliche Studien ihrer Jünger sehr gewinnen muss, und zu meinen wissenschaftlichen Lebensaufgaben gehört es, mitzuwirken für dieses Ziel. . . “.

Osenbrüggen wurde 1851 zusammen mit V. Hehn aus einem unbedeutenden Anlass — Korrespondenz mit einer Freundin des als Revolutionär berühmten Dichters Kinkel — plötzlich verhaftet. Von Petersburg aus schreibt er an M.: „Wunderbare Fügungen werden mich bald übers Meer nach Deutschland bringen . . . Ich gehe ruhig mit der Festigkeit eines Mannes der Zukunft entgegen. Gott hat mir eine schwere Zeit geschickt; es wird zu meinem Heile sein“. O. fand, nachdem man ihn als Ausländer über die Grenze abgeschoben hatte, in Zürich einen neuen befriedigenden Wirkungskreis. Von hier aus schreibt er an seinen „väterlichen Freund“ M. im März 1852 einen reizenden Brief, voll Sehnsucht nach dem Plauderstündchen an M.s gemüthlichen Teetisch. Im übrigen aber blüht ihm jetzt in der von M. bereisten, beschriebenen, ja besungenen Schweiz „aus bitterer Wurzel das Heil auf“. Land und Leute, Studenten und Kollegen lassen sich wohl an. Gleichfalls ein politischer Flüchtling ist der Philolog Koechly. „Er hat wohl von allen hiesigen Dozenten den besten Vortrag.“ „Es ist mir immer ein Bedürfnis gewesen, mit älteren Leuten in Verbindung zu stehen, die ich verehren musste. Ein solcher Mann ist Hottinger.“ „Einen ausgezeichneten Philologen erhalten wir nächstens an Theodor Mommsen, der zwar in die juristische Fakultät eintreten wird, aber in seinen literarischen Arbeiten bekanntlich mehr als Philolog auftritt oder soll ich sagen als „eleganter Jurist“? Ich war auch einst so etwas von einem eleganten Juristen, aber so wenig, wie in Dorpat, so wenig kann ich hier bei der Beschaffenheit der Lehrfächer, die ich zu vertreten habe, der alten Neigung folgen.“ Es folgen weitere persönliche Bemerkungen über Kolle-

gen und den Regierungspräsidenten Escher, einen sehr gebildeten Juristen. „Unwillkürlich ziehe ich gewisse Parallelen, wenn ich mit H. Escher zusammenkomme.“ „Ihre kleinen Taufpaten gedeihen vortrefflich in der Bergluft.“ Intime Beziehungen freundschaftlicher Art bestanden nach Ausweis der umfangreichen Korrespondenz auch mit einem dritten Juristen, dem gelehrten Handschriftenforscher und Savignyschüler Clossius.

Weit wichtiger noch als diese juristisch orientierten Vorlesungen wurde eine Gruppe von Collegia, die der antiken und modernen Kunst galten. Hier traf die äussere Notwendigkeit des Lehrauftrags, der ja ausser Kunstgeschichte auch Ästhetik von M. verlangte, aufs glücklichste mit seiner Neigung und Begabung zusammen. Von Jugend auf, besonders als Student, hatte er nicht nur durch Anschauung von Kunstwerken, wo immer sie ihm entgegentraten, sondern auch durch eigene Praxis im Zeichnen und sogar Kupferstechen sich gebildet. Übrigens ist er auch auf diesem Gebiet, wie auf so vielen anderen, Wolf gegenüber durchaus selbständig, der die antike Kunst zwar in die Enzyklopädie der Altertumswissenschaft aufgenommen hat, persönlich aber zu ihr kein allzu intimes Verhältnis hatte. So las M. historisch über das ganze Gebiet der bildenden Kunst oder über einzelne Teile, wie Gemmen und Münzen, erläuterte die Bestände des von ihm zusammengebrachten Museums und trug theoretisch die philosophische Grundlegung des Gegenstandes vor; ausserdem war er, was grossen Anklang fand, darauf bedacht, seine Vorlesungen und Übungen, wo sich Gelegenheit dazu bot, durch Vorlegung von Anschauungsmaterial zu beleben und zu begründen.

Sehr gefesselt wurde durch seine Vorlesungen in den 20er Jahren sein späterer Mitarbeiter auf der Bibliothek Anders. „An seine Weitläufigkeit gewöhnte ich mich bald. Seine Gelehrsamkeit war gross, und dabei verstand er in seinem Vortrag so viel Neues und mit so viel Geschmack vorzubringen und durch Vorzeigen grosser archäologischer Kupferwerke anschaulich zu machen, dass ich durch ihn für das klassische Altertum begeistert ward.“ Sehr ins Gewicht fällt hier auch das Urteil Mercklins, der nach Preller und Stephani 1851 sein Nachfolger wurde, nachdem er sich schon 1841 als Privatdozent für klassische Philologie habilitiert hatte. Er hatte M.s akademische Lehrerstimme 1836 „nur noch eben verhallen gehört“, konnte aber aus noch lebendiger Tradi-

tion folgendes berichten: „Unter seinen Vorträgen nahmen die über Ästhetik, Kunstgeschichte und Theorie der bildenden Künste, namentlich der Malerei, das Interesse auch der Nichtphilologen in Anspruch, und seine fruchtbare, überall mit klassischen Beispielen aus der Literatur und bildenden Kunst und womöglich durch die Anschauung lehrende Methode hat auch in weiteren Kreisen den Sinn für das Schöne geweckt und gebildet. Ebenso erinnern sich noch manche seiner Zuhörer der Begeisterung, mit welcher er ihnen Platos unsterbliche Dialoge oder Pindars schwungreiche Siegeslieder oder Horatius lebenskluge Satiren erklärte“.

Viktor Hehn bezog 1830 die Universität Dorpat, um bei M. und Neue Philologie zu studieren. Anscheinend sind Äusserungen von ihm über diese seine Lehrer nicht bekannt. So kann man höchstens mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuten, dass M. ihm, dem Italienkenner und Goetheverehrer, als Persönlichkeit einiges mit auf den Weg gegeben hat.

Seine Vorlesungen über „Ästhetik“ hielt M. zuerst nach Snell, arbeitete dann aber einen eigenen Grundriss¹⁰⁴⁾ aus, der stichwortartig und bibliographisch angelegt ist. Zunächst wird ein „ursprüngliches“ Interesse des reinmenschlichen Geistes am Wahren, Guten und Schönen behauptet. Der echte *φιλόσοφος* sowohl *φιλαλήθης* als *φιλάγαθος* und *φιλόκαλος*. Philosophie des Wahren, Guten, Schönen. Ästhetik: Philosophie des Schönen, der Begriff der Sache, die Geschichte der darauf bezüglichen Bemühungen von den Sophisten bis auf die französischen, englischen, deutschen Theoretiker. Bei der angewandten Ästhetik skizziert M. ausser der bildenden Kunst auch die Poetik, die Musik¹⁰⁵⁾, den Tanz, die Rhetorik, Stilistik und Deklamation, die Schauspielkunst, den Gartenbau¹⁰⁶⁾ und die Baukunst. Hier

104) Grundriss einer Einleitung zur Aesthetik. Dorpat 1815.

105) Auch dieser stand er nicht nur rezeptiv geniessend nah, sondern er hatte sich in Danzig im Guitarrespiel geübt und in eigenen Kompositionen versucht.

106) Man sieht, dass Morgensterns Gartenanlagen in Danzig und Dorpat nicht zufällige Liebhabereien darstellen, sondern in seiner Ästhetik wohlverankert sind. Gartenanlagen gelten jener Zeit als Betätigungen künstlerischen Geschmacks. In Wörlitz, Weimar, Gotha und an anderen Orten besichtigt M. Parkanlagen ganz wie Gebilde der Kunst. Die Bedeutung des Gartenbaus für die Kunsttheorie und den Geschmack jener Zeit ersieht man z. B. aus dem Aufsatz „Die Erweckung der Gotik in der deutschen Kunst des späten 18. Jahrh.“ (Repertorium der Kunstwissenschaft 49 (1928), 75 ff.) von Neumeyer.

konnte er ja fast überall auf das anregendste plaudern durch Beherrschung der gesamten Literatur, durch persönliche Bekanntschaft mit Virtuosen und Künstlern aller Art und aller Nationen und durch persönliche, auf eigenen Versuchen beruhende Erfahrungen. Man wird im übrigen seine Verdienste auf dem Gebiet der künstlerischen Erziehung, abgesehen von unermüdlicher Bearbeitung des Publikums gerade durch Artikel dieser Art, in einer dreifachen Richtung suchen müssen. Erstens war es durch die von ihm begründete Tradition zur Selbstverständlichkeit geworden, dass der Lehrstuhl der klassischen Philologie oder, nach der von ihm endlich erreichten Teilung seines Amtes in zwei Professuren, der eine der beiden, der von ihm selbst versehene, in engster Fühlung mit der Archäologie blieb. Das beweist schon die Liste der Morgensternschen Diadochen, unter denen viele reine Archäologen sind: Preller (38—43), Stephani (46—50), Mercklin (51—64), Schwabe (64—72), Petersen (73—79), Löschcke (79—90), Malmberg (90—07), Felsberg (07—18). Zweitens traten diese Interessen M.s in engste Verbindung und fruchtbarste Wechselwirkung mit den archäologischen Forschungen russischer und baltischer Gelehrter und Reisender und mit der Tätigkeit der in Russland wirkenden deutschen Archäologen. An den Funden in Südrussland bezeugte er auch literarisch seine lebhafteste Anteilnahme; mit Köhler in Petersburg ist er, wie wir schon sahen und wie die erhaltenen sehr zahlreichen Briefe K.s an M. beweisen, eng befreundet — einmal, als dieser geneigt ist, seine Stellung aufzugeben, was dann aber nicht zur Ausführung kommt, regt er selbst den Gedanken einer Nachfolge Morgensterns in seinen Funktionen an der Akademie und Eremitage an —, mit dem Balten Stackelberg, dem archäologischen Reisenden, wenigstens gut bekannt¹⁰⁷). In diesem Zusammenhang hat er Eingang in die *History of classical scholarship* gefunden, in der Sandys III 390

107) Dass M. auf Stackelberg vor dessen südlichen Reisen Einfluss gewann, also 1805/06, als dieser sich in der Heimat aufhielt, um auf den Wunsch seiner Mutter in Moskau zu studieren, hebt Mercklin 24 hervor, der ihn sogar zu M.s Freunden rechnet. In derselben Richtung geht das sehr gewichtige Zeugnis Gerhards in seinem Nachruf (*Hyperboreisch-röm. Stud. für Arch.* II 299); der mir allein zugängliche Auszug des Nachrufs im *Inland* 1853 p. 183 enthält eine Bemerkung dieser Art. Man bedenke, dass M. damals völlig erfüllt war von dem Plan seiner italienischen Reise. In den Jahren 1815/16 notiert M. kurz Begegnungen mit St., Spuren von intimerem Gedankenaustausch der beiden habe ich nicht gefunden.

zwischen den erwähnten Männern, zu denen noch Graef kommt, kurz sagt: while M. of Halle was awakening an interest in Greek art at Dorpat. Mir ist nicht zweifelhaft, dass er, wenn überhaupt, so an anderer Stelle der Geschichte der Philologie, nämlich bei der Geschichte des philologischen Unterrichts und des Humanismus, hier aber eine weit eingehendere Betrachtung verdient.

Drittens kommt in Betracht die Gründung des Kunstmuseums, das ihm Dorpat neben vielen anderen Vermächtnissen noch heute dankt. Ebenso wie bei der Bibliothek, so wusste er auch hier seine überallhin reichenden Beziehungen für Neuerwerbungen, zum Teil zu sehr vorteilhaftem Preis, nutzbar zu machen. Über das finanziell Mögliche gingen freilich die Ansichten des Direktors, der, besonders auf Reisen, zugriff, wo er etwas gefunden zu haben glaubte, und die der Aufsichtsbehörde recht weit auseinander, bei manchem Kauf, den M. freudestrahlend in seinem Reisetagebuch zunächst als gelungen bezeichnet, steht dann am Rand verzeichnet: Wieder rückgängig gemacht. Auch aus Riegers Klingerbiographie ersieht man (II, 582), wie der Kurator sich bewogen fühlte, energisch gegen die Kauflust des reisenden Professors bei dem Rektor Einspruch zu erheben. Der normale Etat betrug 1803 — 1300 Rubel¹⁰⁸), oder, da Vergleichen hier mehr sagen, etwa ebensoviel wie für das naturhistorische, zoologische und mineralogische Kabinett, etwa das Gehalt eines ausserordentlichen Dorpater Professors jener Zeit. M. hat der Denkschrift „Die kaiserl. Univ. D. 25 Jahre nach ihrer Gründung 1828“ einen offiziellen Bericht über das Museum der Kunst beigegeben. Man sieht, dass der Bestand durch Stiftungen und Gelegenheitskäufe eine gewisse Zufälligkeit aufwies und auch ägyptische und ethnographische Kuriositäten enthielt, letztere durch Geschenke des mit M. befreundeten Weltumseglers Admiral Krusenstern. Im ganzen war besonders die Kupferstichsammlung (496 gebundene Werke neben über 1800 einzelnen Blättern) hervorragend, gut im Stand die Münzsammlung und Daktyliothek, recht bescheiden aber noch die Sammlung der Gipsabgüsse. Alle die genannten Nachfolger haben sich um die Vermehrung der Schätze verdient gemacht, die dann durch die Evakuierung der meisten Bücher und der kostbarsten Gegenstände im Krieg einen

108) Als Grundstock waren 9000 Rubel (= 4 Jahresgehälter eines ordentlichen Professors der ersten Zeit) dotiert worden.

nur schwer wieder auszugleichenden Verlust erlitten haben. Ich verweise auf die Bemerkungen Schwabes in „Dorpat vor 50 Jahren“, wonach um 70 herum die jährlichen Mittel, die Schw. reichlich bemessen nennt, 700 Rbl. betrugen, also bei weitem nicht mehr nach der Geldentwertung der napoleonischen Kriege die Höhe der allerersten Zeit erreicht hatten. Schwabe, der die Überführung in die jetzigen Räume durchsetzte und diesen den pompejanischen Wandschmuck — Spassvögel sprachen von einem 5. pompejanischen Stil — gab, erzählt auch (a. a. O. 36) u. a., wie die von ihm beschafften mykenischen Burglöwen zunächst vor der Ankunft ein kaltes Bad im Peipussee nahmen.

Der engen Verbindung mit Kunst und Künstlern zu allen Zeiten seines Lebens verdankt M. es, dass seine Züge durch zahlreiche Künstler und in verschiedenen Epochen seines Lebensalters aufbewahrt wurden. Es gibt von ihm zwei Pastellbildnisse von Daniel Caffé aus M.s Hallescher Zeit, in Öl gemalt hat ihn 1789 Franz Gareis, dann 1809 sein Freund Gerhard v. Kügelgen (hierüber vgl. Hasse, das Leben G.s v. K. 180, wiedergegeben bei Leo v. K., Gerh. v. K. p. 111), gezeichnet und lithographiert ist er zweimal erhalten, einmal von Kriehuber Wien 1828 (wiedergegeben vor Mercklins Gedächtnisrede), dann von Eduard Hau 1838, Steindruck von Schlater. Derselbe Hau hat ihn auch im gleichen Jahr in Öl gemalt, und schliesslich hat den 80jährigen Timoleon von Neff gemalt. Als Archäolog und verdienter Museumsleiter nahm er endlich Anteil an der im Zusammenhang mit der 1838 gegründeten Gelehrten Estnischen Gesellschaft geförderten Ausgrabungs- und Sammeltätigkeit auf dem Gebiet heimischer Archäologie. Der hier überaus rührige Kruse hat ihm zum 50j. Doktorjubiläum Band I seiner Russischen Altertümer gewidmet.

7. Der akademische Geschäftsmann.

Mit dem Göttinger Heyne hat M. neben manchem anderen gemeinsam das Zersplitternde einer vielseitigen Tätigkeit im Dienste der Universität, das ruhiges, ausgereiftes Schaffen nicht gestattete. Was Heyne einmal an Herder schrieb (am 16. Jan. 1786, zitiert bei Leo, Heyne, Festschrift der Ges. der Wissenschaften zu Göttingen, 1901, S. 224, 2): „Für mich ist alles desultorisch; ich fahre bloss so durch das Leben dahin, von einem zum andern. Indessen es ist mein durch meine Lage deutlich genug bestimmtes Loos, und so müssen alle anderen Betrachtun-

gen schweigen“, das hat M. in ähnlicher Form oft von sich bekennen müssen. Trotz der Häufigkeit dieser Äusserungen wäre es grundfalsch und auch letzten Endes nicht in seinem Sinne, von diesen Geschäften nur unter dem Gesichtspunkt der Störung einer eigentlich vorgesetzten Lebensaufgabe zu reden.

In der lebhaften und aufopferungsvollen Beteiligung an den öffentlichen Geschäften sieht M. niemals Pflichten des Amtes, an das der Gehaltsempfänger durch äussere Not gekettet ist, sondern eine Betätigung des Weltmanns, der, äusserlich und innerlich unabhängig, sein Amt auch zur Verfügung stellen kann, wie er selbst es auch bei der Frage der italienischen Reise einmal glaubte tun zu müssen, wenn nämlich seine wichtigsten persönlichen Interessen damit in Konflikt kommen, der jedenfalls aber das natürliche Verlangen hat, über Schreibtisch und Auditorium hinaus an der äusseren Gestaltung der Dinge mitzuwirken¹⁰⁹). Ohne ein solches Leben scheint ihm sogar eine wirkliche Erkenntnis der alten Welt unmöglich. In der Abwehr einer Verunglimpfung, die Gibbon, der Historiker Roms, erfahren hatte, sagt er in der Rede auf Joh. Müller 1804 (p. 14): „Als ob ein solcher Mann nicht einer unabhängigen Lage bedurft hätte, um mit Musse forschen und komponieren, und äusserer Verhältnisse des Mannes von Stande, um mit Personen auch der höheren Klassen leben, den Ton der feineren Gesellschaft in seinem Werke sicherer treffen und über Staatsachen der Vergangenheit verständiger urteilen zu können“. Es ist mir zweifellos, dass seine Beziehungen zur juristischen Fakultät psychologisch dieser Quelle entstammen. Ja es war ihm manchmal zweifelhaft, ob nicht dieses Wirken für die Öffentlichkeit nutzbringender und nach Lage der Dinge angemessener für ihn sei als seine Lehrtätigkeit, so wie er auch sich damit gelegentlich über das ihn stets peinigende Gefühl beruhigte, als philologischer Forscher und Schriftsteller nicht so viel ausgegeben zu haben, als man ehemals wohl von ihm erwartete. Man höre folgende Äusserung: *Parrot sagte einmal, er sehe seinen Beruf als Mitglied der Schulkommission für wichtiger an als seine Professur. So sage ich: Ich sehe meinen Beruf als erster Bibliothekar von Dorpat für wich-*

109) Morgenstern erwähnt in der Rede auf Jaesche auch dessen treue Teilnahme an der Universitätsverwaltung, jedoch mit dem Zusatz: „wiewohl letztere, aufrichtig gesagt, nie seine Liebhaberei war“. M. war Dekan 1803, 1810, 1814, 1818, 1820 und 1821.

tiger an. *Was konnt' ich hier als Professor der Philologie leisten? Ausser dem Unterricht für die wenigen, meist dürftig vorbereiteten höchstens ein paar gute Ausgaben und Erläuterungsschriften alter Schriftsteller liefern. Aber als erster Bibliothekar der Universität schuf ich ihr eine ausgewählte Bibliothek in allen Fächern, wirkte durch die Wahl der Bücher zum Teil auf die Kultur des Ortes, wo ich lebte . . .* (DXXXVI, 97). An anderen Stellen tröstet er sich über den nie zur Ausführung gekommenen Lieblingsplan seiner Jugend, eine grosse Ausgabe des platonischen Staates mit Handschriftenvergleichung und eingehender Erklärung zu schaffen, eben mit seiner Arbeit für die Bibliothek, auf die er mit Recht stolz sein durfte und bei der seine Verdienste immer von allen Seiten anerkannt wurden. Die Verwaltung der Bibliothek behielt er denn auch noch lange nach seiner Emeritur bis zum 1. Juni 39 bei, hätte sie gern auch noch weiter geführt. Ursprünglich wollte er möglichst alles allein machen und drang auf das *εἰς κοινάρον ἔστω* auch dem Vizebibliothekar gegenüber, dem Historiker Pöschmann, der sich das für gewöhnlich bei seiner etwas ungeregelten Art gern gefallen liess, aber manchmal, wenn er selbst sich, unorientiert, bei Fremden Blößen gegeben hatte, aufbegehrte. Später scheint M., mehr als Geist über den Wassern schwebend, die Hauptarbeit an Anders abgetreten zu haben.

Nachdem derselbe von 26 an auf der Bibliothek tätig war, erfreute er sich des besonderen Wohlwollens Morgensterns. Seine Äusserungen sind als Quelle von Interesse. Man muss dabei natürlich an den schon älter gewordenen M. denken. „Mündliche Verhandlung mit ihm scheute jeder Professor wegen Morgensterns Weitläufigkeit . . . Neue Einrichtungen mit ihm vorher zu besprechen, führte zu nichts, wenn er sie aber unerwartet vorfand und billigte, sagte ich ihm, ich hätte sie in seinem Geiste ausgeführt, was er dann gern hörte.“ Dass manche sich mit dem umständlichen, feierlichen und altmodischen Herrn gelegentlich einen Scherz erlaubten, ist selbstverständlich. So schlug zur hellen Empörung des Direktors, dessen ganzer Stolz die Statuen waren, mit denen er nach antiker Sitte die Bibliothek geschmückt hatte, der Kanzlist Leibnitz bei einer Besprechung mit dem Kurator Lieven wegen Beschaffung neuen Raumes vor, die „Puppen“ hinauszubringen, grün anzustreichen und auf dem Dom aufzustellen.

Übrigens umschwebte selbst dieses subalterne Haupt eine klassische Aureole, insofern sein Träger als junger Bursche in Weimar von dem Geheimrat Goethe einmal eine mörderische Ohrfeige bekommen hatte, und L.s Ausspruch über das rasch umschlagende Dorpater Wetter: „Lieber gar kein Wetter, als so ein Wetter“ fand bei der Professorenschaft rasch Aufnahme unter die geflügelten Worte.

Die Weitläufigkeit Morgensterns nach Möglichkeit unschädlich zu machen, ist für den Rektor bei kaiserlichen Besuchen offenbar immer ein besonderes Problem gewesen. Übrigens wusste M. bei solchen Gelegenheiten geschickt Wünsche der Universität [und Anregungen zu neuen Professuren anzubringen. Wir fühlen mit ihm den tiefen Schmerz, wenn er durch die Kürze der Zeit oder zu späte Benachrichtigung verhindert wurde, eine durchreisende Grossfürstin über den Dom zu führen. „Als Bibliotheksdirektor wusste er sich im Falle der Not energisch zu nehmen“¹¹⁰). Hier haben wir Zeugnisse für M.s Tätigkeit aus einer Zeit, wo er aus Gründen, die später im Zusammenhang zu entwickeln sind, in einer gewissen Distanz zum Leben der Universität steht, ein halb ehrwürdiger, halb komischer Zeuge der grossen Zeit des Anfangs. Dieser Prozess der Mumifizierung ist bei ihm verhältnismässig früh eingetreten. Ich weiss nicht, ob jemand bei Würdigung der besonderen Lage ihn deswegen schelten wird. Jedenfalls muss, wer seine Art in ihrer akademisch-geschäftsmässigen Auswirkung würdigen will, die Jahre der Klingerschen Kuratel, also die Zeit 1802—1817 wählen, wo die Tiraden seiner Weitläufigkeit wirklich klangen und wo seine pathetisch-oratorische Art den Dingen des Alltags Glanz verlieh und den Geschäften der werdenden Universität historisches Relief gab, wo er in Sachen der Würde unerbittlich das Prestige wahrte, im Persönlichen zugleich geschickt unter den streitsüchtigen Parteien vermittelte. Hier gab es viel zu tun. Denn mit Recht berichtet der selbst freilich höchst unverträgliche Balk an Doppelmair, dessen Briefnachlass offenbar nach seinem Tode in die M.sche Sammlung gekommen ist: „Hört der Krieg von aussen auf, so

110) Über die Bibliothek berichtet M. selbst S. 20 ff in dem schon mehrfach erwähnten Foliowerk v. J. 1827 „Die kaiserliche Universität Dorpat“, insoweit der Bestand nach Fächern und Handschriften, sowie wertvolle Geschenke, äussere Organisation und Lokalitäten in Betracht kamen.

beginnt der innere. Dies ist leider auch bei uns der Fall“ 8. X. 03. Oder: „Ehe nicht irgendein honettes Erdbeben oder Orkan unter uns ausbricht, wird's nicht anders — und alle Phänomene deuten auf die nahe Explosion hin“ 6. XII. 03.

So sehen wir denn, wie M. zwischen Balk und seinen medizinischen Kollegen vermittelt, oder wie er mit feierlicher Deklamation das Kopfschütteln der Nachwelt anlässlich der ewigen Stänkeereien des boshaften Querulanten Horn (1804—10, Prof. der Kirchengeschichte) beschwört. Nach Rieger II, 598 waren die Erfahrungen mit Horn wesentlich für Klinger der Anlass, sich mehr und mehr von der Universität zurückzuziehen. Horns Personalakten in Verbindung mit den entsprechenden Teilen der Gesamtakten zeigen das Bild eines unablässig die Glieder der Universität und die mit der Entscheidung der Bagatellsachen betrauten Instanzen verklagenden Störenfrieds. Einmal gesteht er selbst, die Übersicht über seine vielen Prozesse verloren zu haben und durch Kollegvorbereitung an der ordnungsgemässen Durchführung verhindert zu sein¹¹¹⁾.

Viel schwieriger und aufregender war die Aufgabe, Freund Parrot einigermassen aus den Situationen herauszubringen, in die dieser sich selbst durch seine Herrscherlaune verstrickt hatte.

Parrot kann zwar gelegentlich schmolten wie ein Weib, aber bei anderer Gelegenheit auch wieder in heroischem Pathos alles aufs Spiel setzen. Ich lese in dem M.schen Manuskriptenband DCXXII ein Votum von P. vom 1. XI. 1806, das schliesst: „Ich schliesse mit der Forderung um Aufrechterhaltung meines

111) Der lustige Balk wendet auf den streitsüchtigen Kirchenvater einmal in einem Votum den Spruch aus seinem „Lieblingsdichter“ Horaz an

Iam satis terris nix atque dirae
grandinis misit pater.

Bei der Absetzung Horns spielte noch der nicht weiter verfolgte und etwas unklare Vorwurf einer procreatio abortus oder eines aborticidium eine gewisse Rolle. Für die Entstehung eines solchen Gerüchtes gibt freilich H. eine ganz harmlose Erklärung. In einer von F. A. Wolf seinerzeit geistvoll interpretierten Stelle der aristotelischen Politik, die er nicht versäumt ausführlich darzulegen, sei er auf das Problem der Abtreibung gestossen, über dessen technische Möglichkeit er sich bei dem anatomischen Kollegen Cichorius, der bei Spassvögeln wohl auch Zechorius hiess, erkundigt habe. Dieser, ein melancholisch-alkoholischer Menschenfeind, habe mit Berufung auf das medizinische Amtsgeheimnis die Auskunft verweigert und um so mehr ein persönliches Interesse des Fragers vermutet, als er, Horn, aus Ironie, nicht im Ernst, ein solches Interesse zuge-

Rechts als gegenwärtiges Mitglied des Tribunals und mit der unwiderruflichen Erklärung, dass, wenn mir dieses Recht gewei-gert wird, ich weder Befehle noch Verweise noch Depeschen von irgendeiner Art aus dem Tribunal annehmen, noch weniger ih-nen nachkommen oder gar je einer Sitzung dieses Gerichts bei-wohnen werde. — Es sei Krieg, wenn man denn durchaus Krieg haben will. Ich stehe am Rubikon. Parrot“. Der Streit war entstanden im Anschluss an die Behandlung einer Duellangele-genheit mit tödlichem Ausgang. Wir werden gleich sehen, wie M. die Wendungen des Hitzkopfs pariert. Wie bezeichnend ist es, dass M. — und ähnlich übrigens öfters Parrot — an vielen Stellen seiner Vota betont, für die Nachkommen, die nicht wissen, wovon die Rede ist und die dies Blatt im Archiv lesen werden, stehe hier folgende Erinnerung u. s. w.! Teile aus jenem Votum vom 11. Nov. 1806 hat schon Bienemann veröffentlicht (337). Auch hier ist von der Nachwelt die Rede, die die ungeheueren Schwierigkei-ten der ersten Zeit erkennen werde, „deren wir Kollegen unter-einander wenigstens ebenso viele schufen, als äussere Umstände uns in den Weg warfen“. Das Votum bringt zunächst in einem nicht bei B. mitgeteilten Absatz die entschiedene Zurückweisung einiger Parrotschen Andeutungen von Kabale u. s. w., wagt sogar in diesem Zusammenhang ein: Quis ferat Gracchos de seditione querentes? und fordert für jeden das unbedingte Recht, ohne Missdeutung seiner Überzeugung Ausdruck verleihen zu dürfen. „Doch wem sage ich das? Wir alle wissen's, wenn wir ruhig sind. Wir vergessen's in leidenschaftlicher Stimmung. Dieser

geben habe. Nachdem H. noch an zwei weiteren Stellen in Russland ge-scheitert und über die Grenze abgeschoben war, belästigte er abermals die Universität von Deutschland aus, frecherweise u. a. behauptend, seine Ent-lassung sei auf die Umtriebe einiger Leute zurückzuführen, deren Töchtern er die Cour gemacht habe, ohne sie, wie erwartet wurde, zu heiraten. In Krauses Personalakten findet sich ein von diesem zu seiner Rechtfertigung gegen Horn hübsch ausgearbeiteter, angeblich historisch getreuer Dialog, ein Bildchen aus einer alten Konseilsitzung. Horn beschwert sich da, manchmal von dem Rektor zur Ruhe vermahnt, bei dem Universitätsbaumeister K. im Privatgespräch über die Faulheit der Bauarbeiter, K. meint, die armen Schlucker mit ihren paar Kopeken Lohn könnten nicht eine so heftige Gestikulation entwickeln, wie die Braten, Wein u. s. w. konjugierenden und deklinierenden Professoren. Im weiteren Verlauf der Debatte bot sich für H. ein Anlass, gegen K. wegen Beleidigung zu kla-gen, dasselbe Schicksal hatte der vermittelnde Rektor. Im Unterschied zu an-deren ähnlichen Bagatellsachen gelang es den Kollegen, in diesem Fall die Sache niederzuschlagen.

sind gerade die am meisten unterworfen, die am wärmsten für das Ganze fühlen, die es am herzlichsten meinen mit der guten Sache.“ Hieran schliesst sich das Bienemannsche Exzerpt, eine ausgezeichnete, wohlabgewogene Entschuldigung und Rechtfertigung des in seinem gerechten Selbstgefühl gekränkten Freundes. Den Schluss glaube ich um seiner charakteristischen Art willen noch einmal abdrucken zu dürfen: „Fehlte aber doch das schönste Gut bei kollegialischer Tätigkeit nicht länger: Zutrauen für Selbstaufopferung, gegenseitige Dankbarkeit für gemeinschaftliches Verdienst, mit dem Andersdenkenden Friede, mit Gleichführenden Freundschaft. Doch letztere wenigstens fehlte nicht ganz. Auch diesen Zug der Lage (der Professoren Dorpats müssen die Nachkommen¹¹²⁾ wissen. Sehr verschieden in ihrer Ansicht, wie auch die diesmaligen Verhandlungen beweisen, und offen, was sie für Wahrheit halten, sich rücksichtslos sagend, blieben mehr als ein Paar in der Hauptsache unwandelbar Freunde im wahren Sinne des Worts. Drum sage ich trotz allen Mängeln unserer Lage gewiss nicht allein: So gut wie in Dorpat wird's Kollegen doch nicht auf allen Universitäten“. Andere Vota betreffen die Geschäftsordnung der Sitzungen, die Frage des Fernbleibens, der Diskretion, der Strafen für Verfehlungen dieser Art. I. a. hält M. den Amtseid für ausreichend und ist, wie immer, auf hohes Niveau bedacht und allein an das Subalterne Streifenden abgeneigt. „Ich schweige von den Frauen und Kindern, die vom Männergespräch über dergl. doch so oft etwas mitgehört haben und trotz diesem § noch oft mit anhören werden. . . Vor Prozessen über Klatschereien aber bewahre uns lieber Herre Gott.“ Köstlich ist es, wenn M. eine lange Klage über entsetzlichen Zeitverlust durch endlose Sitzungen, die die Lehrer der Universität von ihrem eigentlichen Zweck abziehen, so abschliesst, dass er, der als Statutenmacher sich vorwerfen musste, selbst vieles derart verschuldet zu haben, mit Horaz (Ep. II, 1, 219) ausruft:

Multa quidem nobis facimus mala saepe poëtae,
Ut vineta egomet caedam mea.

112) Der Präsident des Tribunals, Balk, meint übrigens in seinem Votum zu dieser Berufung auf die Nachwelt: „Ob dies Urteil eben sehr ehrenvoll für uns ausfallen, ob man nicht viele von uns einer Anmassung und eines starken logischen Egoismus beschuldigen werde — darüber mag das Gefühl eines jeden von uns entscheiden“. Logischer Egoismus ist in der Tat ein ausgezeichnete Ausdruck. Darf man es nicht mit „Rechthaberei“ übersetzen?

Persönliche Angelegenheiten werden diskret, aber doch mit umständlicher Feierlichkeit vorgetragen. Heutzutage müsste jemand auf die Heiterkeit nicht nur besonders boshafter Kollegen gefasst sein, wenn er, wie M. am 19. Februar 1806 an das Konseil, in einem offiziellen Schriftstück begründend schriebe: „weil etwas Unvermeidliches in meinem Schicksal, das mit der Universität nichts zu schaffen hat, meinem Wesen eine Erschütterung gab, der ich mit Mühe nicht unterlag, ob es gleich Jahre lang an Ruhe und Kräften nagte“. Die Quelle dieser Schmerzen lag ja nicht in Geldesnot oder Familienschicksal, sondern in einer anderen, heutzutage aktenmässig wohl kaum mehr verwendbaren Richtung. Man fragt gewiss, ob diese Art der Behandlung nicht doch bei nüchternen, oder wenigstens bei den auf der Gegenseite stehenden Persönlichkeiten angegriffen oder belächelt wurde. Dabei ist zunächst zu bemerken, dass sie bei Parrot, Krause, Jaesche u. a. in nur veränderter Nuance wiederkehrt. In einem Fall stichelte allerdings der Mathematiker Pfaff auf den „auf Reisen befindlichen Professoren der Beredsamkeit“ und riet in einem sehr langen Votum zu genauerer Prüfung, „ehe man sich auf philosophischen Gemeinplätzen herumtummelt“. Lorenz Ewers, der einzige Orthodoxe der theologischen Fakultät, wurde nämlich von seinen aufgeklärten, menschlich ungemein schwierigen Fakultätskollegen in allen Geschäftsangelegenheiten mit so schnöder Übergehung und Zurücksetzung behandelt, dass er schliesslich die Flucht in das Konseil antrat, wobei der rührend gutmütige Mann übrigens noch von allen über eine ganz schlichte Genugtuung hinausgehenden Massnahmen nichts wissen wollte. „Die theologische Fakultät hat nach meiner Überzeugung die Rechte eines ihrer Mitglieder, eines öffentlichen Lehrers der Universität, gekränkt, des gänzlichen Mangels an zarter Schonung eines so würdigen, gelehrten und durch Charaktergüte und Reinheit ungemein seltenen Greises . . . zu geschweigen“, so und in ähnlichen Deklamationen erging sich M. in seinem Votum vom 15. Jan. 1808. Pfaff hielt sich an den Abwesenden, aber die Ausführungen Parrots und Krauses zur Sache sind durchaus gleichartig, und selbst der milde Jaesche zeichnet mit Indignation den hier einmal gegen die Orthodoxie angewandten, darum aber nicht minder verabscheuenswerten, alle Geistesfreiheit vernichtenden Despotismus. Er malt sich die Situation aus, in die er selbst einmal etwa als antiquierter kantianischer Kritizist gegenüber einem

unduldsamen, hochnäsigen, neu berufenen Schellingianer geraten könnte.

Doch, um nicht noch mehr alte Hefen aufzurühren, folge nur noch eine Probe.

Der Jurist Koechy, später übrigens wegen des berüchtigten Handels mit juristischen Doktorpromotionen abgesetzt, beklagt sich am 29. III. 07 wegen Unbill, die ihm durch Einquartierung durchziehender Truppen widerfahren sei, und behauptet, als Professor das Recht der Einquartierungsfreiheit unter allen Umständen zu besitzen. Die Darstellung der anscheinend nicht sehr schlimmen Vorfälle ist teils burschikos, teils den russischen Soldaten und dem Dienstpersonal gegenüber verächtlich gehalten. Sein Diener war von einer „verfluchten Bestie“ angeblich u. a. „Racker“ und „Wurstmacher“ genannt worden. Seine Unmöglichkeit die Gesellschaft zu bewirten legt er dem Konseil durch den Satz dar: „Da ich kein Weib, keine Köchin und auch keine Mätresse habe, sondern bloss meinen Bedienten Christian Reinhardt und einen alten, nicht vom Fleck zu bringenden abgelebten Hauskerl, mithin auch keine Haushaltung und keine Speisewirtschaft habe . . .“ Köstlich ist es zu sehen, wie M., an dem Koechy kurz vorher in der Dörptschen Zeitung unter dem Vorgeben, Druckfehler¹¹³⁾ in den bedeutsamen Publikationen des hochwohlgeborenen Eloquenzprofessors zu berichtigen, seinen sehr schalen Witz gerieben hatte, alle Register der Moral und der Rhetorik zieht, um die Würde des Berufs zu schützen. „Für alles hat die Gerechtigkeit bestimmte Grenzen gezogen, auch für kollegialische Verhältnisse.“ Von K.s Votum meint er, nun auch wieder seinerseits übertreibend: „Es ist der Geist und die

113) Druckfehler spielen in den literarischen Erzeugnissen der ersten Dörptschen Universitätszeit oft eine fatale Rolle. Der Botaniker Ledebour (1811—1838) z. B. präsentierte sich in dem Lektionskatalog einmal als equus statt als eques. M. hielt es für geraten, den *Observationes criticae* seines Schülers Kühlstedt den Vermerk vorzusetzen: *Si quid forte tamen in maculis abstergendis vel mea vel auctoris culpa praetermissum est, quod haud ignoramus quam facile fieri potuerit in re tenui agenda ab operis parum exercitatis atque in urbe, quae alia potius omnia quam huius modi scriptiones prelis suis subiectas unquam vidit, aequos certe arbitros haud inique id laturos non modo spero, sed etiam confido.* Auch druckte Herr Grenzius, der auch noch die Dörptsche Zeitung herausgab, für schreib- und drucklustige Professoren, wie M., nicht rasch genug, worüber im Konseil bewegliche Klagen erschallen (vgl. z. B. Akten v. 16. Mai 1813).

Sprache der eines Menschen unwürdigen Menschenverachtung, die sich darin wohlgefällt, sogar in offiziellen Schriften überall von Menschen als von Tieren zu reden u. s. w. u. s. w.; es ist der Geist und die Sprache des rohesten Egoismus bei einem alles Gefühls entblößten, erbarmungslosen Gemüt Ich schweige von der Arroganz, dem Hohn, dem unselig kältesten Raffinement mitten unter den Explosionen des Affekts“. Bezeichnend übrigens, dass die Kollegen alle ähnlich votierten und die von dem Rektor Meyer dem Konseil vorgeschlagene Entschliessung den Satz enthielt: „Könnten Äusserungen wie diese jemals als Beweise von der Denk- und Handlungsart unseres Korps angesehen werden, so dürfte gänzliche Auflösung desselben die gelindeste Massregel sein, welche wir von der Schonung unseres Monarchen erwarten können“. Leute von Morgensterns Neigung, alle Dinge auf die Höhe der loci communes hinaufzuheben, würden heutzutage zum Schrecken eines jeden auf rasche Abwicklung seiner Geschäfte bedachten Gremiums werden. Man muss bei seinen Kollegen jedoch eine ganz andere Denkart voraussetzen, und bei einer sich erst allmählich bildenden Tradition akademischer Tätigkeit und professoraler Lebensführung in dem kleinen Städtchen wird man die Dinge etwas anders beurteilen. Auch hier, wie überall, tritt bei M. die literarische Fundierung ans Licht. Er scheut sich nicht, seinen Kollegen lange Exzerpte aus den Schriften von Brandes und Meiners über akademische Verhältnisse vorzusetzen, was auch für die ziemlich bunt aus aller Herrn Ländern zusammengewehten Begründer akademischer Sitte und Gewohnheit seinen Wert gehabt haben mag.

Durch eine glückliche Fügung, wenn man will, wiederum aus literarisch begründeten Bedingungen heraus, gelangte M. Jahre hindurch zu einem weit über das Gewicht eines einzelnen mit Stimme und Ansehen begabten Mitgliedes hinaus reichenden Einfluss: durch die Tatsache, dass der Kaiser auf Parrots Rat nach Abstreifung der ritterschaftlichen Kuratel Klinger zum Kurator machte, also einen deutschen, nach Russland verschlagenen Dichter. Die Beziehungen Klingers zu Morgenstern sind in der ausgezeichneten Klingerbiographie von Rieger so reichlich erörtert worden, dass ich, zumal es sich um eine überall leicht zugängliche Darstellung handelt, von einer Wiederholung des dort Gesagten Abstand nehmen kann. Der Verfasser hat sich, wie schon Bienemann bei seinem Parrot zu beobachten Gelegen-

heit fand, geradezu erstaunlich auch in die auf Dorpat bezüglichen Teile seiner Aufgabe eingearbeitet, ja eingelebt. Was er über Morgensterns Persönlichkeit und Rolle in Verbindung mit Klinger sagt, wird man, auch auf Grund der Lektüre der Tagebücher, mit ganz geringen, nicht das Wesentliche berührenden Korrekturen gelten lassen können. Rieger hatte einen besonderen Grund sich mit M. zu beschäftigen, da er dessen (übrigens jetzt in der Dorpater Univ.-Bibl. leider nicht mehr vorhandene) Vorarbeiten zu einer Klingerbiographie benutzen konnte. M.s wiederholte Mahnung, Klinger möge doch sein Leben beschreiben, war leider fruchtlos geblieben. Er selbst schreibt (5. III. 15) darüber an M. einmal: „Mein Freund Goethe konnte dies, er hat mit dem Leben ein Spiel getrieben und stellte es uns so plastisch dar, wie es ihm erschienen ist. Die Wirkung der Erscheinungen auf mich war andrer Art, ich habe sie bekämpft, ich glaube sogar, sie besiegt zu haben; aber warum diese Stürme in andern erwecken?“ Übrigens fällt hier auf, dass M. gerade dieselbe Ansicht von Goethes spielerischem Verhältnis zum Leben, das er fast wie einen poetischen Vorwurf sich anzusehen gewöhnt habe, häufig äussert. Auch mag es mit dieser Empfindung zusammenhängen, dass M. in Klingers Romanen im Unterschied zu denen Goethes und Wielands kämpfende, männliche Charaktere fand und wertschätzte. Nach Klingers Tod sah alles in M. den berufenen Biographen. Verband er doch mit intimer persönlicher Kenntnis die gründlichste Belesenheit in seinen Schriften, über die er sich häufig mit dem Autor ausgesprochen hatte, und konnte er doch über Klingers Kuratel, wie sonst wohl niemand, berichten. Aber er kam nicht über jene Vorstudien hinaus, so sehr auch Parrot drängte, den der Plan, wie er M. schrieb, übrigens mehr um des Biographen willen interessierte. Denn nach anfangs sehr vertrauensvollem Briefwechsel zwischen P. und K. war bald zwischen beiden eine kühlere Stimmung herrschend geworden. Wenn freilich Parrot über Klingers Despotismus klagte, „ich hätte beinahe gesagt Roheit“, und, wie er an M. schrieb, mit Bedacht für ihn die Grabschrift wählte

Ingenio magnus,
probitate maior,
vir priscus,

wobei man priscus getrost im Sinne von „streng, beinahe rauh“ interpretieren dürfe, so hätte der lebende Klinger wohl mit reich-

lichen Gegenerinnerungen an Parrots Adresse dienen können. M. wendet in seinen tagebuchartigen Aufzeichnungen gelegentlich das horazische *irasci celer, tamen ut placabilis esset* auf Klinger an, berichtet auch Szenen dieser Art aus Klingers Haus, wo er selbst ein gern gesehener Gast und beliebter Plauderer war, Vorkommnisse, die die geschickte Hausfrau rasch zu liquidieren verstand. Diese, eine Russin¹¹⁴), mit der der Gatte und die Gäste französisch sprachen, hat auch, so gut es ging, zu vermitteln gesucht, als es anlässlich der von M. projektierten italienischen Reise zu einem schweren Konflikt zwischen Kurator und Professor gekommen war. Wir stellen in den Beilagen über diese tragikomische Angelegenheit einiges Material zusammen. Nach M.s Rückkehr liess man beiderseits das Vergangene vergangen sein, der Verkehr nahm sogar von nun an unverkennbar an selbstverständlicher Herzlichkeit trotz grosser Verschiedenheit der Charaktere zu.

Klingers Beziehungen¹¹⁵) zu M. beruhen zum allergeringsten Teil auf den unmittelbaren Anlässen, die die Eloquenzprofessur bot, also etwa auf den ihr obliegenden Berichten über den allgemeinen Zustand der Universität. Hier ist charakteristisch, dass M. es ablehnt, über die Frequenz der Kollegien und über nicht zustande gekommene Vorlesungen zu berichten. Derartiges hat, so meint er, oft ganz zufällige Gründe, und mancher ist ein bedeutender Gelehrter oder geschickter Geschäftsmann, ohne zugleich ein erfolgreicher Lehrer zu sein. Kl. besteht denn auch nicht weiter darauf, hofft aber dringend, bei seinen Besuchen in D. nicht auf Professoren ohne Frequenz zu stossen; in diesem Fall stellt er allerdings Weiterungen in Aussicht. Schon am 10. IV. 03 schreibt Kl. an Parrot: „Grüssen Sie Herrn M. und sagen Sie ihm, dass ich ihn recht gut verstehe und vollkommen erkenne: *Salutem Mercuriali et forti viro*“ (Rieger III, 253). Für ihn war es ein besonderer Fund, dass sich unter den an die junge Universität berufenen Professoren ein so überaus belesener, mit allen schöngeistigen und weltmännischen Salben wohl ausgestatteter Bibliothekar fand, der ihm über Neuerscheinungen aller Art,

114) Über ihre edle, aber des Schleiers bedürftige Abkunft vgl. Rieger II, 143.

115) Die von Rieger im dritten Band seiner Biographie getroffene Auswahl aus den Briefen Kl.s an M. ist sehr reichlich bemessen. Vielleicht hätten die M.schen Konzepte, die nur ganz spärlich herangezogen sind, mehr verwendet werden können. Einiges dieser Art habe ich bei Gelegenheit angeführt.

Platoübersetzungen, deutsche Klassiker, antike Literatur u. s. w. schnelle Orientierung geben konnte. Überdies zeigte M. gerade für Klingers poetisches Schaffen das grösste Interesse, wovon er ja auch als akademischer Festredner gelegentlich Zeugnis ablegte. Mancherlei hat er im persönlichen Umgang darüber erfahren. Mir fällt folgende Notiz auf: *Entstehung des Plimplamplasko: Hier (in Gotha) im Schauspielhaus trat einer zu ihm heran mit einer roten Weste und ledernen Beinkleidern und sagte: Ich bin der Kaufmann. Kl. wollte gerade nach Eisenach (einer Liebschaft halber). Kfm. ritt mit. Als er dort spät zu Hause kam, ging jener im Zimmer umher. „Haben Sie Ihre Keuschheit noch?“, fragte er mit sehr bedeutender Miene. „Haben Sie die Ihrige noch?“ erwiderte Kl. Am Ende drohte Kl., jenen zum Fenster heraus zu werfen. Vor demselben Kfm. lagen Goethe, Herder, Wieland zu Füssen, so beredt sprach er. Gegen ihn ist Kl.s Satire Pl. geschrieben in einigen Stunden.* (DXCIV, 78). M. W. ist diese Anbahnung des Verkehrs der beiden sonst unbezeugt. Kaufmann ist bekanntlich derjenige, der an Stelle des Titels „Der Wirrwarr“, den der Autor gewählt hatte, die Umbenennung „Sturm und Drang“ vorschlug, er hat also dieses Schlagwort in die Kulturgeschichte eingeführt. Klinger gab seinen Klatschereien die Hauptschuld an der Verschlechterung seiner Beziehungen zu Goethe, wie er selbst in dem langen Brief an Goethe v. 8. Mai 1814 (publ. von Morgenstern in den Verh. der Darmst. Phil. Vers. 1845, dann bei Rieger III p 160 ff) andeutet. Über das Kraftgenie Kaufmann, den Gottesspürhund und Schwindelapostel, der als frommer Herrnhuter starb, vgl. die Studie von H. Düntzer (Raumers Hist. Taschenbuch X (1859), 107 ff). Über den Plimplamplasko Rieger I, 347 ff. Dass Klinger selbst seine Autorschaft M. gegenüber bestätigt, ist von hohem Interesse.

M. war Klinger auch behilflich bei Veranstaltung der Gesamtausgabe seiner Schriften im ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts. So hat er sich der delikaten, im Grunde undankbaren Aufgabe unterzogen, von den Zwillingen, die in zweierlei Gestalt vorlagen, einer älteren, derberen, frischeren Urausgabe v. J. 1775 und einer nicht nur sprachlich, sondern auch dramatisch stark umgearbeiteten Fassung, die in der „Auswahl“ 1793 ans Licht getreten war, die abschliessende, auf eklektischer Vermittlung beider Texte beruhende Textgestaltung für die Gesamtausgabe herzustellen.

Bei der Lektüre der älteren Klingerschen Schriften studierte M. auch sonst mit Interesse die Spuren des Sturm und Drang, auch wohl Sprachfehler, „Sommersprossen im hübschen Gesicht“. Er war überhaupt gewohnt auf Sprachrichtigkeit zu achten; sein alter Lehrer Funk nicht nur, auch Wolf war auf dem Gebiet der deutschen Sprachrichtigkeit sogar literarisch tätig gewesen, sein anderer akademischer Lehrer Eberhard ist nicht nur als Philosoph, sondern auch als deutscher Synonymiker schriftstellerisch bekannt; durch sein ganzes Leben hindurch achtete M. in den gelesenen Büchern auf ungewöhnliche Ausdrücke, auf *ἀπαξ εἰρημένα*, strich sie an und füllte seine Tagebücher mit derartigen Zusammenstellungen. Offenbar beabsichtigte er damit Materialsammlungen, da er hierbei kritische Bemerkungen über Richtigkeit oder Unrichtigkeit nicht beizufügen pflegte. Bei Kl.s Stil missfiel ihm die rücksichtslose Darstellung des Natürlichen nicht. Er sei eben — im Gegensatz zu Wieland — ganz Mann. Klinger selbst sah offenbar in M. nicht ungern einen Interpreten seiner Werke. Als Sommer 1810 der Rektor Jördens für sein Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten von Klinger einen Lebensabriss wünschte und zugleich den Wunsch aussprach, M. möchte eine Charakteristik seiner Werke liefern, übermittelte Kl. (Brief CXVI bei Rieger III) M. diese Bitte, ihm im übrigen die Antwort überlassend. Es ist dieser von grossem Vertrauen zeugende Schritt sogar die erste Anbahnung des alten Verhältnisses nach dem Bruch. Damit kamen M.s Bemühungen in etwas schnelleren Gang, aber geliefert hat auch er Jördens nichts. Ich kenne nur die Publikationen in den Dörptschen Beitr. III S 180—195 und 196—205, sowie die in Merckels Zeitung für Lit. und Kunst 1811 № 27, 28, 29¹¹⁶⁾. Rieger, hier gewiss der kompetenteste Beurteiler, der die mir nicht bekannten Manuskripte, von denen jene Publikationen nur einen Auszug darstellen, einsehen konnte, spricht seine Ansicht darüber folgendermassen aus: „Es war Schade darum, dass die liebevollste und am gründlichsten eingehende Studie, die ihren Eindruck auf das Publikum nicht verfehlt hätte, auf diese Art ohne Wirkung verhallte . . . Der Ton

116) Für Klingers Andenken war M. auch auf der Darmstädter Philologenversammlung 1845 tätig, indem er dort neben einigen Erläuterungen den Brief Goethes an Kl. 8. Mai 14 und das oben erwähnte Antwortschreiben Klingers vorlegte. Er fügte noch Wolfs Brief an ihn selbst wegen der Berufung Wolfs nach Charkow hinzu.

ist etwas breit, aber nicht allzu panegyrisch, und bei aller durch das dienstliche Verhältnis gebotenen Zurückhaltung fehlt es nicht an gesunder Kritik; mit früheren Beurteilungen, soweit sie es durch ihre Bedeutung verdienen, setzt sich der Verfasser auseinander und benutzt sie zum Teil; sein eignes Verständnis ist aller Ehren wert, wenn es auch nicht ganz in die Tiefe geht“ (512).

Um zu den Fragen der Universitätspolitik überzugehen, so gehörte Kl. ganz offensichtlich zu jenen Naturen, die sich Vertrauten gegenüber bei Gelegenheit kräftig ausschimpfen müssen. Die Aufgabe dieser Vertrauten ist dann, nachdem sie als Kugelfang gedient haben, gewisse Dinge auf sich beruhen zu lassen, anderes aber in diplomatischer Form als Anregung von oben weiterzuleiten. Diese Gabe besass M. im Unterschied zu Parrot, der für solche Aufgaben selbst eine viel zu eigenwillige Natur war, in reichstem Mass. Daher wird er weit mehr als Parrot im Laufe der Jahre zum Mittler zwischen Kurator und Universität. Man wird an vielen Stellen der Konseilprotokolle die Formel finden, dass M. vorträgt, er habe Grund anzunehmen, dass . . . oder vorzuschlagen, dass . . ., wo dann gewöhnlich die Unterstützung durch Parrot und Krause nicht fehlt. So z. B. in der schon erwähnten Frage der Besetzung der historischen Professur mit dem Philologen Struve, wo es gilt, den Bogen gegenüber Kl. nicht zu überspannen (Konseilprotokolle v. 13. Okt. 1813).

Ferner lässt sich beobachten, wie M. im Laufe der Zeit die Gabe gewinnt, bei drohenden Gewittern scheinbare oder wirkliche Massnahmen anzuregen, an denen sich wenigstens zum Teil die Wut des Kurators brechen konnte. So z. B. in dem schon erwähnten Fall des Gebrauchs der lateinischen Sprache durch die Mediziner bei Disputationen und Dissertationen.

Kl. war, wie Goethe bei der Nachricht von seinem Tod zu dem Kanzler Müller sagte, „ein treuer, fester, derber Kerl, wie keiner“, damit aber zugleich oft ein Polterer. Eine Kleinigkeit, die aber ein gewisses Licht wirft auf manche Seiten des Universitätslebens, erwähne ich hier umsomehr, als ich hoffe, die Sache etwas klären zu können. Rieger fand in dem Briefwechsel von Kl. und M. Spuren davon, dass M. im Juli 1805 in Petersburg einen Zornesausbruch des Kurators „über einen für uns rätselhaften Zeitungsartikel“ auszuhalten hatte, wobei sich Kl. nachträglich wegen seiner Heftigkeit entschuldigte (Rieger II, 578; III,

84). Dieses Rätsel löst sich durch eine Randnotiz M.s in seinem mit schmerzlichen Ergüssen angefüllten Manuskript DCXXV, wo dem in der Frage der italienischen Reise so wenig entgegenkommenden Freund u. a. auch vorgerechnet wird, dass M. ihn in einer bestimmten Sache geschützt hat: Kl. war ausser sich über einen Artikel der Hamb. Ztg., wo dem Publikum mitgeteilt war, der Kaiser habe sich dem Kurator gegenüber gnädig über die Dörptsche Universität geäussert. *Das ist der Parrot, der den Artikel veranlasst hat, rief Kl. Er hatte es allerdings, worüber ich jedoch schwieg.* Es muss sich also um einen jener Artikel handeln, die Parrot durch den Korrespondenten der Universität Doppelmair in deutsche Zeitungen, besonders in die Allg. Lit. Ztg. und die Hamb. Ztg., zu Propagandazwecken einrücken liess. In Doppelmairs Briefnachlass (Morgensterns Manuskripte CCCLII) sind die Entwürfe zu lesen, darunter einer vom 25. Juni 1805, wo es u. a. heisst: „Der General Klinger hat kürzlich diese Universität besucht und soll von dem Zustand derselben den vorteilhaftesten Bericht an S. K. M. abgestattet haben. Man schliesst es besonders aus einer äusserst teilnehmenden Unterhaltung des Monarchen mit dem General Klinger bei einem Diner, zu welchem dieser eingeladen worden war. Auch sagte man hier allgemein, dass dieser vortreffliche Kurator um eine Gehaltserhöhung von 500 R. für jeden Professor, als Entschädigung für den Mangel an freien Quartieren, angehalten habe und sie gewiss erhalten werde“. In demselben Ton sind andere Artikel gehalten. Die Absicht liegt nur allzusehr zu Tage, die Plumpheit dieser Diplomatie überrascht allerdings bei einem Parrot. Dass Kl., in dem man vielleicht in der Regierungssphäre den Spiritus regens dieser Indiskretionen sehen konnte und dem doch nur auf dem Umweg über das Ausland etwas suggeriert werden oder mindestens das Rückgrat gestärkt werden sollte, empört war, sagt man sich leicht. Immerhin erscheint sein Ausdruck (Brief an M. bei Rieger III a. a. O.): „Meinen Charakter kann ich um nichts in der Welt abschlichten lassen und mich als einen faden erbärmlichen Menschen dem Publika präsentiert sehen. So verkannt bin ich noch nie worden u. s. w.“ reichlich stark. Im Konseil hatte man im Sept. 1805 laut Protokoll Veranlassung, feierlichst von zwei Artikeln abzurücken, die im Hamb. unpol. Korrespondenten Nr. 134 und Nr. 138 erschienen waren und mir unbekannt sind; die Massnahme geht natürlich auf jene Erfahrung M.s zurück.

Niemand wird billigerweise in Klinger dem Kurator den unverfälschten Dichter des Sturm und Drang erwarten dürfen oder sich wundern, dass er sein Amt nicht im Stile seiner Romanhelden geführt hat. Die gereizte Schilderung, die Burdach, der Anatom, in seiner Selbstbiographie von dem verrussten, zum diensttuenden General erstarrten Dichterkurator gegeben hat, ist offenbar ungerecht und durch unangenehme Erfahrungen veranlasst, die der Verfasser mit einer nicht rechtmässig angemeldeten und genehmigten medizinischen Gesellschaft gemacht hatte. Aber bei aller Würdigung der Schwierigkeiten, die Kl. als landfremder Kurator einer im Stil deutscher akademischer Freiheit sich gestaltenden Universität bei seinen Vorgesetzten finden mochte, überrascht doch die Heftigkeit, mit der er grosse und kleine Disziplinarfälle, auch in Briefen an Vertraute, aufnimmt. Morgenstern, nach Anlage und persönlicher Erfahrung doch weit mehr als Kl. allem burschikosen Treiben fremd, wird nicht müde, immer und immer wieder in Schreiben an Kl., an den ausländischen Korrespondenten, in den Votis über Disziplinarangelegenheiten an die Universität u.s.w. hervorzuheben (z. B. Konseilprotokoll vom 31. III. 16; derselbe Gedanke sehr oft), dass der Ton der Studierenden in D. im Durchschnitt weit anständiger und gesitteter sei als an deutschen Hochschulen. Weder der Typus des Renommisten noch der des Stützers tritt unangenehm hervor. Diese Tatsache bestätigen nach M. auch alle durchreisenden Fremden. In der Tat mochte, wer in Giessen durch nächtliches Gebrüll aus dem Schlaf gescheucht worden war oder in Halle und Jena sich an dem rauhen Burschenton gestossen hatte, in D. wenig Anlass zur Klage finden. Kl. will aber von solchen Vergleichen nichts hören, und allerdings mahnt auch M. mit anderen in Berücksichtigung der besonderen Verhältnisse Russlands zur Vorsicht.

Von diesen verschiedenen Disziplinarfällen hat kaum einer mehr Staub aufgewirbelt, als der Spalchabersche, der in allen Korrespondenzen der Zeit in ermüdender Breite abgehandelt wird; Spalchaber erscheint auch sonst unter den ritterschaftlich orientierten Gegnern der neuen Gründung. Schmunzelnd berichtet Balk an Doppelmayr am 8. Okt. 03 von den verdutzten, erblassenden Gesichtern, die es bei der Verlesung der von Parrot mitgebrachten Statuten gegeben habe, besonders bei der des § 194, wonach alle Arrendatoren der Universitätsgüter als Kläger und Angeklagte der Jurisdiktion der Universität unterstehen; dabei wird Spalcha-

bers Name neben anderen genannt. Dieser war ein emeritierter Beamter, der behauptet hatte, dass anlässlich des Krönungsfestes am 15. Sept. 03 2 Professoren, nämlich Krause und der Professor der russ. Geschichte und Geographie Gaspari, infolge schwerer Betrunkenheit hätten nach Hause getragen werden müssen. Die Studentenschaft, die der Kritiker bei dieser Gelegenheit auch beiläufig bedacht hatte, nahm sich der beleidigten Professoren an und warf jenem, da er zu einer Satisfaktion nicht bereit war, mit einem „Pereat der Verleumder Kollegienrat Spalchaber“ Mittags um 12 Uhr die Fenster ein. Hierin lag für einen mit den Verhältnissen auf Deutschlands hohen Schulen vertrauten Akademiker nichts irgendwie Aufregendes. Anders freilich sah die Sache in D. aus. Balk als Rektor wollte die Angelegenheit mit einem Verweis abtun, klagt aber (an Doppelmair 6. XII. 03) darüber, dass ihm einige, besonders Parrot und M., in den rächenden Arm fielen mit der Behauptung, „die Studenten hätten recht getan“, was bei den intimen Beziehungen der beiden zu Krause wohl glaublich ist. Die juristische Erledigung des Vorfalles zog sich noch lange hin und bietet hier kein Interesse. Dem, wie immer in solchen Fällen, sehr aufgeregten Kl. gegenüber behauptet M. (22. Febr. 04), obwohl er wiederum den relativ anständigen Ton in D. hervorhebt und die gute Absicht der Studenten in diesem Falle anerkennt, freilich, seine Ansicht sei gewesen, die satisfactio publica verlange eine recht ernstliche, nicht leichte Strafe. „Den nachherigen Sitzungen des Gerichts konnte ich krankheits halber nicht beiwohnen.“ Vgl. Rieger II 590 f; III 72 und 285 f.

Wie stürmisch es zuweilen innerhalb dieses akademischen Tribunals, des Obergerichts, zuing, davon haben wir schon eine Probe bekommen.

Die akademische Gerichtsbarkeit wurde M. mehr und mehr leid. Über geheime Verbindungen und studentischen Komment hatte man schon am 27. Dez. 03 von Morgens 9 bis Abends 6 im Universitätsgericht getagt. Trotzdem M. im allgemeinen geneigt ist, studentische Disziplinarfälle nicht allzu tragisch zu nehmen, beobachtet man doch bei ihm, wie bei wohl allen andern, eine gewisse Unsicherheit und ein dunkles Grauen vor irgendwelchen geheimen Verbindungen mit unbekannten Absichten. Der über einen Kommilitonen verhängte Verschiss erregt, gleich peinlich durch Wort und Sache, auch bei ihm helle Entüstung. Die Polizeigewalt des Rektors aber litt nach M.s Votum

darunter, dass ihm in D. nicht eine wirkliche Polizeitruppe zur Verfügung stand, wie die „Jäger“ dem Göttinger Rektor oder die „Scharwache“ dem Halleschen. Weniger als andere, z. B. Ewers, legte er unter diesen Umständen besonderes Gewicht (vgl. die Konseilprotokolle 8. III. 16 und 31. III. 16) auf die akademische Gerichtsbarkeit, die übrigens auch intra muros zu einer Menge von Verdruss geführt hatte. Diese Ansicht gibt er auch Kl. zu erkennen, so Juni 1815, wo eine Schlägerei auf der Steinbrücke stattgefunden hatte, an der Studenten beteiligt waren. Klinger spricht, wie immer in solchen Fällen furchtbar aufgeregt, aus diesem Anlass sogar von Greueln und glaubt deswegen umso mehr auf einen Besuch M.s in Petersburg rechnen zu können, der wohl gern ihrem Schauplatz einmal den Rücken zukehren werde. Ein kaiserlicher Ukas suspendierte in der Tat nun die polizeiliche Jurisdiktion der Universität, die nicht genügende Gewähr gegen eine Wiederholung solcher Vorgänge zu bieten schien. Die Professoren trugen sich mit dem Gedanken, eine Vorstellung dagegen zu erheben, was M. zum Glück verhinderte, zur Befriedigung Kl.s, der behauptet, eine solche Vorstellung würde er einfach zurückgeschickt haben (24. IV. 16).

Die durch Rubelentwertung recht trostlos gewordenen pekuniären Verhältnisse der letzten Jahre der Klingerschen Kuratel führen schliesslich zu einem Einvernehmen M.s und Kl.s über die Neugestaltung des Etats (Briefe CLXV und CLXVI). Wenigstens wird ein von dem Konseil auf M.s Betreiben gemachter Vorschlag weitergeleitet, ohne freilich zunächst zu einem Erfolg zu führen. Kl.s Urteile über die Dorpater Professoren in dieser Zeit werden immer ironischer. Der Ehrendoktor der philosophischen Fakultät 1815, den ihm M. als Dekan verschafft hat, freut ihn nur um des schönen römischen Lateins und um des Anteils des Vertrauten an der Ehrung willen. Im übrigen meint er mürrisch: „Um Männer, die nie irren können, kann man sich keine Verdienste erwerben“ (15. VIII. 15). Ein Jahr danach heisst es (22. VIII. 16): „Der Gedanke an Sie, Ihre Gesinnungen und Ihre Handlungsweise allein wirft Licht auf das schwarze Gemälde“. An anderen Stellen lässt er wenigstens noch einige Gerechte in Sodom gelten, an die er Mitteilungen weiterzuleiten bittet. „Weiss ich nicht von meinen Universitätsjahren her, dass man unter den Gelehrten oder den höheren Geistern, weil sie sich immer noch für höher halten, als sie sind, die wenigste Billigkeit und Gerechtigkeit zu

erwarten hat? Weiss ich nicht, dass Männer, die auf Teppichen stehen, die die Götter für den Menschen gestickt zu haben scheinen, eben diese Teppiche mit den unreinsten Füßen betreten oder bestampfen?“ So liess er sich denn auch in den letzten Jahren seiner Amtstätigkeit in D. nicht mehr sehen, aus dem übrigens sogar M., der einen Ruf nach Königsberg in die Nachfolge des dortigen Eloquentzprofessors, seines Freundes Ferd. Delbrück, erhalten hatte, abzuschneiden drohte. Dass M. in dieser Zeit äusseren und inneren Verfalls die neue Heimat der alten vorzog und blieb, ist sehr merkwürdig. Ich vermute, der Grund ist darin zu suchen, dass er in dieser Zeit nirgends mehr in Deutschland eine Eloquentzprofessur hätte antreten können, die bei enger Verbindung mit dem Fach der klassischen Philologie eine so zentrale Stellung im akademischen Sonnen- und Sternensystem einnahm, wie das in D. durch seine eigene, im wesentlichen originale Schöpfung erreicht war. Seine eigenen Angaben im Tagebuch und Briefwechsel reden besonders von den unvergleichlich schlechteren Bedingungen für den Kunstunterricht in K. Auch zeigte man ihm in Petersburg nun Entgegenkommen gegenüber dem schon früher geäusserten Wunsch einer zweiten klassisch-philologischen Professur.

Zwei Fälle beleuchten das Zusammenarbeiten M.s und Klingers in eigenartiger Weise, die Schneiderpromotion der juristischen Fakultät und der Fall Hezel. Ungeheuer sind die Aktenmassen über die erstere Angelegenheit, ausser einem besonderen, umfangreichen Faszikel sind die Personalakten der inkriminierten Professoren und die Akten über Studienpläne voll davon. In den Sommerferien 16 hatte nämlich die Juristenfakultät die Abwesenheit der meisten Universitätsmitglieder benutzt, einige des Schleiers bedürftige Promotionen vorzunehmen, darunter die eines in Petersburg bekannten Schneiders Joh. Walter und eines Moskauer Kaufmanns Mich. Weber, der mit dieser Würde das Recht, Leibeigene halten zu dürfen, erwerben wollte. Beide waren übrigens bereits *Doctores philosophiae* von Erlangens Gnaden. Die Angelegenheit (vgl. Rieger II 608f; kuratorische Erlasse: III, 291 ff, Kl. an M.: III 182 ff), deren Beurteilung Interessenten aus den umfangreichen Akten ziehen mögen, soll hier nur um M.s willen besprochen werden. Dieser hatte, aus den Ferien nach Hause kommend, mit Entsetzen von der Sache gehört und am 19. Aug., seiner Taktik getreu, dem Kurator die erste Nachricht gegeben, der mit ihm in der

Frage der medizinischen Promotionen vertrauensvoll zusammengearbeitet hatte und ihm z. B. am 23. Mai 16 geschrieben hatte: „Wir haben in einem Sinn und Geist gedacht. Alles ist so wahr als recht und dem Geist des Instituts, zu dem wir gehören, angemessen“. Die Sache war für M. um so peinlicher, als einer der Schuldigen, der damalige Rektor und Professor des livländischen Provinzialrechts Steltzer, nur durch die heftigsten Bemühungen M.s, der einen alten Bekannten von Halle her unterbringen wollte, gegen den Willen der juristischen Fakultät von Moskau nach Dorpat berufen worden war. Die Zwistigkeiten waren damals so weit gegangen, dass die formelle Frage aufgeworfen wurde, ob die fachlich kompetente Fakultät von dem Konseil überstimmt werden könne, und dass Meyer für die Juristen ausdrücklich jede Verantwortung für die Folgen ablehnte. Es ist dies übrigens m. W. der einzige Fall, bei dem M. in Berufsangelegenheiten einen eklatanten Missgriff beging (vgl. u. a. die Konseilprotokolle vom 13. III. 19). Von dieser Seite der Sache ist übrigens an der Universität selbst, soviel ich sehe, später nicht die Rede gewesen. Meyer war ja selbst bei jener Komödie nicht ganz unschuldig gewesen, wenn er auch im Unterschied zu Steltzer und Koechy, die abgesetzt wurden, glimpflicher davon kam. Nur Klinger schreibt einmal über St. (15. Sept. 16): „Wenn Sie sich noch für ihn interessieren, so geben Sie ihm den Wink dadurch, dass Sie ihm sagen: hier könne nur Wahrheit und gerades Verfahren in etwas ihm helfen. Von dem Publikum wird eben er am meisten angeklagt, er soll Präses gewesen sein bei Walter und des Opponenten Fragen alle beantwortet haben, indem dieser stumm auf dem Katheder gestanden sei“ u. s. w. M. aber hatte längst St. in Kleinigkeiten unzuverlässig erfunden und liess ihn nun rücksichtslos fallen. Ich lasse die Einzelheiten des Verfahrens ausser Betracht und führe nur folgende Notiz aus den Tagebüchern an: *Da ich in jener Zeit eines unbeschränkteren Vertrauens des Kurators genoss als jeder andere meiner Kollegen, so suchte ich durch volle, furchtlose Äusserungen der historischen Wahrheit und der eigenen Überzeugung in jener die Ehre der Universität so sehr kompromittierenden Angelegenheit, in ununterbrochener Privatkorrespondenz mit Gl. Klinger und in meinen ausführlichen Votis in den offiziellen Verhandlungen, wodurch ich auf den ganzen Gang der Sache viel Einfluss hatte, jenes Vertrauen nach bestem Wissen und Gewissen ohne alle persönliche Rücksichten zu rechtfertigen, was mir auch, wenigstens*

in Klingers Augen, vollkommen gelang, wie seine Briefe an mich und sein persönliches Betragen gegen mich, als ich im Frühjahr 1817 nach Petersburg kam, beweisen. Die völlige Entscheidung der Sache verzögerte sich aber bis ins Jahr 1817 unter Graf Lievens Kuratel (DXCVI, 238 f). Erwähnt sei nur, dass M. u. a. in einer langen Darlegung die Insinuation der Juristen, auch die philosophische Fakultät habe es bei ihren Promotionen mit den Bestimmungen nicht allzu genau genommen, widerlegte.

Bei dem anderen der erwähnten beiden Fälle handelt es sich um die im Jahre 1809 erschienene Übersetzung des Neuen Testaments von dem Dorpater Professor der exegetischen Theologie Hezel. Nimmt man sie heute zur Hand, so erkennt man, nachdem man sich über das stattliche Subskribentenverzeichnis erlauchter Namen gewundert hat, einen Geistesverwandten Bahrds. Hatte dieser — recht wunderlich — den Johannesprolog mit dem „Logos“ beginnen lassen, so lesen wir bei Hezel: „Das höhere Vernunftwesen war ein Urwesen“. Alle herben christlichen Begriffe wie Sünde, Gnade, Busse, Reich Gottes, heiliger Geist sind nach Möglichkeit ins platt Moralische gezogen und ins Biedere hinein verwässert. „Bleibend ist demnach nur christliche Religionskenntnis, christliche Hoffnung und Menschenliebe. Unter diesen dreien muss uns Menschenliebe am wichtigsten sein.“ Oder: „Mit jenen vernunftgemässen Grundsätzen ist wie mit dem Winde“. Manchmal zeigt sich auch die Tendenz zur Verniedlichung. Da „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?“ zu rauh klingt, so wird gesagt: „Gute Frau, das ist ja meine und nicht deine Sache“. Wiederum denkt man an Bahrds, der das Wunder der Hochzeit zu Kana erklärt hatte, indem er an eine von Christus mitgebrachte und dann nur verdünnte Weinessenz dachte, wenn man die Anmerkungen liest. Die nach der Versuchung zu Jesus tretenden Engel Gottes erklären sich als zufällige Passanten oder als seine ihn suchenden Freunde. Jede aus den Wolken tönende Stimme löst sich als Donner auf, aus dem die Hörenden nur eben die Überzeugung eines göttlichen Willens zogen.

Der Stein gegen Hezel kam ins Rollen durch den Fürsten Golizyn, der als Präsident der Bibelgesellschaft und Chef der Oberverwaltung der geistlichen Angelegenheiten fremder Konfessionen ¹¹⁷⁾ in jenem Buch „einige Stellen willkürlich ver-

¹¹⁷⁾ Über diese Aufgabe Golizyns ist viel Merkwürdiges zu entnehmen aus dem Buch seines Vertrauten P. von G o e t z e, Fürst A. Galitzin und seine Zeit, 1882.

ändert und sogar einige Glaubenslehren verworfen“ gefunden hatte.

Klingers Eingreifen — Golizyn hatte sich bei dem Minister der Volksaufklärung beschwert — wird unvermeidlich gewesen sein. Weniger verständlich ist seine auch hier wieder hervortretende Gereiztheit. Klarer ist die Stellungnahme der Dorpater Kollegen Hezels. M. und Parrot haben gewiss gedacht wie Krause, der in seinen Memoiren bemerkt: „Dem Alten, wie so manchem andern, wirbelte es vor den Sinnen bei den von Kindheit an an- und fortgebildeten Begriffen von Geistesfreiheit und Befugnis, nach Wahrheit zu forschen, das Erforschte der Kennerwelt vorzulegen, Tadel, Widerlegung, Weisung, aber nicht Strafe erwarten zu dürfen. . . . Unbegreiflich im Reiche der Meinungen“. Man braucht von dem Briefwechsel Lievens und Parrots nur die eine allein bekannt gewordene Hälfte zu kennen, die Lievensche, um zu verstehen, dass man auch hier in der Frage der theologischen Professuren vollkommen aneinander vorbeiredete. Offenbar hat auch Hezel selbst nie recht verstanden, worum es eigentlich ging. Glaubte er doch, als Kenner des Hebräischen und Griechischen eine begründetere Meinung über den Sinn der Worte der heiligen Schrift zu haben, als irgendein theologischer und philologischer Laie. Der Gedanke, dass man einen Text äusserlich mehr oder weniger richtig übersetzen und dabei doch einen völlig fremden, dem Gedankenkreis der alten Urkunde unangemessenen Ton hineinbringen kann, kommt diesen ungeschichtlichen Kindern der Aufklärung kaum. Man wird ihn auch nicht bei Klingers Äusserungen spüren, die hier kaum mehr als den Bureaukraten verraten. Die ganze Angelegenheit wäre wohl interessant genug, um eine besondere Untersuchung auf Grund der Akten zu rechtfertigen. Ich betone hier nur, dass die Universität zunächst auf Grund der Berichte Hezels und der theologischen Fakultät in sehr würdiger und geschickter Weise Protest erhoben hat. Nicht ohne Humor wird die Befürchtung Golizyns, Hezel halte seine Vorlesungen nach seiner Übersetzung, zurückgewiesen; das sei weder sonst auf theologischen Fakultäten noch in Dorpat üblich, nach einer Übersetzung zu lesen, und Hezel verfüge über genügende Sprachkenntnisse, um den Urtext zu Grunde zu legen. Ferner wird bemerkt, dass das in Leipzig und Dorpat erschienene Buch die irgendwelcher theologischer Ketzerien gewiss nicht verdächtige theologische Fakultät zu Leipzig

als Zensurstelle passiert hat, das Seltsame der Situation, dass ein Mann orthodoxen Glaubens den evangelischen Glauben glaubte schützen zu müssen, wird hervorgehoben, ja es wird das kirchenrechtlich Zulässige eines solchen Eingriffs von Seiten des Oberdirektoriums der fremden Kulte durchaus bestritten. Die Universität ging noch über die Unterlegung der theologischen Fakultät hinaus und protestierte förmlich gegen diese Einmischung in die Lehrfreiheit. Mit Humor wird gefragt, wie denn Golizyn habe durch Vergleich mit anderen Übersetzungen falsche Übersetzungen feststellen können, was sonst kein Rezensent des Buches bemerkt habe, wo doch nach evangelischer Lehre einzig und allein der Urtext der Schrift massgebend sei und jede Übersetzung ein mehr oder weniger gelungener Versuch, ihn wiederzugeben. Was damals das Konseil gewagt hat, dafür nur eine Probe: „Daher nimmt dieses Konseil kraft der Fundationsakte dieser Universität und der Rechte des Protestantismus keinen Anstand, sich bestimmt dahin zu erklären, dass es sich den Verfügungen des Herrn Oberdirektor der geistlichen Angelegenheiten Fürsten Golizyn Durchlaucht nicht unterwerfen wird“. Man forderte vielmehr Entscheidung durch den Kaiser (9. Juni 1813). Parrot, der alte Aufklärer, schickt die Akten an Klinger, von dem er kraftvolle Abwehr der Eingriffe Golizyns im Interesse der Universität und des Protestantismus erwartete. Es kam völlig anders: Klinger warnt dringend die Universität in Briefen an Morgenstern. Die Behandlung der Angelegenheit mag politisch ohne weiteres verständlich sein. Den Fürsten Golizyn aber, den Unterrichtsminister Rasumowskij und den Dichterkurator Klinger zum Schutze des positiven evangelischen Christentums in einem Triumvirat vereinigt zu sehen —, es ist doch ein gar zu seltsames Schauspiel, man mag über den theologischen Rationalismus der beiden ersten Jahrzehnte Dorpats im übrigen denken, wie man will. Ich zitiere als charakteristisch Kl. an M. (Brief CXLI bei Rieger): „Diese Sache ist bis jetzt von allen das wichtigste, welches von ihrer Entstehung die U. betraf. Als Sie hier waren, kannte ich Hezels Übersetzung noch gar nicht und kannte nur die Form, mit welcher sie von hier aus behandelt worden war. Jetzt, da ich sie kenne und genau kenne, finde ich, dass diese Übersetzung oder vielmehr Paraphrase dem lutherischen Lehrbegriff völlig zuwider ist, und ich müsste alles Interesse an der U. verloren haben, um ihr nicht meine Ansicht mitzuteilen, wie ich

getan habe. H. E: P. Hezel hat sich als Theolog einer protestantischen U. sehr kompromittiert und die U. mit, wenn sie nur noch einen Schritt um ihn tut. Ihnen sag ich, dass diese Paraphrase völlig auf Arianismus und Sozinianismus oder vielmehr die natürliche Religion hinausgeht und dass alles durch einen mystischen Platonismus soll verdeckt werden, wodurch man ohnedem nichts gewinnt. Ich hoffe, die U. wird meine warnenden Winke verstehen und schätzen, an sich selbst denken und bedenken, was für sie herauskommen würde, wenn diese Sache, nur in ihrer wahren Gestalt, dem Monarchen berichtet würde“. Auf diesen undatierten Brief antwortet M. am 27. Dezember 13 nach dem indirekten Referat seines Konzeptbuches: „seinen Brief über die Hezelsche Sache habe ich kurz vor der Sitzung empfangen und in seinem Sinne auf den Gang der Sache eingewirkt, zumal bei Hezel selbst, da die Umstände es rieten; obwohl es ein wesentlicher Nachteil für die Studierenden ist, dass H. die exegetischen Vorlesungen anderen überlassen soll. Solche Möglichkeiten seien ein Hauptgrund, warum ich nie als Studierender mich zur theologischen Fakultät habe bekennen mögen“. Damit ist deutlich genug zum Ausdruck gebracht, warum und warum allein M. hier Klingers Sache vertritt, offenbar nicht leichten Herzens. Hezel blieb von nun an auf den Vortrag der orientalischen Sprachen beschränkt. Es war der erste Hieb gegen den theologischen Rationalismus, den der Kurator Lieven später durch völlige Verabschiedung des Sünders (1820) vervollkommnete. Auch war man auf der Hut, dass Hezel nicht etwa als Emeritus unter zweideutiger Flagge seine Kontrebande von neuem einschmuggelte. So verfügte Lieven am 19. Juni 1820 u. a.: „Was indessen das hebräische Exegetikum des Herrn Kollegienrat Hezel betrifft, so habe ich deswegen nicht vorstellen können, weil demselben, wie bekannt, schon als Professor untersagt worden ist, exegetische Vorlesungen zu halten und er, verabschiedet, nicht berechtigt sein konnte, dem zuwider zu handeln, noch weniger aber, eine Remuneration für ein solches Kollegium zu verlangen“.

Hezels Wesen zeigt eine bei Aufklärern nicht seltene Naivität in der Abschätzung der Wirkung gewisser Handlungen. Einige Zeit nach seiner Beschränkung in der Lehrtätigkeit, 1816, waren wegen gewisser medizinischer Promotionen jene schon erwähnten üblen Düfte aufgestiegen, die freilich bald nachher

durch die grösseren Skandale der Juristen überboten werden sollten. Da richtete er ganz harmlos an den Minister unter Umgehung der Universität und des Kurators die Anregung, die Promotionsgebühren allen Fakultäten ins Ermessen zu stellen. Zu seinem Unheil war das Unterrichtsministerium gerade in die Hände Golizyns übergegangen, der in ihm so etwas wie einen Antichristen sah. Aus den Akten ersieht man, dass man in Petersburg bei dieser Gelegenheit überhaupt erst erfuhr, dass die Professoren aus dieser Quelle Einkünfte zogen. Auch Kl. scheint in dieser Frage nicht recht im Bilde gewesen zu sein. Hezel erhielt einen Verweis vom Minister, „dass es unverzeihlich sei, den bei einer Fakultät entdeckten Missbrauch auf andre Fakultäten ausdehnen zu wollen“, und obendrein einen solchen vom Konseil trotz einer langen Rechtfertigungsschrift des Inkulpaten. Hier setzt H. auseinander, er habe nur das Wohl des Ganzen im Auge gehabt; da manche Fakultäten, wie die theologische, fast ganz leer ausgehen, so halte er den Modus, den er in Giessen vorgefunden habe, wo alle Professoren der Universität an den Honoraren einer Promotion beteiligt seien, für richtig. Dabei habe er aber keine Fakultät in ihren Rechten kürzen wollen, vielmehr halte er eine wesentliche Erhöhung dieser Gebühren für angebracht, wobei er lüsterne Blicke auf manche deutschen Fakultäten wirft, die angeblich 300—400 Taler fordern (Akten über Studienpläne, 12. Sept. und 18. Sept. 16). Ein gewisser guter Glaube bei diesen Aktionen mag ihm zugestanden werden. Da er selbst 1778 zur Hochzeit die Würde eines römisch-kaiserlichen Pfalzgrafen vom Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt erhalten hatte, womit ein persönliches, mir freilich in seinem Umfang nicht ganz klares Promotionsrecht verbunden war, mag er die strenge Selbstzucht, die er sich im allgemeinen anscheinend in D. hierbei auferlegte, schon als ein Opfer zu Gunsten der Allgemeinheit betrachtet haben. Böse Zungen behaupteten, er habe früher die Diplome, das Stück 10 Taler, abgegeben. Durch vielfältige Projekte im Dienste der Zivilisation und Aufklärung in Anspruch genommen, sah er sich unaufhörlich in schwerster Geldverlegenheit. Was lag näher, zumal die Zeiten wahrhaft elende zu nennen waren, als jene noch lange nicht genügend ausgenützte Erwerbsquelle etwas kräftiger sprudeln zu lassen?

So gering in diesen Fragen und überhaupt im einzelnen die Verwandtschaft zwischen M. und Hezel auch war — Hezel ging

offenbar überhaupt in D. meist seine eigenen Wege —, so will ich doch auf eine merkwürdige Parallele aufmerksam machen. In einer (übrigens mit grossem Beifall aufgenommenen) Schrift M.s „Über Rafael Sanzios Verklärung“ (1822) kommt der Verfasser auf die Stelle Matth. 17, 5 zu sprechen. Bezeichnenderweise redet er ungemein oft über Religion, aber fast nie über Bibelstellen. Hier heisst es: „Eine Stimme aus der Wolke sprach: Dies ist mein lieber Sohn“. Ganz als ob sich das von selbst verstünde, erläutert uns hier M.: „Die Stimme aus der Wolke u. s. w. deutet, menschlich zu reden, auf ein Gewitter, das prachtvollste Schauspiel der Natur, da auf jeden Fall Menschen wie dem Jakobus, Petrus und Johannes oben auf dem Berge das Göttliche nur in menschlich naher Hülle und in den Formen der wirklichen, wahrlich genug grossen Natur erscheinen konnte“. Man sieht hier, abgesehen von der schöngeistigen Aufmachung, eine für M. wichtige und charakteristische Auffassung angedeutet, dass nämlich das Natürliche, insbesondere die natürliche hohe Würde des Menschen, nicht die Übersteigerung durch das Übernatürliche nötig hat. In der Erklärung der Stelle aber ist er im übrigen mit Hezel einig. Dieser nämlich übersetzt, offenbar, um dem ihm peinlichen Ausdruck „Sohn“ zu entgehen: „Eine Stimme aus der Wolke erklärte ihn für den gottgeliebten hohen Gesandten, für Gottes Liebling“. Wie immer in ähnlichen Fällen, werden wir, um nicht irre zu gehen, durch eine Anmerkung belehrt: „Ein Donnerschlag . . . schien ihnen die Worte zu sprechen“. Mit der Hezelschen Bibelübersetzung und dem durch sie entfachten Streit, überhaupt mit den Bildern aus der so unbefriedigenden letzten Zeit der Klingerschen Kuratel, stehen wir schon in den Voraussetzungen, die zum Verständnis des folgenden Abschnitts nötig sind. Die glückliche und würdige Durchführung der Untersuchung gegen den Rektor Steltzer liegt schon im wesentlichen in den Händen einer jüngeren neuen Kraft, die hiermit zum erstenmal in einer wichtigen Sache in die Erscheinung tritt. Das ist Gustav Ewers, dessen Name in Verbindung mit dem des Fürsten Lieven für die zweite Epoche im Leben der Universität charakteristisch ist ¹¹⁸⁾.

118) Erwähnt sei, dass M. zum Gedächtnis des am 13. Febr. 1831 verstorbenen ersten Kurators die akademische Trauerrede hielt. Leider ist, wie so viele andere Urkunden aus demselben Interessengebiet, auch diese Handschrift nicht mehr bei den M.schen Papieren auf der Universitätsbibliothek!

8. Der Umschwung.

„Über den ersten fünfzehn Jahren des Bestehens der Dorpater Universität liegt ein romantischer Zauber, den jede aus jener Zeit erhaltene Zeile, jedes von der Tradition aufbewahrte Wort so frisch und so reich über den Forscher und Freund vergangener Dinge ausgiesst, dass dieser sich bis ins Herz hinein erquickt fühlen muss“, sagt Julius Eckardt¹¹⁹⁾ schön und richtig in seiner lebendig geschriebenen Skizze „Die Univ. D.“ (in den Balt. Prov. Russlands 1868, p. 381 ff). „Jener Bund zwischen „Göttern, Menschen und Heroen“, über dessen Auflösung die Götter Griechenlands klagen, er schien sich damals in Dorpat zu erneuen, wenn auch nicht Liebesgötter, sondern akademische Musen die Genien waren, um deren Altar man sich scharte. . . . Selbst der Stifter des neuen Tempels stieg in jenen Kreis herab. Alte Leute erinnern sich noch heute mit Rührung des Frühlingstages (Mai 1804), an welchem Kaiser Alexander unter dem Jubel von Studenten, Professoren und Philistern seinen Einzug über die steinerne Brücke hielt, um sich am Arm des glücklichen Rektors Parrot auf einem Spaziergang zwischen den alten Ruinen und den jungen Blütenbäumen des Dombergs der Schöpfung zu freuen, die er im nordischen Heidelberg gepflanzt hatte.“

Dass die Angehörigen jener Epoche selbst wohl recht selten das Gefühl hatten, auf den Inseln der Seligen zu wohnen, wird der Leser dieser Blätter gemerkt haben. Ebenso sahen wir, dass der Ausgang der im wesentlichen mit Klingers Kuratel zusam-

119) Manche Formulierung, ja so manche Angabe des lebendig geschriebenen, höchst lesenswerten Aufsatzes ist freilich anfechtbar, so wenn Parrot ein bescheidener, bloss in seiner Ideenwelt lebender Gelehrter genannt wird und gesagt wird — man denke an Morgensterns und Hezels Fruchtbarkeit —, dass die Produktionen der akademischen Lehrer sich auf wenige Bücher reduzierten, dass die Professoren, insbesondere in ihrem Senat, aus Landeskindern und Einwanderern zusammengewürfelt, brüderlich in fröhlichem Verein zusammen wirkten. Die von dem Verf. mit Liebe an einigen Zügen aufgezeigte patriarchalisch humorvolle genügsame Beschaulichkeit war ganz gewiss nicht für Parrot und M. bezeichnend, überhaupt nicht für die Spitzen; bei dem Vergleich der geistigen und wissenschaftlichen Leistung, der zu Gunsten der folgenden Perioden ausfällt, unterscheidet E. nicht zwischen unbedeutenden Leuten, die in der Anfangszeit den akademischen Purpur durch zufällige Empfehlung erhalten hatten, und Leuten grossen Formats, die, ohne Fachgelehrte im späteren Sinne zu sein, trotzdem, nein, gerade deshalb für das geistige Leben der Hochschule von der grössten Bedeutung waren.

menfallenden „heroischen“ Zeit alles andere, nur nicht „heroisch“ ist. Für den rückwärts schauenden Betrachter allerdings hat, wenn man aufs Ganze und Grosse sieht, jener einheitlich geschlossene Geist der Aufklärung und Humanität, der die massgebenden und besseren Elemente der Professorenschaft in freilich verschiedener Nuancierung beherrscht und mit ihrem Kurator verbindet, etwas Imponierendes. Man mag die weitschweifige Phraseologie in den Reden, die gereizte Empfindlichkeit im persönlichen Verhalten der Parrot und Morgenstern, um nur die beiden charakteristischsten Vertreter zu nennen, belächeln, niemand aber wird sich dem Reiz der hohen Kultur verschliessen, deren Träger jene Menschen sind, die eben in erster Linie Menschen sein wollten und waren. Sie hätten schwerlich zugegeben, dass bei einer Zerstückelung und bei stärkeren Machtansprüchen der einzelnen Gebiete auch nur die einzelne Provinz — Religion, Fach, Moral u. s. w. — gewinnt, so wie Wolf einmal sehr hübsch sagt, wie die Moralsysteme immer vollkommener würden, die Moral aber aus der Welt gehe, so wüssten auch, während die lateinischen Grammatiken immer besser würden, die Knaben immer weniger Latein (Körte I 197). Schon 1810 schreibt Gerhard von Kügelgen an Morgenstern: „Verwunderliche Dinge gehen vor, und noch verwunderlichere scheinen unser zu warten, aber keine erfreulichen. Das gegenwärtige Geschlecht geht unter, um einem künftigen ein froheres Dasein zu gewähren. Weh uns, die wir zu früh oder zu spät geboren sind!“ So ist freilich zu allen Zeiten gesprochen worden, denn die berühmte Übergangszeit ist immer da. Vielleicht hat G. v. Kügelgen den Umschwung etwas früh angesetzt, wenigstens für Dorpat könnte es so scheinen. Aber die vollkommene Umwälzung des geistigen Lebens in der Zeit, die etwa 10 Jahre nach jener Äusserung liegt, ist eine ganz erstaunliche Tatsache. Soviel ich sehe, ist diese für Morgensterns Würdigung geradezu entscheidende Entwicklung von denen, die sich über ihn geäussert haben, nicht beachtet worden, was damit zusammenhängen mag, dass von Mercklin, der allen übrigen die Richtung gewiesen hat, unmöglich eine Erörterung darüber gegeben werden konnte. Mancher dieser Strömungen stand er persönlich viel zu nahe, und naheliegende Rücksichten des akademischen Festredners waren viel zu stark, als dass er gerade diese freilich wichtigsten Dinge hätte vortragen können.

Mir stellt sich die Sache so dar, dass eine völlige Auflösung

jenes Ideals der Universalität sich mit Notwendigkeit ergibt. Sein Inhalt wird sinnlos, da die einzelnen Gebiete sich emanzipieren. An die Stelle des mehrere Wissenschaften vertretenden, mit allen schönen und guten Dingen dilettierenden, geschäftskundigen Weltmanns tritt der Fachgelehrte, dem andererseits ein neuer Typus des akademischen Verwaltungsbeamten entspricht. War die Universität in ihrer ersten Periode zum guten Teil durch Parrots Liebesbriefe und Morgensterns inoffizielle Vermittlertätigkeit gelenkt worden, hatten sich zur Überwindung von Krisen früher oft Parrots moralisches Pathos und M.s Deklamationen geschickt erwiesen, so bildet sich nun eine nüchterne Art der Geschäftsleitung heraus, die in dem 1810 berufenen Professor der russischen Geschichte Gustav Ewers während seines ununterbrochen von 1818 bis 1830 dauernden Rektorats einen vollendeten Ausdruck fand. Dieser hat keineswegs von Anfang an unter seinen Kollegen jene ihm später unbestrittene überragende Stelle eingenommen. Bei seiner ersten öffentlichen Rede notiert M. mit Schrecken in seinem Tagebuch, dass alles aus einem Buch abgeschrieben war, sagt es nur Parrot und Krause, verpflichtet aber diese und sich selbst zum Schweigen. Deutlich spürt man bei der Lektüre der in den Akten niedergelegten Vota, wie Ewers mehr und mehr heranwächst zu jener unbedingt sicheren, Autorität einflössenden Haltung, die alles Kleine ruhig und treu umfasst, ohne im Kleinen zu versinken. Aber der Unterschied greift viel tiefer. Der „loyale Untertan“, als der E. in einer Publikation wohl einmal anerkannt zu werden hofft, wäre Parrot und M. nicht in den Sinn oder gar in den Mund gekommen. Aber das ganze Gerüst des geistigen Lebens ist verändert. Das Gewordene, Geschichtliche tritt in sein Recht, das ihm früher so oft durch wohlgemeinte, weit ausgreifende Konstruktionen des Verstandes und der Moral bestritten worden war, Religion und Nationalität lassen sich nicht mehr auflösen in jene kosmopolitische Humanität. Und überraschend klar zeigt es sich, dass die religiös oder ästhetisch begründete Mystik sich völlig abhebt von der bewussten, sich immer in klar begriffenen Formulierungen bewegenden Sentimentalität eines Morgenstern. Die Universität gewinnt, was natürlich war und ihr zum Heil ausschlug, an Stelle des fremden, aus einem Dichter zum militärischen Beamten gewordenen Klinger einen mit den baltischen Landen und der russischen Aristokratie persönlich auf das engste verbundenen Einheimischen,

einen baltischen Edelmann und russischen Offizier zum Kurator; sie wird auch in dem Sinne Landesuniversität, dass der Nachwuchs der Professoren in wachsendem Mass auch aus einheimischen Kräften gestellt wird. Da nun aber niemand mehr glauben kann, dass alles Wertvolle an Religion, Nationalität, Gelehrsamkeit, Moral, Kunst, Leben und Geschäftsführung sich auflösen lässt zu einer höheren Einheit, so fehlt der Eloquentzprofessur jene höhere Weihe, die doch darin lag, dass sie als vox und tuba des ganzen geistigen Organismus die alle Versammelten gemeinsam bewegenden geistigen Kräfte in edler Form am Festtag zum Ausdruck brachte. Der Festredner und Schriftsteller, der fortfährt, dieser neuen, so sehr viel komplizierteren und zerklüfteten Zeit alle Erscheinungen unter Weglassung des „caput mortuum“ des allem Menschlichen beigemischten Gemeinen als Emanationen des Wahren, Guten und Schönen zu interpretieren, gerät in Gefahr, zum tönenden Erz und zur klingenden Schelle zu werden. Wir versuchen, diese allgemeine Vorbemerkung durch Einzeldarstellung zu klären, und beginnen mit der Universitätsverwaltung.

A. Universitätsverwaltung.

Der Nachfolger Klingers, der, längst verärgert, am 17. I. 17 sein Amt niederlegte, war der ganz anders geartete Graf Lieven¹²⁰⁾. Zunächst erfuhr mit aller Welt auch M. den Segen einer Neugestaltung der jämmerlich gewordenen äusseren Bedingungen. Die einzige Entschuldigung Steltzers, die M. gewagt hatte, lautete: „Traurig genug, dass . . . physisches Elend so oft zu sittlichem führt“ (an Kl. am 4. IX. 16). Als vermögender Mann hatte M. persönlich die Misère nicht allzu lastend gefühlt, er hatte stillschweigend sogar auf das ihm allein von der ritterschaftlichen Kuratel zugestandene Privileg einer Auszahlung des Gehalts in Silberrubeln bei der Umwandlung der Hochschule in eine Reichsanstalt verzichtet. Ein vorausschauender finanzkundiger Freund hatte ihm zu dieser Forderung seinerzeit geraten. Umsomehr hielt er sich für berechtigt, in der Zeit, wo er die am 21. IV. 17 begründete zweite Professur der klassischen Philologie selbst mit versah — die Besetzung mit J. V. Francke erfolgte erst 1820 — und die Angleichung der Gehälter an die tatsächliche ursprüng-

120) Gernet, Die im Jahre 1802 eröffnete U. D. und die Wandlungen in ihrer Verfassung 39 ff, [Neander], Die deutsche U. D. 34 ff, Semel, Die Univ. D. 15 ff, Busch, Der Fürst Karl Lieven, 1846.

liche Summe noch nicht erfolgt war, das Gehalt für beide Professuren anzunehmen. Hand in Hand mit dieser langsam sich vollziehenden Besserung des sachlichen und persönlichen Etats, die auch zu einer Neuregelung der Beamtenverhältnisse auf der Bibliothek führte, ging aber eine einschneidende Neuorientierung des Geistes. Vergebens wird man in M.s Aufzeichnungen eine klare Darstellung davon suchen. Er notiert sogar anscheinend harmlos Unterhaltungen, auch religiösen Inhalts, mit Lieven, leider ohne nähere Angaben, doch reden schon L.s Briefe an M. eine deutliche Sprache. Diese eigentümliche Verbindung von bürokratischer Bevormundung mit salbungsvoller, durch Bibelsprüche gestützter Frömmigkeit berührt ungemein seltsam, wenn man jene überaus leicht gereizten, sehr empfindlichen Professoren der ersten Zeit bedenkt, die über viel geringere Dinge ganz aus dem Häuschen zu geraten pflegten. Selbst mit dem Glückwunsch zur Vermählung verbindet L., der immer den Amtsschimmel reitet, den Hinweis auf einige unbedeutende Defekte auf der Bibliothek, nicht ohne auf die Haftpflicht des Direktors aufmerksam zu machen und hämisch die Aussicht auf einen Katalog gar nicht vorhandener Bücher an die Wand zu malen. Der durch Beobachter gut bediente L. redet zu M. oft nur scheinbar ins allgemeine, so wenn er dem Adressaten von der christlichen Demut erzählt, die statt an vergangenes Verdienst lieber an das noch zu Leistende denkt. Neben der Eitelkeit streift er noch einen anderen Fehler M.s recht deutlich, wenn er bei guten Wünschen für den philologischen Unterricht auch die Vermeidung jeder unnützen Weitschweifigkeit erhofft. Wenn M. seinen Abscheu über die Ermordung Kotzebues, mit dem er persönlichen Umgang gepflogen hatte, äussert und — offenbar absichtlich nach jener bei Kl. so oft erprobten Praxis des Zuvorkommens und Parierens drohender Massnahmen — nur von dem einzelnen Mörder redet, so korrigiert ihn L. durch die Belehrung, dass der wahre Schuldige nicht der einzelne Täter ist, sondern der moderne raisonierende Unsinn, wie er jetzt auf Universitäten sein Unwesen treibt. Abermals werden Bibelsprüche ins Feld geführt¹²¹). Selbst

121) Der Kaiser begnügte sich im Anschluss an dieses Ereignis, statt weitergehenden Einflüsterungen Gehör zu schenken, damit, die Eltern der in Jena, Heidelberg, Giessen und Würzburg, also an den verrufensten Plätzen, studierenden Söhne zu deren Rückberufung vertraulich auffordern zu lassen. Buchholtz, Ernst von Bergmann 84.

Lievens Witz ist etwas säuerlich, und man glaubt oft den grinsenden Bürokraten aus dem Papier heraus zu sehen. So z. B. in einem Fall, wo M. im alten Stil sich für die Berufung eines Juristen eingesetzt und das diesen empfehlende Schreiben der im Baltenland als Egeria bekannten Elise von der Recke beigelegt hatte. Die Antwort lautete u. a.: „Die süßen Pfeile scheinen doch meinen lieben Ästhetiker getroffen zu haben. Ei, ei, junger Ehemann! Lassen Sie Ihre liebenswürdige junge Gattin ja keine solche Reizbarkeit gegen andere Huldinnen gewahr werden. Freilich ist ein solches Briefchen von Elisa, der gefeierten Muse der Dichter und schönen Geister, ein gefährlicher Pfeil für ein so ästhetisch gebildetes Gemüt, der nur an einem so prosaischen Menschen, wie ich bin, wirkungslos abprallen kann“. Eine von M. beabsichtigte Buchwidmung verbat er sich und dankte ihm für die Absicht und für die Bereitwilligkeit, ihn gefälligst damit zu verschonen. Schweigen mussten die leuchtenden Brüder der Aufklärung auch zu den Gewaltmassnahmen, mit denen die rationalistischen Theologen um Kopf und Kragen gebracht wurden. Dabei entnehme ich dem Briefwechsel zwischen Parrot und M. aus dieser Zeit, dass zeitweilig sogar die Gefahr drohte, dass die noch vakante zweite philologische Professur mit Böhlendorff besetzt wurde, der durch seine mit frivolen Witzen gespickten theologischen Vorlesungen in üblen Geruch gekommen war und dem auf Grund der von Studenten nachgeschriebenen Hefte nachspioniert wurde. Anders erzählt als Probe seiner Art eine Imitation des auf dem Esel reitenden Bileam durch Fingergestikulation. Immerhin wusste dieser räudige Sünder durch Weltklugheit seine Entlassung bis 1823 hinauszuschieben. Zu jener beabsichtigten Säkularisierung dieses ersten Vertreters der praktischen Theologie ist es nicht gekommen.

Warum die Universität gerade M. die Aufgabe eine Biographie des Rektors Ewers zu schreiben übertragen hat, ist mir nicht bekannt. Die Theologen der Lievenschen Ära, Sartorius, der auf Ewers eine ergreifende Grabrede gehalten hat, oder Busch, wären dieser Aufgabe doch in ganz anderem Masse gerecht geworden, als M., der sein, Parrots und Klingers Erbe doch in einem ihm im Grunde fremden Geist verwaltet sah, zu dessen Dolmetscher er nicht berufen sein konnte. Die Biographie hat er auch niemals geschrieben, ein Konvolut Ewersiana (DCIX) enthält nur eine knappe Lebensskizze und einige Nekrologe, also nichts, was auch nur auf Vorarbeiten

schliessen lässt. Grösseren literarischen Aufgaben gegenüber erwies er sich ja ohnehin durch vielfältige Verzettelung in Geschäften und schöngeistigem Kleinkram als ein rechter Omnipotens Nihilabsolvidus; so kam auch die ihn wirklich rufende Klingerbiographie nicht über jene Studien hinaus, die Rieger dankbar benutzt hat. Immerhin ist der Auftrag und die freilich getäuschte Erwartung (vgl. Busch, Lieven 90) charakteristisch: M. kann doch unmöglich als Gegner und Antipode jener durch die Namen Ewers und Lieven gekennzeichneten, äusserlich höchst erfolgreichen und innerlich durch ein ganz bestimmtes, von der Welt Parrots, Klingers und M.s freilich himmelweit verschiedenes Ethos ausgezeichneten Epoche gegolten haben. M.s Privatleben war gewiss nicht derart, dass ein regimen morum ihm hätte gefährlich werden können, wie es gleich bei Beginn der Lievenschen Kuratel über den Mediziner Balk hereinbrach. Dieser stand, wiewohl bereits Grosspapa, längst in dem Ruf, wohlgebauten Patientinnen und anderen Damen ein mehr als nur medizinisches Interesse zu widmen. Mit seiner Absetzung wurde eine Säule der Gründungszeit, der secundus rector, gefällt¹²²⁾.

M.s Fächer waren, so zahlreich sie auch waren, doch im ganzen zu neutral, als dass ihm Zäune bei ihrer Vertretung hätten angelegt werden müssen. Der stille Jaesche aber sah sich nun bei der Verkündigung der Weltweisheit allerdings behindert, wovon der Nachhall in M.s Leichenrede auf ihn deutlich vernehmbar wird.

Das Janusgesicht der Lievenschen Verwaltung bekam ebenso

122) Am 30. April 1817 erscheint Lieven im Konseil, bemerkt — laut Protokoll — den gleichfalls erschienenen Balk und fordert ihn auf, „da er von seinem Wandel viel Nachteiliges erfahren“, was er zur Sprache zu bringen gedächte, sich zu entfernen. Ein vernichtendes schriftliches Gutachten erstattete dann auf Aufforderung der Kliniker Styx über die Moralität des Kollegen, dessen Ruf u. a. auch durch die Bekundungen der klinischen Hebamme stark erschüttert wurde. Natürlich lässt sich auch Krause in seinen Memoiren Balks Skandala nicht entgehen. Übrigens sorgte Morgenstern für eine versöhnliche Schlussformel, in der die Universität bedauerte, sich von einem besonders im Anfang hochverdienten Mitglied in dieser Weise trennen zu müssen. Mit Styx lebte Balk, der gelegentlich auch wegen freier, übrigens ziemlich harmloser Äusserungen in der „Musse“ Anlass zu Beschwerden bot, seit langem in Zwist. Nur das wohlgelungene altdörptsche Witzwort, die medizinische Fakultät habe den Weg zur Unterwelt erleichtert, indem sie einen Balken über den Styx gelegt habe, vereinigt sie friedfertig miteinander.

wie M. auch Krause zu sehen. Sept. 1817 wird ihm in Anbetracht seiner grossen Verdienste um die Gebäude der Universität eine Kronarrende in Form eines Landgütchens auf 12 Jahre verliehen. Die Personalakten K.s bekunden unmittelbar nachher ein besonderes Interesse Lievens an den Gründen seines Fernbleibens von den Sitzungen: daran war bei ihm das verfluchte Zipperlein schuld; als Genossen der Sünde am Gemeinwohl hatte er den alten, etwas kindischen Lorenz Ewers und den längst an allen offiziellen Dingen der Universität verärgerten Hezel. Ebenso wurde auch unter Lieven nun strenger kontrolliert, ob alle richtig angefangen, richtig geschlossen und nicht unterwegs Vorlesungen hatten ausfallen lassen. Darüber gibt es eine Verfügung Lievens vom 19. Januar 1820. Für M.s Art bezeichnend ist, dass er nicht selten die Ferien mit Geschäften und Geschäftchen hinzieht und dann am Ende das Bedürfnis zu einer kleinen Reise spürt. Dann bittet er wohl mit feierlich umständlicher Begründung um einen kurzen Urlaub. Es geht nicht mehr an, dass man auf eigene Faust später mit den Vorlesungen anfängt, widrigenfalls muss man, um für die verlorenen Tage nicht einen Abzug am Gehalt zu erleiden, wenigstens nachträglich ärztliche Testimonia einreichen. Zweimal unter Lieven, 1822 und 1824, wird von den Professoren über etwaige Beziehungen zu Freimaurerlogen Bericht eingefordert, wobei dann M. gestehen muss, dass er am Ende seines Halleschen Aufenthalts (wie übrigens auch Wolf, Körte I, 125 f) der dortigen Loge zu den drei Degen „im zweiten Grad“ angehört, in Berlin einmal als Gast in der Loge Royal York war, im übrigen aber nie irgendwelche Beziehung zu einer geheimen Gesellschaft unterhalten hat.

Parrot wurde bekanntlich nach der Rückkehr des Kaisers (2. XII. 15) nicht mehr von seinem Freund, der inzwischen den Einfluss der Egeria = Baronin Krüdener erfahren hatte und sich mehr und mehr dem Banne der Gedanken von der heiligen Allianz hingab, empfangen. Briefe und Projekte, in alter Weise vorgebracht, finden kein Echo mehr. Als er — merkwürdig genug — einmal den Grafen Lieven als Mittler anruft, spricht dieser von einer „genialen Irregularität“, die man einem Gelehrten zuweilen zugute halte, einem Kurator aber, von dem man Geschäftskenntnis verlange, nie verzeihen werde. Die Briefe L.s an Parrot, von Bienemann Balt. Monatsschrift XLII publiziert, sind von hohem Interesse. Er betet geradezu für P.s Seele: „O Jesus

Christus! Du ewige Liebe! Öffne diesem Mann, der so lieben kann, die Augen . . . Rufe ihn noch in der eilften Stunde in Deinen Weinberg, aus dem Letzten wird er schnell der Erste werden“ (25. IX. 17). Oder er stiftet aus Privatmitteln 150 Rubel zu einem Zaun um die Kegelbahn auf dem Domberge für die Studierenden, „die ich — N. B. wenn sie artig, sittig und ordentlich sind — wie meine Kinder liebe“, wobei er dieses nicht mehr zu verhindernde Etablissement offenbar so ansieht, als ob es sich um eine des Schleiers bedürftige Badeanstalt handle. Viel ist die Rede von Sonntag und Böhlendorff. Von letzterem gilt: „Religion ist nicht Wissenschaft allein, nicht Kopfsache bloss, kein blosses Moralsystem, das man auswendig lernt und darnach handelt. Es ist vorzüglich Sache des Herzens, des Glaubens, heiliger Gefühle und Gesinnungen, die man nicht erlernt, die nur erbetet werden können, die nur durch ein vom Heiligen entzündetes und durchdrungenes Gemüt in einem anderen geweckt werden können. . . Kann aber jemand etwas entzünden, wenn er selbst kein Feuer hat, ja wenn er gerade dies Feuer verschmäheth und verlacht, weil er keine Ahnung davon hat?“¹²³).

Parrot und Morgenstern hatten gelebt und gewirkt im unbedingten, frohen Glauben an die grossen und edlen Regungen im Menschen, das sursum corda auch für den Alltag predigend. Die Schulen mit Misstrauen in die Absichten der Untertanen zu überwachen, wäre ihnen ein Frevel erschienen. Parrot hat in der Schulkommission ausgehalten, bis es einfach unmöglich war. Sein Abschiedsbrief vom 11. Okt. 1821 ist zu einem erschütternden Dokument geworden: „Ich habe alle Aemter bei der Universität bekleidet, in allen Behörden mitgearbeitet, aber nirgends tat ich es mit so frohem, immer zufriednem Gemüt, als eben in der Schulkommission“. Nicht „aus Überdruß, Trägheit oder Leichtsinne“ legt er nun das Amt nieder, sondern „aus der festen, gereiften Überzeugung, dass ich nicht mehr hierher passe“. „Wo das Gesetzliche nicht mit Liberalität und echten Schulwesensinn sich paart“, ist kein Platz für ihn, und er hält nichts von dem Geist des Misstrauens, der ja „dem Schwindler doch nicht beizukommen“ vermag. Von anderen Geschäften hatte sich P. schon früher zurückgezogen, am frühesten überhaupt formell bei Berück-

123) Das sehr panegyrische Bild Lievens bei Busch wird gut ergänzt durch die Schilderungen von Goetze in seinem Buch über Golizyn 1882.

sichtigung seiner frühen Ernennung möglichen Termin lässt er sich emeritieren (Ende 1825), um fortan in Petersburg als Akademiker zu leben. Dass er sich an Alexanders Nachfolger Nikolaus I wieder mit beratenden Sendschreiben von unerhörter Kühnheit gelegentlich wendet, die freilich kaum irgendwie auf den Gang der Dinge eingewirkt haben, sei nur kurz erwähnt.

So wenig wie Parrot oder irgend einer der Veteranen hat M. umgelernt. Für eine Rolle, wie er sie als Mittler zwischen Universität und Kurator bei Klinger lange gespielt hatte, war natürlich für ihn jetzt kein Raum mehr. Es kommt nun jene Zeit, wo er sich mehr und mehr in seinem schönggeistigen Aposteltum gefällt, nach allen Seiten hin korrekte oder gar liebenswürdige Beziehungen wahrt, aber den Dingen, die er nicht ändern kann, ihren Lauf lässt. Der Universitätspolitik scheint er wie einem Schattenspiel zuzusehen. Auf Lieven, der 28—33 Unterrichtsminister ist, folgt als Kurator nach Baron v. d. Pahlen (28—35) der Soldat Kraffström (35—54). Anders erzählt neben andern Aussprüchen und Anekdoten („Er übernehme die Revision eines Regiments in drei Tagen, und ich wollte zur Revision der Bibliothek ein ganzes Jahr beanspruchen!“) auch, dass die von M. für die grosse Dombrücke („Engelsbrücke“) vorgeschlagene Inschrift *Otium et Musis sacrum*, die auf die wissenschaftlichen Institute des Doms gemünzt war, sich die dem Geiste der K.schen Reglementierung angemessenere Fassung *Otium reficit vires* gefallen lassen musste. Übrigens waren M.s Beziehungen zu K., der trotz Krankheit persönlich zum 50 jährigen Doktorjubiläum erschien, offenbar herzlicher als zu L. Ein reger Briefwechsel und häufiger Gedankenaustausch verband M. aber mit Lievens Nachfolger im Unterrichtsministerium, dem hochgebildeten, mit Goethe befreundeten Grafen Uwarow (33—49), der als philologischer Schriftsteller u. a. über Nonnos und die eleusinischen Mysterien hervorgetreten ist (Sandys a. a. O. III 389). Wie er sich mit den universitätspolitischen Tendenzen Kraffströms und Uwarows abgefunden hat (über den letzteren eine Beurteilung vom baltischen Standpunkt aus bei [Neander] 43 ff), vermag ich nicht zu sagen, so gespannt auch die Atmosphäre häufig in seiner unmittelbaren Nähe war. Sein Nachfolger Preller legte 1843 sein Amt nieder, nicht ohne Zusammenhang mit dem Verfahren gegen Ulmann und Volkman n (Ende 42), unter dem Kurator Kraffström und Unterrichts-

minister Uwarow ¹²⁴). Dann kommt das langjährige Rektorat des in schwerer Zeit äusserst klug waltenden Neue ¹²⁵), von dessen grossen administrativen Gaben wohl nur sehr wenige Leser seiner noch jetzt überall benutzten Formenlehre der lateinischen Sprache etwas wissen. Und schliesslich erfolgt 1850 die Arretierung und Abschiebung seines intimen Freundes, des Juristen Osenbrüggen. Wie mag der alte Emeritus seinen persönlichen Kurs gesteuert haben in einer Zeit, deren Ideen und Tendenzen ihm längst, im Grunde seit Lievens Amtsantritt, ganz fremd geworden waren? In der sonst ganz rückwärts gerichteten, der Erinnerung geweihten Rede beim Doktorjubiläum fällt am Schlussglückwunsch für Dorpats Hochschule die Wendung auf: „immer fester wurzelnd im dankbaren Boden dieses deutschen Landes“. Die natürlich gegen Osten gerichtete Betonung des deutschen Charakters des Landes berührt bei M. immerhin seltsam und zeigt — wie viel oder wie wenig Bedeutung ihr nach dem Willen des Redners auch zukommen mag — doch die völlig veränderten Verhältnisse. Der junge M. hatte etwa so sich ausgedrückt: „Möge Dorpat ewig ein Erdenfleck bleiben, auf dem das Auge des Menschenfreundes mit Wohlgefallen ruht“. Und jene Verwurzelung im baltischen Boden, die M. freilich längst persönlich an sich erlebt

124) Preller selbst sagt in seiner Erinnerungsschrift auf seinen Freund C. O. von Madai, der gleichfalls im Zusammenhang mit jenen Vorgängen freiwillig sein Amt niederlegte (S. 25 Anm.), er, Preller, sei „infolge derselben Vorgänge samt anderen Chikanen und eines totalen Überdresses an der ganzen Situation“ gegangen. Aus dem von Stieda publizierten Tagebuch Prellers (Balt. Monatsschrift 1927 (58. Jahrg.), Sept. u. Okt.) ersieht man jetzt genauer, dass es sich um einen an sich unbedeutenden Konflikt mit einem Studenten handelte, bei dem Preller nicht in würdiger Weise von der Behörde unterstützt wurde. Als er danach einen einjährigen Urlaub erbat, aber nur einen solchen für 4 Monate erhielt, reichte er seinen Abschied ein.

125) Dass M. an den von 1833—35 u. a. auch von Neue herausgegebenen Dorpater Jahrbüchern für Litteratur, Statistik und Kunst eifrigst mitarbeitete, besonders mit Berichten über seine Bibliothek und sein Museum, aber auch mit solchen über Petersburger Kunstschatze, mag immerhin erwähnt werden, da jene freilich bald eingehenden Jahrbücher die ausgesprochene Tendenz hatten, zwischen der aufstrebenden Welt des Ostens und der abendländischen Kultur zu vermitteln. Natürlich soll damit nicht gesagt sein, dass er irgendwie der durch Neue, mit dem er übrigens in angenehmen Beziehungen lebte, repräsentierten Vermittlungspolitik nahe gestanden hat. Neue war Rektor 36—38, 43—46, 47—50, zuletzt nicht durch Wahl, sondern durch „allerhöchste Ernennung“. [Beise], Die kaiserl. Univ. D. während der ersten 50 Jahre, 1853, S. 139. Über M.s 50j. Doktorjubiläum siehe den Bericht im Inland 1844 Nr. 19, ausserdem [Beise] 148.

hatte, war ja gerade durch Lieven und seine Ära erreicht worden, deren grosse Erfolge nicht zuletzt dadurch bedingt waren. Im Anfang sind, wie der Kurator Klinger, so auch alle hervortretenden Mitglieder der Universität — den Juristen Müthel etwa ausgenommen — Landfremde, ein Gesichtspunkt, der in vielfacher Beziehung von Bedeutung ist.

Merkwürdig berühren gelegentliche Äusserungen, durch die M. indirekt Stellung nimmt zu der so gänzlich veränderten Situation um ihn herum.

Mir fiel es längst auf, dass Morgenstern sich bei allen möglichen Gelegenheiten, in der Rede auf Wolf, in der Trauerrede auf Jaesche, in dem Vortrag beim 50jährigen Doktorjubiläum und an vielen anderen Stellen fast gewaltsam Anlass schafft, um jener von Wöllner nach Halle im Jahre der Habilitierung Morgensterns (1794) geschickten Untersuchungskommission zu gedenken, die aus den Herren Hermes, Hilmer und Hecker bestand und eine schwere religiöse und politische Bevormundung bedeutet hätte, wenn sie nicht abgeschlagen worden wäre (vgl. Schrader I, 519 ff). Schwerlich konnte doch der längst vergessene Vorfall für das Dorpater Publikum als solcher grosses Interesse haben. Aber der Grund liegt auf der Hand: M. kann hier ungestraft seinem Zorn freien Lauf lassen, der in Wirklichkeit ganz aktuellen religiös-politischen Gefahren gilt. Ebenso hat er, wie wir sahen, als alter Mann bei der Beerdigung Jaesches 1842 ein sehr deutliches Bekenntnis abgelegt. Das hat offenbar um so angenehmer bei allen Alten berührt, als M. mutig gegen Verkleinerer Jaesches aufgetreten war, die seine Seelenruhe vom Standpunkt ihres angemassen Christentums aus bezweifelt hatten. Der alte Deutsch schrieb ihm Nov. 1842 in diesem Sinn. Es tue, so meint er, Not, dass wieder ein Eberhard eine Apologie des Sokrates schreibe, Frömmigkeit und Fanatismus gehen jetzt Hand in Hand, „es gärt gewaltig in alten Zweigen des Wissens, der alte Irrtum sinkt und schnell bald einen neuen in die Welt“. Man sieht, auch hier wird wieder einmal das Kommen einer neuen Zeit konstatiert.

Im Jahre 1839 feierte der längst (schon 1823, und zwar im Zusammenhang mit der Lievenschen Reform etwas gewaltsam) emeritierte Theologe Segelbach sein 50j. Doktorjubiläum in St. Petersburg. Liest man den Bericht ¹²⁶⁾ darüber, so glaubt man

¹²⁶⁾ Sammlung der Glückwünsche, Reden und Lieder zur 50j. Jubelfeier des . . . H. Segelbach. St. Petersburg 1839.

zu spüren, wie sich hier die Leute der alten Epoche ein Stelldichein gaben. Parrot sprach von den Verdiensten des Alten um die Menschheitsbeglückung, die Anwesenden sangen nach bekannter Melodie Verse wie:

Freundlich wie Frühlingslicht
 Lehrtest du uns die Pflicht,
 Menschlich zu sein,
 Banntest den finstern Wahn,
 Zeigtest der Tugend Bahn,
 Und was wir Guts getan,
 Danken wir Dir.

Morgenstern hatte in einer wohl gelungenen *tabula gratulatoria* (abgedruckt a. a. O. 37—42) mit der Redseligkeit des Alters den alten Rationalisten gefeiert, die Veränderungen des Personenbestands der Universität seit der Dienstzeit des Jubilars (1810—23) beweglich geschildert (*ut silvae foliis pronos mutantur in annos. prima cadunt, ita . . . vetus interit aetas*) und aus diesem heraklitischen Fluss der Dinge als festen Punkt die Erinnerung der Guten an die Verdienste der Lehrer herausgehoben. Eine direkte aggressive Note vermied man allerdings, gewiss aus guten Gründen.

Was Parrot anlangt, so hat er bekanntlich unerschrocken gelegentlich den Nachfolger Alexanders vor religiöser und sprachlicher Uniformierung gewarnt. Seine Rolle im einzelnen zu skizzieren, fehlt es mir an Material. In den Akten finde ich ein Dankschreiben von ihm an die Universität, die ihm zur goldenen Hochzeit ¹²⁷⁾ gratuliert hatte, das charakteristisch genug ist, um hier im Auszug mitgeteilt zu werden. Wieviel daran echter Parrot, wieviel Altersspur, wieviel offizielle Phraseologie ist, mögen Kundigere beurteilen: „Ich habe das Gute tätig gewollt, und dass Sie, teure Freunde, es so wohlwollend anerkennen, wird mir in dem nicht mehr fernen Augenblick, da ich mich bereiten werde, dem Allgütigen Rechnung über mein so lange gewährtes Leben abzugeben, eine Gewährleistung sein, dass nicht Selbsttäuschung in diesem Punkt meiner Rechenschaft mich verblende. Was aber mich zur Bescheidenheit mächtig auffordert, ist, dass ich nur glückliche Zeiten in Dorpat erlebt habe, Sie aber, Freunde, in dem Zu-

127) Datierung und genaue Zeitangabe darf man, worauf schon sein Biograph Bienemann aufmerksam macht, bei P. nicht erwarten, und wo sich derartiges bei ihm findet, ist es vielleicht in ebensovielen Fällen falsch wie richtig.

stande einer ecclesia pressa leben. Beharren Sie denn um so fester im Guten, in Einigkeit, in Liebe mit dem Vertrauen zu Gott, dass auch diese Zeit köstliche Früchte tragen wird, dass unser edler Kaiser gewiss nur das Gute will und es endlich herbeiführen wird. Er hat seine hohe Zufriedenheit über das gute Verhalten Ihrer Zöglinge bei den religiösen Wirren in Livland bezeugt und dadurch bewiesen, dass er die Jugend liebt. So leben Sie denn in diesem Sinne mutig, beruhigt und unverdrossen fort und sorgen Sie für die Ausbildung des moralischen Sinns, des göttlichen Sinnes der Religion und der Liebe, indes die Verwaltung für äussere Ordnung wacht“.

B. Der nationale Gedanke.

In den ersten Jahrzehnten des Lebens unseres Helden sind Gedanken über Staaten, Nationen, Völker u. s. w., wo sie überhaupt begegnen, durchaus im Zusammenhang mit der „höheren“ Idee der Menschheit behandelt. Bezeichnend auch in diesem Zusammenhang, dass ihm Platos Staat ja nur eine Fiktion zur Illustrierung der Moral ist. Veränderungen der Grenzen scheinen ihn nicht sehr zu berühren. Spezifisch preussisches Staatsgefühl tritt, soviel ich sehe, ebensowenig bei dem Magdeburger hervor, wie etwa irgendwelche Abneigung nach dieser Seite. Ganz klar heisst es in einer Aufzeichnung des Halleschen Privatdozenten (DXC, 253): *Patriotismus der Alten — es giebt noch etwas Höheres! Und der Patriotismus muss überhaupt einer edleren Neigung Platz machen.* Die Kriegswirren haben in der Danziger und in der ersten Dörpater Zeit für ihn vor allem die höchst unangenehme Bedeutung einer Störung seiner längst gehegten italienischen Reisepläne. Eine anonym 1794 erschienene, aber schon 1788 verfasste Schrift M.s, die aus unbekannten Gründen durch die Zensur verboten wurde, ist betitelt: *Der Krieg in der Hand der Vorsehung ein kleineres Übel zur Verhütung grösserer.* Sie lässt nicht nur die Schrecken und Nachteile der Kriege, sondern auch die Gefahren und Mißstände der stehenden Heere vor dem Auge des Lesers erstehen, um dann doch im Sinne des Titels die Vorsehung in übrigens sehr sophistischer Weise zu rechtfertigen. Ein ewiger Friede würde Luxus und Irreligiosität fördern, Not lehrt beten, der Krieg allein fördert gewisse Tugenden, auch die Wissenschaften, wie die Chirurgie; die Kreuzzüge haben fremde Obstsorten nach Deutschland gebracht, ja durch den Krieg kommen

sogar Völker, die sich sonst gar nicht kennen gelernt hätten, denn der Handel ist dazu kaum geeignet, sich wirklich näher! Viel wichtiger als diese Dinge ist ein negativer Gesichtspunkt: nicht einmal von ferne her wird der Gedanke behandelt, der einem Modernen hier doch in erster Linie stünde, die Frage der Behauptung des Staates oder eines Volkstums und damit im Zusammenhang die Frage, ob diese Dinge auch bei dem ewigen Frieden gesichert sind, den M. dann doch schliesslich als Ideal und Hoffnung aufstellt, ohne freilich zu verraten, ob begründete Aussicht bestehe, dass dann die heute noch mit ihm verbundenen angeblich grösseren Übel durch Erziehung des Menschengeschlechts beseitigt oder gemildert sein werden. So sieht man in diesem Büchlein Kriege und stehende Heere rein formal in ihrer Funktion bewertet. Friedrich der Grosse wird erwähnt, nicht etwa, damit über die Gründe, Zwecke, Erfolge, Berechtigung seiner Kriege geurteilt werde, sondern wiederum rein formal, wie die Helden des Altertums, als Beispiel ungebeugter Seelengrösse in schwierigsten Lagen. Es gibt zu denken, dass die für das moderne Bewusstsein geradezu entscheidende Frage des Themas gar nicht berührt wird. In den Briefkonzepten M.s aus der Danziger Zeit finde ich eine Äusserung über den Soldatenstand anlässlich der Einziehung und Einkleidung eines Schülers, den M. zum Eintritt in die Akademie freibekommen will. Er schreibt am 9. Juli 02 an den entscheidenden Militär: *Wir sind mit Ew. Hochgeb. überzeugt, dass es überhaupt kein Unglück ist, gemeiner Soldat zu sein; aber wir hoffen auch darin von Ihrer Unparteilichkeit gütige Beistimmung, dass es für manche Individuen offenbar das Gegenteil von Glück sein müsse, die mit nicht gemeinen Anlagen und Vorkenntnissen auf einer anderen Laufbahn schon gewisse Fortschritte gemacht haben.* Was M. in seinen Festreden über Heldenkämpfe der Germanen oder der Römer vorträgt, gehört zu den Partien seiner Beredsamkeit, die am bedenklichsten nach der Lampe riechen, und auch von seinen Korrespondenten zeigt Freude an der Waffe wohl nur der wackere Doppelmair, der an ihn am 1. Nov. 1805 schreibt:

„Wohlauf, Hermanns Enkel, zu Pferd, zu Pferd!

In das Feld, in die Schlacht gezogen!

O könnt ich doch mit euch ziehen, aber so was Köstliches — auch dieses durfte mir nicht zu Teil werden. Ich darf nur mit

den Zähnen knirschen. Verdammtes Loos, das mich traf“. Doppelmair aber war lahm!

Parrots dem Kaiser wiederholt geäußelter Wunsch, ihn an seiner Seite siegen oder sterben zu lassen, ist von dem Hintergrund des eigentümlich betonten Verhältnisses der beiden zu verstehen. „Sie wissen, dass es keine Freundschaft ohne Gleichheit geben kann; das einzige Mittel, diese erhabene Gleichheit herzustellen, ist das, die Verhältnisse, die die Natur gesetzt hat, nicht zu verletzen. Wenn Sie mich erhöhen, würden Sie mich erniedrigen. Selbst der Gedanke an das Gemeinwohl, der Gedanke, dass auf einem höheren Posten ich nützlicher sein würde, darf Sie nicht verführen. Mich wird er nicht verleiten, und hierin werden Sie stets unbedingtem Widerstand meinerseits begegnen. Nur in einem Fall könnte ich eine Ausnahme machen, wovon ich Ihnen schon einmal zu sprechen gewagt, dem, an Ihrer Seite zu siegen oder zu sterben. Kommt je ein Wort von Ihnen, ich fliege auf den Platz, den die Umstände, den mein Geist, meine Liebe für Sie mir anweisen, und Ihre Feinde werden im Dorpater Professor den Bonaparte der Freundschaft erblicken O mein Vielgeliebter!“ (Nach Bienemann, Parrot und Alexander 333, Brief v. Juni 1805). Bei Morgenstern lese ich folgendes, was nun auch gewiss wieder mehr persönlich, als politisch klingt: *Ein Feldzug (wobei er Generaladjutant oder Kommandeur einiger Tausend wäre) würde ihm, meinte Pt., seine geschwächte Gesundheit wieder stärken.* Hierbei mache ich darauf aufmerksam, dass M. die gewiss überaus wahrscheinliche, sonst m. W. nicht hervorgehobene Vermutung äussert, dass die dem Kaiser von Parrot unterbreiteten militärischen Ideen und Vorschläge, die sehr hoch bewertet werden (vgl. Bienemann, Parrot und Alexander 286 ff), auf Gedanken Krauses zurückgehen, der ja eine gediegene kriegswissenschaftliche Ausbildung genossen hatte. Der „geniale Strategie“ würde also nicht in dem Physikprofessor, sondern in dem Baumeister der Universität gesteckt haben (DXXXVI, 193)¹²⁸⁾.

128) Von Parrot ist (in dem Mémoire secret, très secret vom 15. Oktober 1810) zuerst „klar und entschieden der geniale Gedanke ausgesprochen, den ausser Scharnhorst und Knessebeck 1812 niemand geäußert hat und zu dem ungewollt die von Parrot erkannte Natur der Verhältnisse, nicht die Absicht der leitenden Persönlichkeiten hinführte. Die wirksame Verteidigung sollte nach ihm unter Ausrüstung der grösstmöglichen Streitkräfte, aber unter Ver-

Wichtiger und komplizierter ist die Beurteilung des Verhältnisses, in dem M. zu dem Begriff „Nationalität“ gestanden hat. In der Korrespondenz Parrots und M.s fällt zumal in der ersten Zeit der bezeichnende Zug auf, dass das Wort „kosmopolitisch“ ungefähr als Synonymon für hochgesinnt, menschenfreundlich, gemeinnützig gebraucht wird. In solennen Äusserungen hebt freilich gelegentlich M. schon früh die Bedeutung des deutschen Geisteslebens hervor, doch mehr in dem Sinne, dass eben den Deutschen bei der Arbeit an der Menschheit und für sie eine besonders wichtige Rolle zugefallen ist. Das Gefühl für den eigentümlich deutschen Beruf, ja überhaupt etwas wie Nationalgefühl ist bei ihm wie bei so vielen erst durch die unwürdige Lage vieler deutscher Staaten in den napoleonischen Kriegen geweckt worden. Die Rührung über den tiefgebeugten preussischen Hof, den er 1807 und 1808 besucht, lässt kaum etwas davon ahnen, dass bei diesen Katastrophen mehr als nur das Schicksal einer fürstlichen Familie auf dem Spiel steht. Unmittelbar nach dem zweiten Besuch erlebt M. in Erfurt und Weimar, wie alle deutschen Geistesgrößen im Banne Napoleons stehen. Deutlicher wird M. in einigen Äusserungen über und an Joh. von Müller, der eine recht dunkle Rolle als Überläufer zu Napoleon gespielt hat. Die Sache ist etwas komplizierter, als dass die Formel von Benjamin Cordt, dem Herausgeber der Briefe Müllers an M., ausreichte: „Mo. hat Mü. sein Renegatentum verziehen“. Am 16./28. VIII. 07 teilt Mo. mit, dass er Gerüchten am Memeler Hof entgegengetreten sei, wonach der Geschichtsschreiber Berlin zu verlassen gedenke. In der Antwort nennt Müller Napoleon, den er bisher in Briefen an den Freund nur mit „Attila“ und „Despot“ titulierte, nun auf einmal „Fürst des Zeitalters“. Müller hat mit ihm sprechen dürfen. „Ich habe den unerhörten Reichtum seiner Ideen mit Erstaunen gesehen.“ „Noch mehr: Seit ich ihn sah und sein Heer genauer kennen lernte, war ich über den Ausgang im klaren, und nie ein Spiel der Träume und Gerüchte.“ So etwa, denke ich, schreibt Caelius an Cicero beim Beginn des Bürgerkriegs. Müller meint, es bestehe keine Inkonsequenz bei ihm selbst. „Ein solcher Mann hat kommen

meidung des Festungskriegs, in der Ausdehnung des Landes und im Magazin-krieg, in den unaufhörlichen Handstreichungen gegen die feindlichen Heeresmassen gesehen werden, bis die geeigneten Augenblicke kämen, den geschwächten Gegner durch die grosse Armee zu vernichten“ Bienemann 296 f.

müssen, zu wecken, an echte und grosse Grundsätze zu erinnern, die Schlacken der Verweichlichung, der Erschlaffung und den Rest vieler Vorurteile auszubrennen. Aber die endliche Entwicklung ist noch nicht erschienen: sie kann und, ich hoffe, sie soll Gewinn werden für die Welt etc.“ Bald nach Empfang dieses von Berlin datierten Briefes hört M. von Müllers Anstellung in Cassel im Königreich Westfalen. Er schreibt ihm am 3./15. Febr. 1898. Müller kann sich nie untreu werden. „Es giebt ja ein Bewusstsein und eine Nachwelt, und ein Bedürfnis jeder höheren Seele, in der Grundfeste ihres Seins unerschütterlich, in allen Äusserungen ihres innersten Wesens, trotz dem Wechsel der Erscheinungen, konsequent, sich selbst getreu zuerst vor jenem dazustehen, dann vor dieser.“ Er schickt ihm sein Gedicht an die Königin, das er erläutert. Für den Kronprinzen war noch der Sendung beigelegt eine in Dorpat hergestellte Sepiazeichnung: Annibale Carraccis Genius des Ruhms. Darauf bezog sich der Schluss des Gedichts:

So hebt einst sich Dein Sohn, herrlicher Ahnen wert,
Dem Jahrhundert voran! Über den Wolken strahlts:
Ihm Uraniens Schöne;
Deinem Friedrich der Mutter Bild.

M. knüpft daran in jenem Brief die Bemerkung: „Wer wird übrigens dem Deutschen (wer es war, bleibt's) nicht Wünsche verzeihen! Preussen, Sachsen, Baiern, Rheinbund, Westfalen u. s. w., das ist ja alles Deutschland; und die Schweiz im Grunde ja auch, zum Teil selbst Liv-, Est- und Kurland u. s. f. Schon einmal schrieb ich Ihnen eines zu früh gestorbenen Jünglings¹²⁹⁾ Wort:

Dich leugnet laut und ernst zwar der Mitwelt Geist,
Du aber warst und bist und wirst sein,
Vaterland Hermanns!

Das glaub' ich auch noch — noch. Man muss das glauben; sonst kann es nicht sein. Dem, was nun einmal kam und nicht anders kommen konnte, muss man begegnen mit dem Geiste; wo möglich, mit jenem stillkräftigen, mächtigen heiligen Geiste, der alles überlebt. Das hat mein Freund getan, und tut's — so nehm ich's. Die Rezension des Rheinbunds möcht' ich allerdings, wie Sie voraussahen, recht gut verstanden haben. Sie hat mir

¹²⁹⁾ Sonnenberg (1779—1805), geb. zu Münster, Verfasser vaterländischer Gedichte.

sehr wohl getan, so wie die übrigen Ths¹³⁰⁾ in der Jenaischen Allg. Zeitung bis August 1807; denn mehr sah ich noch nicht. Hätt' ich das alles anders gefunden, so würd' ich es sagen — das versteht sich. Sonst lohnte es überhaupt nicht, sich gegenseitig irgend etwas zu sagen“. Am Schluss folgt auf eine Anekdote über ein Zusammensein mit Parrot: „Wozu erzähle ich diese Tändelei? Um Ihm, von welchem ich auch ohne seine Versicherung wusste, dass er „vom Anfang an derselbe“ bleibt, „ein Mann aus der antiken Welt, wenig angefochten vom äussern Schimmer“, um dem Unwandelbaren gesagt zu haben, dass ich für ihn unwandelbar bin K. M.“ Das Verhalten des mit antikem Eros und Morgensternschem Verehrungsbedürfnis geliebten Freundes war offenbar nicht ganz unbedenklich¹³¹⁾. M. aber war in den Zeiten der Katastrophen innerhalb seiner Humanität zu einem mit pathetischer Leidenschaftlichkeit ergriffenen, überstaatlichen Ideal „Deutschland“ vorgedrungen, dem selbst die Grenzveränderungen vielleicht nichts antun konnten. Von hier aus befreundete er sich mit den Rheinbundideen Müllers. Noch viel deutlicher wird die literarische Vermittlung des Gedankens — sie ist bei M.s Religion und Deutschtum¹³²⁾ immer von Wichtigkeit — in einem anderen Fall, wo er viel klarer redet.

Am 12. Dez. 1813 spricht M. über „Klopstock als vaterländischer Dichter“. „Im vorigen Jahr galt es die Fortdauer der Riesenmacht Russlands. Nun diese sich so glorreich bewährt hat, gilt es in diesem Jahr (Dank der grossen Seele unsers Kai-

130) Müller zeichnete seine Rezensionen in der Jenaischen Lit. Ztg. mit Ths, was M. („entweder von Thukydides oder von Ihnen“ 31. Okt. 05) erraten hatte.

131) An Sonntag in Riga schreibt M. am 27. XII. 1807 über Müller: *Wahrscheinlich ist er ja noch in Paris. Ille ego qui quondam... Aber bei mir ändert das nichts. Ich glaube. Ich bin jetzt mehr deutscher Patriot im Herzen als jemals. Das heisst, ich möchte es sein in diesen Zeiten.* Der nachmalige vieljährige Rektor Ewers, damals noch nicht Professor in D., ein warmer Verehrer Müllers, schreibt in dieser Zeit an M., er habe, selbst Westfale, mit Genugtuung von der Verwendung Müllers gerade im Königreich Westfalen gehört und bittet M., ihn in Cassel Müller zu empfehlen. Auch er scheint also nicht starken Anstoss genommen zu haben.

132) A. d. J. 1813: *Die politischen Zeitungen las ich jetzt natürlich mit sehr lebhaftem Interesse und auch manche politische Flugschriften: Die Aufrufe an die Deutschen u. s. w. Auch in Arndts hist. Taschenbuch auf 1813. Unter jenen politischen Flugschriften ist manches mit wahrer Beredsamkeit geschrieben und der Nachwelt würdig. Ich fing eine Sammlung davon an* (DXCIV, 363).

sers!) die Rettung, die Befreiung Deutschlands. Dahin sind jetzt aller Augen gerichtet, dahin die Herzen aller, die in Deutschland ihr eigenes Vaterland, wie so manche von uns hier, oder doch das Vaterland ihrer Väter und Vorfahren, wie die meisten der hier Versammelten, lieben und verehren. Seit Jahrhunderten wurden die Worte Deutschland, deutsche Nation nicht häufiger, nicht wärmer ausgesprochen, als in unseren Tagen.“ „Als sollte die alltägliche Wahrnehmung im kleineren Kreise des Lebens auch hier in GROSSEM bestätigt werden, dass der Wert eines Guts den Sterblichen erst ganz, ja doppelt, fühlbar wird bei dem Verluste.“ M. redet weiter von der romantischen literarischen Bewegung der Tieck, Schlegel u. s. w., die, aus diesen Gründen erwachsen, in dieser Hinsicht jedenfalls keinen Tadel verdiene, von Görres, den Brüdern Grimm, von dem vermehrten Interesse am Nibelungenlied. In diesem Zusammenhang findet er in Klopstock einen erlauchten Ahnherrn dieser Stimmungen. Freilich hat er nicht Heinrich den Vogler in einem Heldenepos besungen. „Er sah die höhere Bahn, die hinaufführt zu dem Vaterlande des Menschengeschlechts, und zog sie vor.“ Doch keiner erkannte so wie er die Urkräfte unserer Sprache, so die Schwäche der Deutschen in der Nachahmung des Fremden. Er zeichnete mit Liebe das Bild altdeutscher Biederkeit. Wie veraltet erscheint jetzt nach 40 Jahren Wieland, der im Jahre 1773 bei dem Beginn seines Teutschen Merkur sich über den Eifer ereiferte, mit der die Barden der Telyn durch Wiederbelebung der altdeutschen Vorwelt einen Nationalcharakter der deutschen Dichtkunst zu schaffen bestrebt waren, wie er unter deutschen Bedingungen unmöglich, unter modernen Verhältnissen der Aufgabe der Dichtkunst unangemessen sei. Die Musen, so meinte Wieland, sollen vielmehr den Wert der häuslichen Privattugenden und ihren Reiz in rührenden Gemälden preisen. Der tödliche Schlummer ist verschleucht, man erkennt besser als sonst die trotz grosser Gaben doch durch einen Mangel höherer Charakterenergie beeinträchtigte Veranlagung des lebenswürdigen Dichters an der Ilm. Ein neuer Tiber hat Germanien zu unterjochen versucht und eine Triumphsäule errichtet. „Diese Augen sahen sie, und sind nicht erblindet!“ Früher habe er wohl auch dramatisches Leben in den Bardieten Klopstocks vermisst, jetzt sehe er nicht nur in ihnen ein Kunstwerk nach Art der ältesten griechischen Tragödie, deren Vorbild Kl. wohl mochte vorgeschwebt haben, nein

— er hat Tacitus über Arminius wieder gelesen, er hat mit den Bürgern und Bauern der Heimat mitgelitten, mit den Politikern mitunterhandelt, mit den Truppen mitgewagt und mitgesiegt. „Meine Seele glühte . . . ich musste am Ende das Buch aus der Hand legen, weil ichs nicht länger ertrug.“ Klopstocks Seele, endlich, endlich ihres Deutschlands froh, schaut in diesen Tagen auch herab auf den ihr schon im Erdenleben so teuren¹³³⁾ russischen Erwecker Deutschlands. Aus deutschem Urstamm Russe, ist Alexander doch vor allem Mensch, darum des Menschlichen nichts fremd sich achtend. Heut öffnet sich der bessern Zukunft Morgentor.

Dem Druck ist für „unsere deutschen Jünglinge“ (siehe Anm. 60) das Motto beigefügt:

Sieh dort den Eichbaum Hermanns in voller Pracht!

Die Wurzel treibt der Sprossen viele:

Jüngling, der schönste soll einst Dich kränzen!

Niemand wird verkennen, dass sich hier ein ganz neues Gefühl regt. Zwar gestattet die politische Situation mühelos, diese erwachte Begeisterung für deutsches Wesen in Ausgleich zu bringen mit dem Stolz des auch erwachten Russlands; beide Völker dienen, geführt von dem Genius der Humanität, Alexander, den höchsten Interessen der Menschheit: so scheint noch die unbefangene Vorstellung zu sein, zum mindesten deutet nichts bei dem Redner auf geschickte Retouchierung. Möglich — ich wage keine Entscheidung —, dass nur wir nach grosser zeitlicher Distanz fühlen, dass ein Riss in das grandiose Weltbild der Aufklärung gekommen ist.

Es war mir von hohem Interesse und eine Bestätigung meines allgemeinen Eindrucks, als ich in den Akten über Feierlichkeiten folgendes Ereignis diskutiert sah: Am 12. Nov. 1811 liess man bei einem besonderem Siegesfest den Professor von Kaisarow (1810—12 Professor für russ. Sprache und Literatur) eine

133) Diese Ode, auf die M. sehr oft Bezug nimmt, beginnt:

Erscheinen sah Dich, heilige Menschlichkeit,

Mein wonnetrunkenes Auge

und schliesst nach ehrenvollem Vergleich mit dem alten Alexander:

Der hat gesehn der heiligen Menschlichkeit

Erscheinung. Taten folgten dem Blick! Nun scholl's

Von Melodien, und tausend Stimmen

Feierten Russiens Alexander.

Rede in russischer Sprache halten. Viele erklärten, gern kommen zu wollen, obwohl sie nichts verstünden. Der Redner selbst erklärte, es sei zwar traurig, zu einer halbtauben Versammlung sprechen zu müssen, aber die Freude über den Sieg hebe ihn darüber hinweg. Er bat übrigens, ein Kollege möchte doch noch eine kurze Rede in deutscher Sprache halten. Die meisten versprechen laut Zirkular gern ihre Anwesenheit, nur wenige mit Vorbehalt, „wenn mich nicht etwa das böse Zipperlein plagt, welches sich heute schon anmeldet“, schreibt Segelbach. Die Rede mit dem Titel „Von der Liebe zum Vaterland“ wurde auf Verfügung des Konseils gedruckt¹³⁴⁾.

134) In der interessanten Frage, wie sich die Universität in ihrer ersten Epoche zur russischen Sprache stellte, lässt sich etwa folgendes feststellen. Schon am 25. Mai 1804 forderte Klinger in einem Vortrag im Konseil auf, bei den Abgangszeugnissen der künftigen Staatsdiener die gehörige Aneignung der russischen Sprache zu betonen und den Unterricht im Russischen an der Universität zu verbessern. Sein Gesichtspunkt bei dieser Anregung mag ähnlich gewesen sein, wie bei der Ernennung Glinkas zum Professor des Russischen 1803, wegen deren er an Parrot (13. III. 03, Rieger III, 241) schreibt: „Wegen G. musste man tun, was geschehen ist, und es war unsere Pflicht als Ausländer, der Nation in ihm ein Kompliment zu machen, durch die wir da sind“. Kommt Kenntnis des Russischen irgendwie im Konseil in Betracht, so finden sich ausser Glinka in der Folgezeit allerdings nur 2, höchstens 3 Mitglieder. Im übrigen bemerkt man anlässlich der Beurteilung des geschilderten Falles Koechy i. J. 1807, dass ganz besondere Entrüstung erregt hatte K.s Bemerkung, er wolle lieber in die Hände des Feindes fallen als in die der bei ihm einquartierten russischen Soldaten. Russisch kenne er nicht, wolle es auch nicht lernen. In der scharfen Ablehnung dieser und ähnlicher wegwerfender Äusserungen begegneten sich die allgemeinen Vorstellungen von Menschenwürde mit der angemessenen Rücksicht auf die Sprache und Bevölkerung des Reiches, obwohl der letztere Gesichtspunkt nicht erwähnt wird. Dann gibt es noch einmal einen anscheinend unbedeutenden Zusammenstoss anlässlich einer Unterlegung, die die Universität offenbar in einem bedenklichen Russisch stilisiert und einem Ministerium unterbreitet hatte. Hier antwortet die zur Rede gestellte Hochschule recht unwirsch, sie habe das Recht, in deutscher Sprache mit ihren Behörden zu verkehren, und stellt die Forderung, man möge ihr für einen russischen Translateur eine Kanzlei einrichten. Die Akten über den Gebrauch der russischen Sprache, die nachmals gewaltig anschwellen, beginnen aber im Grunde mit den Anträgen des Juristen Johann Georg Josias Neumann, der in seiner Begeisterung und Betätigung für das Russische geradezu ein psychologisches Problem darstellt, das nicht ohne weiteres mit jenen in den napoleonischen Kriegen auch bei anderen zu beobachtenden Sympathien zu verbinden ist. N. ist, wie M., Magdeburger von Geburt. Freilich ist russisches Recht sein Hauptgebiet bei Vorlesungen und literarischer Tätigkeit. Auch ist zu beachten, dass er 1811 von Kasan, wo auch der Mediziner Erdmann gewirkt hatte,

Es ist begreiflich, dass die Hochspannung von 1813 in dieser Weise nicht vorhalten konnte. Und so hören wir Morgenstern nach einem Jahr, am 12. Dez. 1814, ich möchte sagen, in offiziellerem Ton von den Weltbegebenheiten handeln. Von dieser Rede ist ein Auszug in den Dörptschen Beitr. III, 53 ff zu lesen. Alexander Soter, von Moskau bis Paris Retter Russlands, Deutschlands, Europas! „Er wollte die Rettung der Welt, und sie war gerettet!“ „Triumphzug der Menschlichkeit, noch mehr,

nach D. berufen wurde und 1814 wieder dorthin zurückkehrte, von wo er freilich wieder 1817 den Weg nach D. zurückfand. Sein Entlassungsgesuch vom 14. März 1814 führt u. a. aus: „Durch die fortgesetzte Beobachtung und vielfache Überlegung mehrerer Jahre ist die früher schon von mir gehegte Meinung, dass der Ausländer, um sich für den russischen Staatsdienst ganz brauchbar zu machen, Sprache und Sitten des Landes kennen muss, zur festen Überzeugung geworden . . . Diese Überzeugung von der pflichtmässigen Notwendigkeit für jeden Ausländer, der in Russland zu bleiben gedenkt, sich womöglich in die russische Sprache so einzuarbeiten wie in seine eigene Muttersprache, verbunden mit der Betrachtung, dass ich anfangs, in die Jahre zu treten, in welchen es immer schwerer wird, sich eine neue Sprache noch ganz anzueignen, ist der Hauptgrund meines Gesuchs um meine Entlassung“. In Dorpat, so gab er zugleich zu erkennen, sei eine solche Möglichkeit kaum vorhanden. Aus den Personalakten Neumanns entnehme ich weiter, dass Gust. Ewers die Gelegenheit benutzte, um auf den Mangel an russisch-staatsrechtlicher Literatur in Dorpat aufmerksam zu machen, M. aber gab sofort im Zusammenhang mit der Entlassung N.s seine Sympathie für Steltzer-Moskau zu erkennen, soviel ich urteilen kann, sein einziger Missgriff, während er sonst in Berufsfragen eine sehr glückliche Hand zeigte.

Nach N.s Rückkehr weisen die Akten die Spuren seiner ganz planmässigen Arbeit für die Kenntnis der russischen Sprache auf. Dass er Kurse einrichtete, um den Juristen die Lektüre der russischen Rechtsquellen und die Aneignung der russischen termini technici zu ermöglichen, scheint im Konseil nicht beanstandet worden zu sein. Aber er mischte sich auch in die Fragen anderer Fakultäten. So wollte er die medizinischen Kronstipendiaten zu eifrigem Studium des Russischen angehalten wissen und ihnen im Falle mangelnden Fleisses in diesem Punkt den Brotkorb höher hängen, ja die Rückzahlung der für sie aus öffentlichen Mitteln bereits geleisteten Zahlungen auferlegen. Hier stiess er freilich auf den Widerstand der Mediziner, die meinten, die Lücken im Russischen könnten die Studenten doch nötigenfalls später leichter schliessen, als die in der medizinischen Ausbildung. Zum Hauptschlag aber holt er im April 19 aus, wo er den Gymnasien Pflichtvergessenheit in dieser Sache vorwirft und für die Zukunft spezifizierte Angaben in jedem Abgangszeugnis eines Gymnasiasten über seine Reife im Russischen verlangt. Fein bemerkt Ewers gegenüber den dann weiter von N. auf der Universität verlangten ewigen Kontrollen im Russischen, ihm seien die Studenten die liebsten, die ein Lieblingsfach mit Eifer studieren, ohne durch nicht zur Sache gehörige Prüfungen

Triumph vollendeter Bildung zur hohen Würde der menschlichen Natur, zur unvergänglichen Ehre unserer Russen — Europa weiss nun, wer und wo Barbaren sind und wo nicht.“ „So triumphiert das Moralische überall.“ Von dem hochherzigen, zartfühlenden Alexander, den nach eigenem Zeugnis nur der Trieb, der Menschheit zu nützen, nach Frankreich geführt hat (Antwort an die Abgeordneten des Nationalinstituts am 13. IV), gilt das Wort:

abgelenkt zu werden. Sie würden dem Staate nützen, ohne an ihn zu denken. In seinem Votum vom 28. IV. 19 klagt Neumann darüber, dass die Studenten zumeist „nicht einmal die Sprache des Landes kennen“. Aber „nur der ist wahrer Patriot, der durch die Sprache mit den Einwohnern des Landes befreundet ist“. Der jetzige Zustand, bei dem die „russische Universität D.“ die in kaiserlichen Ukasen hinsichtlich der Beherrschung der russischen Sprache auf den russischen Universitäten aufgestellten Forderungen nicht auf sich bezieht, ist ungesetzlich. Von 10 Studenten kennt kaum einer einigermaßen Russisch. Er fordert, auf die Gefahr hin, dass die Zahl der Studierenden erheblich zusammenschmilzt, für alle Studierenden strenge Aufnahmeprüfung im Russischen, als Bedingung für die Ausstellung eines Entlassungszeugnisses einen russischen Aufsatz. Gust. Ewers macht den Russifikator aus Magdeburg in einem ausführlichen ruhigen Gutachten auf die besonderen tatsächlichen, gesetzlichen und geschichtlichen Bedingungen des Landes aufmerksam, von denen jener merkwürdigerweise kaum etwas zu wissen scheint; die baltischen Provinzen, die Russland so viele hohe Beamte geliefert hätten, stehen an Patriotismus hinter keinem Teil des Reiches zurück. Wolle man diesen an Einheit der Sprache knüpfen, so könne man nur mit Entsetzen an die Konsequenz denken, dass schliesslich auch noch Orthodoxie als Bedingung gefordert würde. Der künftige Pfarrer, sprachlich schon durch Hebräisch, Estnisch, Lettisch zur Genüge belastet, brauche nicht auch noch Russisch. Im Justizdienst wirken eine grosse Zahl von Leuten, die, des Russischen unkundig, hochverdient und ganz unentbehrlich sind. Immerhin hält auch Ewers Kenntnis des Russischen beim „Zivilbeamten“ und „Advokaten“ für erwünscht. Parrot erwähnt, dass es dem russischen Unterricht der Gymnasien an geeigneten, mit Autorität begabten Lehrern fehle. Das einzige, was man in der Erwartung eines gewissen Erfolges habe tun können, sei, dass man möglichst frühzeitig russische Unterrichtssprache in diesen Stunden angeordnet habe. Parrot war als altes Mitglied der Schulkommission durch Neumanns Vorwürfe gegen die Schulen auf den Plan gerufen worden. Von den sehr umfangreichen Vota von E. und N. (in den Konseilprotokollen und in den Akten über russische Sprache) sind hier nur Andeutungen gegeben worden, die übrigen Professoren schliessen sich mit meist besonders betonter Übereinstimmung Sr. Magnifizenz dem Rektor Ewers an. Ein Beschluss wurde in dem Sinne gefasst, dass alle, die ein Abgangszeugnis wünschen, an welches „der Rang“ geknüpft ist, auch in der russischen Sprache zu prüfen seien. Dass von den philologischen Seminaristen Kurse im Russischen bei dem betreffenden Professor pflichtgemäss gefordert wurden, haben wir bereits zu bemerken Gelegenheit gehabt.

Le coeur est le flambeau, dont son esprit s'éclaire. In tiefer Religiosität rief er dem Schöpfer in das Chaos seiner Zeit hinein das Wort nach: Es werde Licht! Das Reich des Bösen stürzte zusammen, und ein millionenstimmiger Chor jauchzte unter Freudentränen auf: Es ward Licht! In die Segenswünsche loyal eingeschlossen werden die verbündeten Monarchen und die Feldherren der Heere, fast scheint es, als ob der wohlgerundete Mund des Festredners sich ganz wieder in den alten Tiraden verlaublich¹³⁵⁾.

Und nun als Gegenstück der Eingang der Goetherede aus viel späterer Zeit, als sich 1832 zum vierten Mal der Tag der Thronbesteigung des Nachfolgers, Nikolaus des Ersten, jährt. Sie gilt Goethe, der einmal einen Orden bekommen hat von Alexander, der manchen Gliedern der kaiserlichen Familie nahe stand, der Ehrenmitglied der kaiserlichen Akademie war, der der Universität Dorpat ein Dankschreiben auf ihre Denkschrift von der ersten Vierteljahrhundertfeier geschickt hat — „doch wozu bedarf's der vielen Worte? Sind wir Anwesende nicht meist Deutsche? Feiern also auch wir in einem Tempel deutscher Geistesbildung ein höchst würdiges Angedenken“. Ganz offenbar waren jene einleitenden Worte höfisch-konventioneller Loyalität keineswegs überflüssig, das Schlussgebet für den Kaiser und den auf den Säulen der Gerechtigkeit und Weisheit gegründeten Thron ist ganz unpersönlich.

Man wird es verstehen und billigen, dass wir diese Frage hier nur im Anschluss an das vorliegende persönliche Material behandelt und Blicke nach rückwärts, nach vorwärts, nach links und rechts vermieden haben. Das Ringen der erwachenden nationalen Gedanken mit dem Erbgut der Aufklärung weist bei den Personen um 1800 herum soviel gemeinsame, aber auch andererseits soviel verschiedene Züge auf, dass eine wirklich fruchtbare Vergleichung weit über den Rahmen dieser Darstellung hinausführen würde¹³⁶⁾. Kurz erwähnt sei nur, dass es kein Zu-

135) Anfang 1815 liest M. mit grossem Genuss Tacitus Germania, macht seine Noten dazu und findet in der berühmten Stelle 33 *Maneat duretque gentibus si non amor nostri, at certe odium sui* neben römischem Patriotismus ein nicht unterdrücktes Humanitätsgefühl! (DXCV, 460). Im Mai desselben Jahres studiert er Goethes Epimenides' Erwachen und glaubt in dem Vers „Die Fesseln selbst, sie schienen mir Gewinn“ eine „retractatio des Dichters“ zu finden (ib. 492).

136) I. a. sei auf das Werk von Meineke: Weltbürgertum und Nationalstaat, besonders auf seine ersten Kapitel verwiesen.

fall ist, wenn wir gleich bei unserem ersten Zitat aus M.s früherer Zeit die Antike als Paradigma des Patriotismus angeführt fanden, der freilich von etwas Höherem überwölbt werden müsse. Auffallend ist umgekehrt, dass bei der im übrigen, wie bemerkt, sehr starken literarischen Vermittlung dieser Gedanken für den klassischen Philologen M. doch im ganzen das Altertum keine erhebliche Rolle gespielt zu haben scheint. Jedenfalls waren die antiken Impulse bei anderen Persönlichkeiten des deutschen Geisteslebens nach dieser Richtung hin stärker. Natürlich fällt i. a. ins Gewicht, dass er die entscheidende Zeit in Trennung von dem deutschen Mutterboden unter ganz besonderen Verhältnissen verbracht hat. Diese verdienen noch eine nähere Betrachtung.

Was die speziellen Bedingungen im Land anlangt, so glaubt man in der ersten Zeit zu spüren, wie die Führer der Professoren den frischen Wind der öffentlichen Meinung in den Segeln haben. Was erschien edler, als für die Interessen der Menschheit zu kämpfen, was war, vom agitatorischen Standpunkt aus und in den Augen ganz Europas, wirkungsvoller, als dass der Gegner in den Fragen der Universitätsverwaltung, so oft es der Kampf erforderte, auch zugleich als ein Anhänger der schändlichen Barbarei und Rückständigkeit in allen menschlichen Dingen hingestellt werden konnte? Daher die in der Öffentlichkeit kaum bemerkbare, matte Verteidigung der ritterschaftlichen Rechte. Gerade umgekehrt liegen die Dinge unter dem Lievenschen Regiment. Die Leuchtkraft der alten Ideale der Aufklärung und Humanität schien ihren Zauber eingebüsst zu haben; gewiss war es nicht nur Streberei und Gesinnungslumperei, dass sich weite Kreise der Öffentlichkeit ganz ähnlich entwickelten, wie der Kaiser selbst, und im religiösen und politischen Leben Mächte wieder sich regten, die bereits als überwunden gegolten hatten und belächelt worden waren. Der Rest der Heroen der ersten Zeit verhält sich denn auch auffallend still, man spürt deutlich, dass ihre Anschauungen über den kleinen Kreis der Gesinnungsgenossen hinaus in der Öffentlichkeit nicht mehr die wünschenswerte Resonanz finden. Die Universität hatte, zum mindesten scheint es so nach ihren offiziellen Verlautbarungen, am Anfang mit einem Teil des deutschen Adels in scharfem Konflikte gestanden. Sie hatte ihre Autonomie, gestützt auf den russischen Kaiser und seine Berater, im Bunde mit dem deutschen, aber landfremden Kurator Klinger gegen

Ansprüche massgebender deutscher Kreise des Landes verfochten. Freilich hatte sie grosse Teile der deutschen Bildungsschicht im Baltikum dabei zu lauten oder stillen Bundesgenossen. Hier ist der Ort, dem Dichter Karl Petersen das Wort zu erteilen, der in freilich etwas drastischer Form gewisse Tendenzen der Zeit vertritt. Er richtete Juli 1799, also zu einer Zeit, wo schon alles von der „Irrwischuniversität“ sprach, die in den Projekten noch zwischen Dorpat, Mitau und Pernau unsicher hin und her schwankend „hier entsteht und dort vergeht“, an K. Th. Hermann, der, ursprünglich Leipziger Jurist, damals Hauslehrer war, später als Advokat und schliesslich als Gymnasiallehrer in Dorpat wirkte, er selbst ein Hauslehrer im Hause von Vietinghof, u. a. folgende Verse:

Was nützt dir deine Pädagogik?
 Sie schmilzt dahin wie Schnee im März!
 Du haust den Jungen den Popo dick
 Und wähnst: Du bildetest ihr Herz.

Und wisse: Jeder junge Herr Von
 Wird einst ein alter Herr Von,
 Trotz dem moralischen Geplärr von
 Dem *ἀγαθόν* und dem *καλόν*

Und weisst du, was das Resultat ist?
 Für dich legt keine Kuh ein Ei!
 Dein Herzchen, wenn du desperat bist,
 Geht wie ein alter Schuh entzwei

Dein Endchen Licht bedeckt ein Scheffel;
 Hör meinen Rat und sei nicht dumm,
 Und speis mit dem Pandektenlöffel
 Ein Dörptsches Auditorium.

Du kennst und bist das Corpus iuris,
 Jus principum, und auch das ius
 Naturae, ganz und gar in puris
 Et brutis naturalibus.

Besteig in Dorpat ein Katheder
 (Die süsse Hoffnung ist so nah)
 Und sing das Lied von Schikaneder:
 „Seht, Papageno ist schon da“.

Sehn dann die Holden, dass dein Ruhbett
 Schliesst Professorenbeine ein,
 So wird ihr Herzchen weich wie Kuhfett,
 Und jede will die Deine sein.

Zu einer solchen Verbesserung seiner gesellschaftlichen Würde und — nach Petersen — seiner erotischen Chancen hat es Hermann nicht gebracht, den der Freund 1802 von neuem andichtet:

Zwar bist du noch ein Erzzelote
 Sentimentaler Weiblichkeit
 Und siehst in jeder Katzenpfote
 Symbole der Unsterblichkeit.
 Du hältst Diät in Frass und Liebe,
 Verseraphst dich beim Wasserglas,
 Dein Auge, so elegisch trübe,
 Ist öfter als die Kehle nass.

Hermann klagt denn auch in seinen Memoiren etwas unwirsch über die schon vor Kaiser Pauls Tod aus dem Inland berufenen Professoren, „nicht gerade die besten, sondern nur so, wie man ihrer habhaft werden konnte“. Die Bauernfrage spielt auch bei ihm eine grosse Rolle, die auch Petersen gelegentlich satirisch streift:

Und wollte mir Gott noch das vergönnen,
 Dass ich mich könnte von Petersen nennen,
 Dass ich dann könnt im Bauerschinden
 Den wahren Stein der Weisen finden,
 Und 's Satans Alchymie ergründen,
 So tät ich von Herzen gern Verzicht
 Auf's letzte Fünkehen Seelenlicht.

Ein zutreffendes Bild von der damaligen Situation zu gewinnen, ist freilich schwer möglich, und ich gestehe unumwunden, dass sie für mich trotz der hier versuchten Skizzierung der zeitgenössischen Strömungen im Grunde doch ein Rätsel bleibt. Wie es möglich war, dass die repräsentativen Wortführer der Universität gegen Ritterschaft und Adel in oft durchaus agitatorischen Deklamationen loszogen, ohne im Land die schwersten Konflikte heraufzubeschwören und die Existenz der Hochschule zu gefährden, bleibt eigentlich unklar. Man lese nur Dokumente, wie die

bei der Eröffnung der Bibliothek der Universität im Dom von Parrot gehaltene Rede (6. VIII. 06, jetzt bei seinen Personalakten). Man glaubt den Agitator einer Volksversammlung zu hören, wenn da von den unruhigen Horden deutscher Ritter, von habsüchtigen Priestern, von einem Zwinger für Geist und Tätigkeit geredet wird, zu dem der Tempel des Allgütigen angeblich gemacht wurde. Und doch war der Ort auch ehemals „der Verbreitung der Aufklärung geweiht. Aber es war die Aufklärung jener Zeiten finster und tyrannisch, eine Unterdrückerin der intellektuellen und bürgerlichen Freiheit“ . . . Immerhin setzt Parrot unter den hier bestatteten Unterdrückern auch einige Gute an, die ihren Segen zu der neuen Bestimmung geben werden. Die Manen der Schlechten aber, in jenem Leben vielleicht schon gebessert, werden über sich selbst seufzen. Von einem Protest gegen solche Äusserungen ist mir nichts bekannt.

Die Studentenschaft, also mit ihr doch auch ein grosser Teil der adligen Jugend, hängt begeistert an ihrem feurigen Rektor Parrot (Bienemann 220 f)¹³⁷, wir finden zwischen ihr und ihren Professoren gerade in der ersten Zeit das beste Einvernehmen. Die Spalchabersche Sache zeigt sie gerade als Rächerin der Ehre zweier Professoren gegenüber einem Parteigänger der Ritterschaft. Umgekehrt zeigt die Professorenschaft, zumal die an deutsche Hochschulverhältnisse gewöhnte, wenig Neigung,

137) Bei der Grundsteinlegung der Universität 1805 wählte die Studentenschaft als ihren Vertreter den ersten in D. studierenden Letten, namens William: [Beise], Die kaiserl. Univ. D. während der ersten 50 Jahre ihres Bestehens, 1852, S. 46, Anm. 69. Man wird darin doch eine durchaus im Geiste Parrots liegende, bewusste Geste zu sehen haben. Über die Persönlichkeit und das Leben dieses William, er heisst hier der lettischen Namengebung entsprechend Williams, berichtet Hermann in seinen Memoiren (Bienemann, Altivl. Erinnerungen, 65 ff). Über das Interesse der Studenten und der Universität an diesem „freigelassenen Sohn eines Leibeigenen“ vgl. auch Konseilprotokoll 14. X. 03. Auch M. ist in dieser Richtung, die für die ersten Jahre so charakteristisch ist, nicht untätig. Es war ihm eine grosse Freude, auf seinen Inspektionsreisen eine verdienstvolle lettische Taubstummenlehrerin anzutreffen. Er erwirkte ihr als Ehrengabe 100 Rubel, von denen die Universität die eine, die Professoren durch freiwillige Beiträge die andere Hälfte aufbrachten, und liess durch einen der Sprache mächtigen Kollegen dazu eine lettische Übersetzung des Begleitschreibens anfertigen. An Doppelmair berichtet er am 16. Juli 03, Geld und Schreiben seien ihr am Johannisfest in Ranzen überreicht worden, die Bauern hätten das Mädchen, das übrigens einen Teil der Summe sofort an ihre Taubstummen abgegeben habe, gewaltig angestaunt.

den Büttel bei Disziplinarfällen zu spielen, die freilich in den Kreisen der Regierung mit ganz anderem Massstab gemessen wurden¹³⁸⁾. Einige Heissporne im Publikum, besonders solche, die bei der Regelung der der Universität zugewiesenen Güter und der Gerichtsbarkeit darüber engagiert waren, standen abseits, manche Adlige sollen noch nach Jahrzehnten die Universität als einen Hort liberaler Ideen beargwohnt haben, im allgemeinen aber ist nichts davon zu spüren, dass die Universität als Fremdkörper im Land betrachtet worden wäre. Parrot und Morgenstern, um nur diese zu nennen, verkehren von vornherein gesellschaftlich besonders in Kreisen des baltischen Adels, der also — auch abgesehen von besonders warmen Freunden der Universitätspartei, wie dem Landrat von Sivers — doch unmöglich in seiner Gesamtheit sich mit den Ansprüchen des ritterschaftlichen Kuratoriums identifiziert haben kann oder der zum mindesten den sachlichen Gegensatz nicht auf das Persönliche übertrug. Vorüber-

138) Vgl. den aus dem Jahre 1812 stammenden „Burschenaufzug“ von Kolbe, wo zunächst Parrot, der Rektor des Jahres, den zu einem Vivat vor sein Haus gezogenen Studenten die Entleerung aller Karzer verspricht:

Fensterwerfen, Prügelei der Knoten,
Waren auf das strengste sonst verboten,
Doch ich schenke jedem Musensohn
Auf ein ganzes Jahr Absolution.

Man zieht dann vor das Haus Grindels, der 1810 und 1811 Rektor gewesen war, dessen u. a. auch Disziplinarfälle betreffende Korrespondenz mit Klinger aus dem Riegerschen Briefband (z. B. S. 279 f) zu sehen ist.

Grindel kommt. „O meine Herrn, mich rühret
Ihre Liebe“, spricht er ganz fidel,
„Doch dass ich als Rektor dispensieret,
Freut mich, ich versichre meiner Seel’.
Mögen Sie jetzt lärmern und spektakeln,
Meinerseits brauch’ ich Sie nicht zu bakeln,
Weder schick’ ich Klingern den Bericht,
Noch sitz’ ich im Rektoratsgericht.“

Alle 83 Strophen des Burschenaufzugs sind publiziert im Lit. Monatsblatt 1906, 22 Juni. Ich verdanke die Einsicht in ein Exemplar der Güte des Herrn Rosenberg.

Grämlich klagt Hermann in seinen Memoiren über allzu grosse Freiheit, die man in der ersten Zeit den Studierenden gelassen habe. „Dieser Mangel an Zucht wurde erst 1817 ernstlich zurückgewiesen, als Graf Lieven (später Fürst und Minister des Unterrichts) Kurator wurde, nach dem Zurücktreten des Generals Klinger, der aus Verdruss abtrat, weil man seinen Warnungen und Zurechtweisungen seitens der Universität zu wenig Gehör gab.“

gehend tauchen in M.s Tagebuchnotizen Klagen auf über Verdrüsslichkeiten aus Anlass der Händel der Universität mit den Provinzen, für die sie errichtet ist; im allgemeinen ist man vielmehr überrascht über die Passivität der Gegenseite, die freilich gegenüber der alle Kreise des Landes seit langem mit Macht packenden Well: der Humanitätsreligion einen schweren Stand hatte, und kann sich des Verdachts nicht erwehren, die Professoren hätten bei den angeblich häufigen Intrigen der Ritterschaft etwas Gespenster gesehen und auch hier ihrer Neigung zu pathetischer Deklamation etwas reichlich die Zügel schiessen lassen. Hört man freilich Krause und Doppelmair, so hat man unverfälschte Vertreter des unentwegten Liberalismus vor sich, die sich überall von dem Adel gekränkt fühlen. Dabei mögen Ausdrücke verächtlicher Art, sogar sehr verächtlicher Art, wie sie Krause als Urteile vornehmer Herrn über die Dörptschen Professoren kolportiert, vorgekommen sein. Er wird zweifellos Recht haben, dass besonders die Hauslehrerstellen, aus denen ein grosser Teil auch der angesehenen Mitglieder der Professorenschaft herausgewachsen war, ich nenne nur Parrot, Jaesche, Krause, wenig danach angetan waren, den neuen Professoren ihre gesellschaftliche Stellung, auf die sie Anspruch hatten, zu sichern. In diesem Zusammenhang möchte ich doch darauf hinweisen, dass zweifellos M., dessen präziöse Eleganz man im übrigen belächeln mag, wesentlich dazu beigetragen hat, für die gesellschaftliche Stellung des Professors in D., gewiss eine nicht ganz unbedeutende Sache bei der neuen Gründung im Land, einen günstigen Boden zu schaffen. Von jenem Ressentiment ist bei ihm ebensowenig wie bei Parrot je das geringste zu spüren. Beide sind überdies schon durch eine fast krankhafte Reizbarkeit davor geschützt, sich etwas zu vergeben.

M.s Romane der ersten Zeit spielen denn auch mit adligen jungen Damen. Und aus diesem Kreis hat er dann auch schliesslich seine Gattin genommen. Also verhalte durchaus vergeblich Doppelmairs mahnende Stimme, von dessen Art der Leser hierbei eine Probe bekommt:

„Ad vocem Livland muss ich Ihnen eine wahre Anekdote mitteilen, die ausser Ihnen noch P. wissen darf. Das Fräulein M. St. ist die Heldin in selbiger. Nach ihr hat die Universität zu D. unter anderen Landplagen für Livland auch diese über jene Provinz gebracht, dass sich die — adligen Fräuleins daselbst sogar

mit Professoren verheiraten. Nicht genug, dass diese aus altem reinen edlen Blut entsprossenen Fräulein Pfarrherrn zuteil werden, nein — sogar soweit vergeben sie sich, dass sie, noch einmal: sogar Professorenweiber abgeben. Ich dachte immer, dass diese Allianzen gerade ein Vorteil für die livländischen Adelsfamilien — reinen und unreinen Bluts — wären und dass diese schon deswegen ein jährliches Dankfest am Stiftungstag der Universität zu D. feiern müssten, weil doch einige ihrer Töchter durch die Universitätsmänner der schweren Bürde der Jungfrauschaft enthoben würden, die sie ohne selbige in die Grube mitnehmen müssten. Dennoch muss ich durch das Organ des livländischen Adels, vom Fräulein M. St., hören, dass diese — auch die Ehe befördernde Anstalt in ihrem Vaterlande nicht als eine Landeswohltat, sondern für eine Strafe des Himmels angesehen würde. Merken Sie sich das, lieber Freund, im Fall Kupido, der unaufhörlich wie ein brüllender Löwe in der Welt herumschleicht und sucht, welchen jungen Mann er verschlinge, sich vor Ihrem Studierzimmer hören lässt“ (5. III. 06). Man wird diesen gesellschaftlichen Verkehr, der, trotz Doppelmair und Fr. St., gar nicht selten zu Ehen führte, natürlich in Anschlag bringen für die Beurteilung unserer Frage. Die Professoren wachsen doch offenbar mehr und mehr in die tatsächlichen geschichtlichen Bedingungen des Landes und seiner Gesellschaft bis zu einem gewissen Grad hinein. Natürlich wird man nicht erwarten, über diese Dinge im einzelnen klare Ausführungen bei ihnen zu lesen¹³⁹⁾.

Mir ist es doch im hohen Grad charakteristisch, mit wie ganz anderen Gefühlen M.s Nachfolger, Preller, seine Situation, allerdings rückschauend, in seinem Büchlein über Madai beurteilt.

139) Soviel ich sehe, nehmen erst seit 1812 Adelskonvent und Universität die Beziehungen zueinander auf, durch offiziöse und persönliche, nicht offizielle Einladungen zu Feierlichkeiten. Meyer (der erste Vertreter des Zivil- und Kriminalrechts) freut sich im Zirkular über die Anwesenheit der Professoren bei der „Landtagspredigt“ darüber, dass alte Spaltungen und Missverständnisse sich beheben. „Für uns erhält der Adelskonvent wirklich erst vom morgenden Tage an (16. VIII. 1812) sein Dasein. Aber von nun an werde er ... auch bei keiner Gelegenheit vergessen.“ Dieser Bemerkung schliessen sich Morgenstern, Hezel und Burdach an, G. Ewers findet freilich jene recht selbstbewusste Wendung schon juristisch bedenklich. Die Akten über Feierlichkeiten und Einladungen zeigen übrigens vielfach auch Symptome von Gereiztheit zwischen Stadt und Universität.

Man muss natürlich seine vorzeitig abgebrochene Dorpater Wirksamkeit und die besonderen Bedingungen der Amtsniederlegung Madais mitberücksichtigen. Morgenstern kommt in das Land, um als Apostel des Wahren, Guten und Schönen unter dem Szepter des aufgeklärten Alexander zu wirken. Er misst nach ganz allgemeinen Massstäben, die gesellschaftliche Kultur gefällt, die Leibeigenschaft missfällt ihm¹⁴⁰). Er hätte sich gerade so überall benommen. Preller findet, dass die Provinzen mit ihrer ganz deutschen Bildung zunächst eine deutsche Universität mit deutschen Professoren hatten, dass dann aber unter Uwarow die deutsche Bildung in Missachtung geriet. Vor seiner Ankunft nur unvoll-

140) *Zur Zeit Leos X. lebte Rafael etc. Machiavelli etc. Und zugleich Tezels Ablasskram! Feinheit des livländischen Adels und doch dies Verhältnis zu den Bauern* (DXXXVI, 92). In der ewig diskutierten Agrarfrage ist M. verhältnismässig zurückhaltend. Einmal (16. Juli 03) schreibt er an Doppelmair: „Nun wird dem Bauern zu seiner Zeit die Morgenröte eines besseren Tages anbrechen“. Balk aber berichtet mit Behagen von Bauernunruhen auf den Gütern von Liphardt („Ratshöfchen“), die durch Truppen und die ihnen zur Verfügung stehenden Gründe zur Raison gebracht worden seien. „Der Spass kostet ihm einige Tausend Rubel; diese Evakuierung dürfte, nach meinem Urteil, bei ihm sehr indiziert gewesen sein, denn er ist jetzt um vieles liberaler geworden“ (27. VIII. 03 an D.). An einer anderen Stelle klagt er, dass in der Bauernsache *altum silentium* herrsche, und träumt davon, dass der „Aristokratismus knirscht“ und die Gottheit ihres Lieblings Alexander Namen in die Annalen der Unsterblichkeit schreibt, „in dessen Hand der Pflug das Grosskreuz und alle Heermeisterwappen überwiegt“ (2. I. 04 an Doppelmair). Doppelmair, an Kur-, Liv- und Estland ganz verzweifelnd, meint gar (an M.), es werde hier nicht besser werden, als bis der Herrgott selber, mit einem grossen Geldbeutel in der einen, dem Ochsenziemer in der andern Hand, vom Himmel steigt. Alle Schulkommissionen, Landreformen u. s. w. nützten doch nichts. Charakterisch ist bei Doppelmair sogar eine Neigung zu Russland im Gegensatz zum Baltikum — er stammte aus dem Bayreuthischen und war dann Leibarzt am russischen Hof gewesen. Er träumt sich vom Rhein nicht mehr nach Livland zurück, sondern allenfalls „in den Schoss des steinernen Mütterchens Moskwa“. Diese Absicht hat er auch ausgeführt, freilich nur, um bald in die napoleonische Katastrophe Moskaus hineingezogen zu werden und alles zu verlieren, was er besass.

Charakteristisch für die professoralen Weltbeglückter ist die Neigung zu technischen Erfindungen, die dem Fortschritt der Menschheit dienen sollen. Eine der ersten Denkschriften, die Parrot dem Monarchen zusandte, handelte von der hygienischen Schädlichkeit wollener Hemden und fügte ein von seiner Frau gearbeitetes Trikothemd bei. Der Hebraist Hezel ist von Jugend an mit dem Ausarbeiten und Erfinden von Apparaten für handwerkliche und landwirtschaftliche Tätigkeit beschäftigt. Hier muss sich M. doch nicht so recht für kompetent gehalten haben. Das Projekt einer Dreschmaschine, das ihm Doppelmair übersandte, gab er an seinen Freund, den Landrat von Sivers, weiter.

kommen über diese Dinge unterrichtet, befindet er sich bald in D. in schmerzlichem Zwiespalt zwischen seiner amtlichen Verpflichtung und der höheren Pflicht, die deutsche Bildung, Ehre und Überzeugung zu vertreten. Er kennzeichnet die verschiedene Stellung der Professoren diesen Problemen gegenüber. Die einen, so scheint es ihm, betrachten ihre Aufgabe als einen Vorpostendienst deutscher Wissenschaftlichkeit und deutscher Redlichkeit, den sie trotz aller Schikanen um der verbrieften Rechte der Universität willen und im Interesse der höheren, auf deutscher Kultur und geistigem Zusammenhang mit Deutschland beruhenden Bildung leisten, die anderen — es ist die Partei Neue — sind Leute, „welche in dem Genusse eines gesicherten Besitzes und einer allerdings in mehr als einem Betracht wichtigen und genussreichen amtlichen Tätigkeit bei allen Neuerungen die Nachgiebigkeit für das Geratenste hielten“. Ob diese Charakteristik die Motive jener Männer erschöpfend wiedergibt, kann hier dahingestellt bleiben. Ich kann von allen diesen Dingen bei M. nichts finden. „Die meisten haben den vom lauten Markt des Tages fern den Musen Lebenden nur unvollständig dem Rufe nach gekannt“, sagt in einem sehr bezeichnenden Satz Mercklin von dem kurz zuvor Bestatteten. M. selbst hatte vor langen Jahren mit Genugtuung in seinen Festreden hervorgehoben, dass infolge der Freiheitskriege das Ansehen des russischen Namens gewaltig gefördert worden war, von der in der gleichen Zeit überall einsetzenden romantischen Vertiefung der Begriffe Volk und Nation war er selbst mitgerissen worden. Nichts deutet freilich darauf hin, dass er damals die Möglichkeit von Konflikten, die sich auf Dorpater Boden aus diesen Gründen ergeben konnten, ins Auge gefasst hatte. Als sie kamen, war er ein alter Mann, bei dem längst jene innere Harmonie, an der er zu allen Zeiten der Jugend und des Mannesalters als an seiner Hauptaufgabe gearbeitet hatte, eine starre Form geworden war.

Preller kommt nach Finnland und ist nicht wenig erstaunt, bei der teils „indigenen“, teils schwedischen Bevölkerung die Beobachtung zu machen, „ein wie weites Gebiet sich in diesen nordischen Landen die deutsche Bildung und Wissenschaft erobert hat“. M. hat zu dieser Frage kein Wort geäußert, sie lag ihm und Parrot, als sie in Wiborg und anderen Orten Schulen mit deutscher Grundsprache eröffneten, völlig fern. Sie wollen den Bereich der deutschen Sprache weder schützen noch erwei-

tern, sie wollen das Licht der Aufklärung überall leuchten lassen und knüpfen ganz naiv und ohne jede Reflexion an die nach Lage der Dinge gegebenen Sprachenverhältnisse an. Das bedeutet: Die Sprachenfrage, die heikelste und peinlichste Seite nationaler Kämpfe, existiert in D. in ihrer Epoche überhaupt nicht. Parrot, im französischen Sprachgebiet in dem damals württembergischen Monbéliard (Mömpelgard) geboren, hat zur Mutter- und Kindheitssprache das Französische, das er zeitlebens mindestens so gut wie das Deutsche schriftlich und mündlich handhabte. Die beiden haben, wie aus M.s Aufzeichnungen ersichtlich ist, über alle Probleme im Himmel und auf Erden debattiert, bezeichnenderweise aber, soviel ich sehe, nie über derartige Dinge. Dabei ist ja wenigstens M. als Philolog und Schöngeist himmelweit entfernt von jener im Aufklärungszeitalter nicht seltenen, bei Leibniz und den Philanthropisten herrschenden Auffassung, dass die Sprache nichts weiter ist als ein mehr oder weniger vollkommenes Zeichensystem für ein und dasselbe Begriffssystem. Er hat für deutsche Sprachrichtigkeit und Sprachschönheit, wie seine Sammlungen beweisen, das allerhöchste Interesse. Aber die Sache unter dem kulturpolitischen Gesichtspunkt zu betrachten, liegt ganz ausserhalb seines Denkens. Übrigens bot sich im Verkehr nicht nur mit dem Kaiser und dem Hof, sondern auch sonst vielfach Gelegenheit, französisch zu sprechen und zu schreiben. Die Fertigkeit konnte offenbar von allen repräsentierenden Personen der Universität ohne weiteres vorausgesetzt werden, man hört nicht, dass Schwierigkeiten deswegen entstanden. Dass das Lateinische noch durchaus als internationale Gelehrtensprache gelegentlich vorgeschlagen werden konnte und man sich auch darauf einigen konnte, beweisen die Aufzeichnungen M.s. Verhältnismässig spärliche Kenntnisse scheint M. auf dem Gebiet der russischen, lettischen und estnischen Sprache gehabt zu haben. Er notiert gelegentlich einige Wendungen aus diesen Sprachen, die ihn aus diesem oder jenem Grund interessieren ¹⁴¹⁾.

Von Petersen gibt Viktor Hehn (Balt. Geistesleben I, 212 = Balt. Monatsschrift II, 401) die bezeichnende Charakteristik: „Für das Deutschtum aber konnte Petersen so wenig wie Goethe sich erwärmen; über dies blinde und enge Gefühl hatte ihn die hu-

141) *Die estnische Sprache hat ein artiges Wort für Ehe; abielu. Der Zusammensetzung nach bedeutet es Hilfsleben* (DXXXVI 312).

mane Bildung, die aus unseren Klassikern sprach, erhoben; über E. M. Arndt drückte er sich einmal wegwerfend aus“ u. s. w., wobei hinter „dies blinde und enge Gefühl“ ein Ausrufezeichen gesetzt wird.

Auch der Bibliothekar Emil Anders betont, dass sein Vater ganz kosmopolitisch dachte (Balt. Monatsschrift XXXIX, 94) und in Kaiser Alexander das Ideal eines liberalen Herrschers verehrte. Zugleich berichtet A. sehr interessant von der um 1820 einsetzenden Veränderung der geistigen Atmosphäre: „In diese Zeit fiel bei vielen Personen, auch Lehrern und Beamten in Dorpat, der Übergang vom Rationalismus zum Pietismus und Herrnhutismus, die vom Kurator und nachherigen Minister Lieven besonders protegirt wurden. Diese Richtung widerstand meinem Vater und unserem ganzen Verwandtschafts- und Bekanntschaftskreise ganz, und sie wurde oft bei uns besprochen und bespöttelt, zumal wenn wir hörten, wie dieser oder jener so plötzlich umzuschlagen verstanden“. Er berichtet weiter, bis zu welchen Verrücktheiten die exaltierte Religiosität in manchen Kreisen ging und erwähnt insbesondere die Rolle der Frau von Krüdener¹⁴²⁾ dabei. Diese Fragen führen uns zu unserem nächsten Abschnitt.

C. Religion.

Mit einer eigentümlichen Beharrlichkeit ist M. der Religiosität seiner Jugendzeit zeitlebens treu geblieben, deren Form wir mit dem Schlagwort „ciceronianisch“ glaubten charakterisieren zu

142) Mehrmals berichtet M. in den ersten Dorpater Jahren über Zusammensein mit der nachmals so berühmten Mad. Krüdener, der Verfasserin der Valerie. „Sie erzählte mir viel aus ihrem Leben; sprach besonders lebhaft über religiöse Gefühle etc. Sie war offen und hingebend im Gespräch, oft warm, wie ich sie im ersten Gespräch in Dorpat gefunden“, heisst es DXCIII 142 (Ende Jan. 1805 in Riga). Ähnliches berichtet von jenem früheren Zusammensein M. deutsch an Doppelmair und französisch an Madame Klinger in Petersburg: „M^{me} de Kr. racontait beaucoup de sa vie avec un abandon et avec une franchise, qui me frappait . . . J'en donnerai mon récit à son temps, vis-à-vis de votre canapé, Madame“ (DCVI 174). Über diese Dame vgl. u. a. die Darstellung bei Goetze, Golizyn 36 ff. und in Hermanns Memoiren (in Bienemanns Altivl. Erinn. 55). Der letztere lernte sie als Hauslehrer kennen, „dieselbe, welche später als Prophetin und Seligmacherin durch bergeversetzenden Glauben so bekannt wurde. Damals war es bloss die irdische Liebe, der sie sich mit aller Kraft ihres erfinderischen Geistes widmete“. Der meist von ihr getrennt lebende Gatte überraschte H. zur selben Zeit mit einer die Garvesche an Kürze und Kraft des Ausdrucks übertreffende Übersetzung von Ciceros de officiis.

können. Die früh befestigte Abneigung gegen überspannte Frömmerei und dogmatische Gebundenheit liess ihn nicht in ein Verhältnis zu der bereits 1820 mächtig gewordenen pietistischen Zeitströmung gelangen, im Tagebuch erhofft er höchstens beiläufig und indirekt etwas daher für wahre Religiosität, sowie er überhaupt mit Cicero und dann vielen Vertretern der Aufklärung nicht recht los kommt von der Anschauung, dass die Volksreligion mit ihrer notwendigerweise nur relativen Wahrheit zu trennen ist von der Religion der philosophisch Gebildeten. Die Angst vor Fanatismus und Verketzerung fremder Ansichten kommt hinzu, um ihn das erneute Auftauchen längst erledigter Dinge sehr misstrauisch ansehen zu lassen. Schon 1805 entwarf er den Magister- und Doktoreid für die philosophische Fakultät u. a. mit folgender Formel: *Religiose sancteque polliceor me, ut veritatis cultorem non parcum nec infrequentem, sic omnis erroris tum superstitiosi tum fanatici adversarium impigerrimum atque acerrimum per vitam futurum.* In die stets streng gefasste, zu andauernder Selbstkontrolle nötigende Moralauffassung mischt sich, ohne dass für mein Gefühl hier ein Ausgleich erreicht würde, der feste Glaube an jene „Menschlichkeit“ als ein überaus hohes Gut.

Deshalb ist es unnötig, seine Zuflucht bei der Gottessohnschaft Christi zu suchen. Schon im Namen seines Ideals ist der grundsätzliche Optimismus ausgedrückt, mit dem M. die menschlichen Anlagen betrachtet, und er glaubt an die Möglichkeit, freilich auch an die Notwendigkeit, Sinnlichkeit und Tugend zum Ausgleich zu bringen in der dem Schönen, Wahren und Guten von Natur zugewandten Seele: deswegen versündigen sich am Menschen die, die ihn in die „Dornen der Scholastik“ oder in den „Abgrund des Mystizismus“ führen. Das Herrschen des Tierischen ist des Menschen unwürdig, wo man von bösem Herzen spricht, sollte man lieber von der vergifteten Quelle des moralischen Sinnes reden. Perioden, so tröstet er sich, mit überwiegender Betonung des Verstandes oder umgekehrt des Gefühls wechseln. Dabei passiert viel Missbrauch. Der wiedererwachende Obskurantismus (Nov. 1815) kann doch nicht mehr dauern. In frühen Jahren hat er sich auch mit metaphysischen Spekulationen über das allerrealste Wesen Gottes und seine Attribute herumgeschlagen. Längst hat er erkannt, dass damit nicht viel gewonnen und nicht viel verloren ist, und auf anderem Weg eine viel sicherere Himmelshoffnung für den Tod errungen (DXXXVI 162).

Noch in einer Aufzeichnung v. J. 1840 (DXXXVI 228) erscheint ihm die Sache selbst, das Eine, was not tut, doch recht einfach: Pflichtliebe und Pflichttreue, mit Religion als stetem Abhängigkeitsgefühl vom unendlichem Urgeist des Allgegenwärtigen, und er wundert sich über die Auseinandersetzungen seines Freundes Ferd. Delbrück mit Schleiermacher, noch viel mehr natürlich über andere Christologen und trübselige Dogmatiker, „*erkennend übrigens die immer fortdauernde Unvermeidlichkeit gelehrter dogmatischer Erörterungen und Streitigkeiten zur womöglichen Sicherung notwendig zu fixierenden Volks- und Frauenglaubens*. Geläuterte Religion ist ihm Sache des *durch Einsicht geläuterten Gefühls*, doch billigt er auch dem Glauben an Faktisches und Positives insofern und insoweit eine *subjektive Wahrheit* zu, als er auf den Menschen eine *echt religiöse Wirkung tut* (a. a. O. 278). Bei einer Predigt des Dorpater Oberpastors Lenz (DXXXV 122 f) stösst ihn einmal das Übernatürliche, insbesondere die auf anthropomorphistisch-jüdischen Begriffen beruhende Versöhnungsdogmatik ab. Ähnliche Zeugnisse liessen sich zu Hunderten häufen.

Man versteht, dass M. sich vielmehr mit den rationalistischen Theologen der ersten Zeit verständigen konnte und die exegetischen Vorlesungen doch am liebsten in den Händen des vielleicht vom Standpunkt des „Volks- und Frauenglaubens“ aus etwas anrühigen, aber durch solide sprachliche Kenntnisse ausgezeichneten Hezel belassen hätte. Als einsamer Orthodoxer wirkte in der theologischen Fakultät der Schwede Lorenz Ewers, 1802—1824 Professor der systematischen Theologie, der immer in M.s Aufzeichnungen als charaktvoller Biedermann erscheint, aber als reichlich antiquiert und in vieler Beziehung etwas kindisch galt. Wenn er, in Wirklichkeit auf seine Kollegen zielend, die ihn etwas von oben her betrachteten, von „Semler dem Schubjack“ sprach, so diente das höchstens zur Belustigung seiner Hörer, denen er wohl gelegentlich sagte: „Ihr werdet nun wieder sagen: Du alter orthodoxer Ochse, aber ich habe doch recht“. Bei Todesfällen reflektiert M. in alter Weise. Nicht ohne Zweifel bekennt er die Hoffnung, vorangegangene Liebe dort oben wiederzufinden. Vom Begräbnis der Frau seines Kollegen Mützel zurückkehrend schreibt er (13. Nov. 1811): *Quae pervagaberis loca, animula? Der Wanderer, der bisher mit der Diligence fuhr, fühlt, wenn der Wagen, in welchem er bisher sass, hinrollt und er allein geht, sich so isoliert — und nun die Seele — allein, ohne*

Körper, unter Welten! . . . Relinquamus aliquid, quo nos vixisse testemur! Sehr merkwürdig berührt die folgende Aufzeichnung Morgensterns: *Der Kinderglaube ist freilich hin. Mir aber ward ein grosser Ersatz im Genuss des Schönen der Malerei von Gegenständen der christlichen Mythologie bei Rafael, Correggio etc., und ich empfinde das fast so, wie die Freuden jenes Kinderglaubens* (DXCV, 432).

Ebenso geht die Zwiesprache mit der Vorsehung sowie die Arbeit an der Selbsterziehung zur Harmonie weiter. Durchaus unterschreibe ich das Urteil Mercklins: „So gewiss ein Leben, von solchem Gottesbewusstsein durchdrungen, fromm und frei macht, war M. ein frommer Mann, aber den Glauben mit der Freiheit des Geistes versöhnend; der göttlichen Natur und seiner endlichen sich bewusst, hat er unablässig aus dem irdischen Staub gerungen nach dem Besseren“.

D. Universalismus.

Man kann die nach heutigen Begriffen unheimliche und verdächtige Vielseitigkeit M.s unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachten. Neben persönlichen Momenten ist in Betracht zu ziehen der philologische Unterricht seiner Studentenzeit, die Tradition der Humaniora an deutschen Universitäten und ihre Verbindung mit dem durch Lessing, Winckelmann, Goethe repräsentierten klassischen deutschen Schrifttum. Man muss aber daneben auch bedenken, dass ein Universalismus ähnlicher Art für die repräsentativen, hervorragenden Mitglieder der alten Dorpater Universität fast selbstverständlich war. Es gibt kaum den Gegensatz von bedeutenden Fachgelehrten und allgemein anregenden Lehrern und Menschen; niemand wird behaupten, dass die viri obscuri, die weniger hervortraten, etwa darum in ihrem Fach durch Konzentration Tüchtigeres geleistet hätten, als jene Vielseitigen in dem ihrigen. Alles spricht für das Gegenteil. Sieht man ab von dem bescheiden sich zurückhaltenden Jaesche, den der Ruhm verklärt, ein Lieblingsschüler des grossen Kant gewesen zu sein, der aber doch auch an der Lehrerbildung in hervorragendem Mass mitwirkt und obendrein durch sein Fach eigentlich eine scientia omnium humanarum divinarumque rerum vertritt, und vielleicht noch von dem einen oder dem anderen Namen, so sind jene Einseitigen gerade häufig diejenigen, die, durch zufällige Be-

ziehungen aus irgendeiner Praxis zur akademischen Lehrkanzel berufen, Mühe hatten, bei dürftig bepacktem Schulsack einigermaßen das *docendo discere* zu üben. Neben den anderen tief eingreifenden Veränderungen des geistigen Lebens machte sich, als am Schluss der Lieven-Ewersschen Ära der Bestand der Professorenschaft fast völlig erneut war, in der Zusammensetzung auch die Tatsache bemerkbar, dass als Normaltypus nunmehr der in seinem Fach lehrende und forschende Professor gilt, jener frühere Typus aber des in allen Sätteln gerechten Weltmanns seinen Kredit eingebüsst hat.

Parrot ist als Physiker nicht unbedeutend und in seinen Vorlesungen ein freilich ungleichmässiger und durch vielfache Geschäfte häufig unterbrochener, aber im Ganzen höchst anregender und beliebter Dozent. Aber nicht als Physiker wirkt er auf die Gestaltung des Schulwesens ein, was immer eine seiner liebsten Beschäftigungen war, nicht als geschäftsgewandter Bureaukrat vertritt er die Universität nach aussen: als dämonisch unberechenbare Herrschernatur muss er, er kann gar nicht anders, in die grössten und kleinsten Räder des Weltgeschehens eingreifen. Es ist ganz undenkbar, sich diesen Mann dauernd entweder am Schreibtisch vorzustellen, wie er der Forschung in ihren mühseligen Einzelgängen folgt, oder im physikalischen Kabinett, wie er die Anfängerarbeiten der Studenten kontrolliert und fördert.

Von ungemein vielseitigen Interessen ist auch der schon mehrfach erwähnte Theologe Hezel: Exegese des Alten und Neuen Testaments, semitische und klassische Sprachen, Moral, Philosophie, das ist nur der Grundstock. Dazu kommen praktische Grammatiken antiker und moderner Sprachen, wie er denn auch zeitweilig ein Erziehungsinstitut in Dorpat geleitet hat. Ausserdem braute er Syrup und Rum, interessierte sich theoretisch und praktisch für den Hausbau, wobei seine häufig missglückenden Versuche den Spott seines Kollegen Krause herausforderten. Immerhin mag es damit zusammenhängen, dass er es als einziger Dorpater Professor zu der Ehre gebracht hat, Eponym einer nach ihm benannten Strasse zu werden. Morgenstern musste ihm seine Entwürfe zu „ätiologischen“ lateinischen Grammatiken begutachten, die er in ausführlicher Fassung für Lehrer, in kürzerer für Schüler ausarbeitete, wobei ihm die neuerdings vieldiskutierte Einführung der Sprachwissenschaft — natürlich einer solchen,

wie er sie verstand — in den lateinischen Schulbetrieb vor-schwebte. Er erfand daneben eine Erdstampfmaschine und eine Dreschmaschine, schrieb eine Anleitung zum Gebrauch der ersteren beim Hausbau, propagierte die Maiskultur als unversiegbare Quelle des Wohlstands der Völker des russischen Reichs, schrieb über Judenbekehrung, Pindar, Münzen, Richtererkennnisse, über den babylonischen Turm und über griechische Geschichte, gab ein französisches Komplimentierbuch heraus, erklärte den Sündenfall, verfasste Dialoge über die Schrift, um alle ferneren Spötereien über Bibel und Religion zu verhüten, u. s. w. u. s. w. Nach Ausweis der Akten über Berufungen aus der ältesten Zeit reichte der vielgeschäftige Mann schon vor seiner Ankunft in D. den spezifizierten Plan eines Erziehungsinstituts ein, das er auch an der neuen Stätte zu leiten gedachte. Mit dieser pädagogischen Vielgeschäftigkeit erscheint er ebenso wie in manchem andern als Geistesverwandter der Basedow und Bahrdt, passt aber damit zugleich, wenn auch plumperen Geistes, zu verwandten Neigungen Parrots und M.s.

Krause, weiland stud. theol., dann Soldat und Weltreisender, ist eigentlich nur durch Zufall zum Professor der Landwirtschaft und zum Universitätsarchitekten geworden. Der Oberschlesier war nach dem Tode seiner Eltern völlig mittellos auf die Wanderschaft gegangen. Als 14-jähriges Kind hatte er in Zittau brave Leute gefunden, die sich seiner annahmen, hatte bei dem Stadtbaumeister den Geschmack für Architektur entwickelt, bei einem Töpfer gearbeitet, daneben das Gymnasium besucht und sich an dem Studium der Alten veredelt. Wie Laukhard aus Hunger und Schulden heraus Soldat geworden, hatte er dann freilich sich auch in die Probleme der Fortifikation eingearbeitet, als Landwirt später in Livland sein architektonisches Talent im Anlegen zweckmässiger ökonomischer Gebäude gezeigt, aber bei alledem ist es fast unbegreiflich, wie dieser dilettierende Autodidakt die vorbildlichen Universitätsbauten schaffen konnte. Ein begabter Zeichner, guter und verständiger Kenner fremder Länder und Menschen, ein Mann von vielfacher, auch historischer Bildung, so war er seinen Freunden lieb ¹⁴³).

143) Die philosophische Fakultät gab ihm 1810 (Dekan M.) am 13. Dez. den Ehrendoktor, viro exstructis omnibus operibus academicis de universitate praeclare merito, rara praeter doctrinas atque artes ad cathedram quam ornat pertinentes doctrinae ethnographicae et geographicae copia spectando.

Rambach, der Kameralist, ist in erster Linie Romanschriftsteller, Schöngeist, Schulmann und Philolog und erst in letzter Vertreter des Faches, dessen Lehrstuhl er inne hat.

Für Morgenstern, von dessen Vielseitigkeit an dieser Stelle noch einmal eine Charakteristik zu geben nicht not tut, ist ungemein bezeichnend, dass reine Fachleute nicht nur etwas Unsympathisches für ihn haben — das würde ja nicht weiter überraschen —, sondern auch etwas Unheimliches. Sie machen ihn geradezu wochenlang melancholisch, wie seiner Zeit schon die Begegnung mit Heindorf. Ähnliche Erfahrungen gehen weiter, so etwa mit dem Anatomen Loder Ende 1896 (DXCIII, 422).

Dieses Missbehagen beruht ganz wesentlich darauf, dass er fachliche Leistungen durchaus als solche zu würdigen versteht und durch seine emsig gepflegte Lektüre mit unbefangenen Urteil verfolgt. Seine eigenen philologischen Jugendschriften hatten seinerzeit ein vielleicht allzu günstiges Echo gefunden, es waren ihnen aber dann in der Epoche des strengen fachlichen Betriebs der Altertumswissenschaft nicht Veröffentlichungen gefolgt, die ihn im lebendigen Zusammenhang mit dem wissenschaftlichen Leben seiner Disziplin gezeigt oder doch eine starke persönliche Leistung dargestellt hätten. Sein Konflikt gleich mit seinem ersten Dorpater Fachkollegen Francke interessiert, soweit die zufälligen behandelten Objekte und Daten in Betracht kommen, heute schwerlich noch jemanden, von höchstem Interesse ist er aber als ganz typischer Konflikt der von M. versuchten Konzeption einer neuhumanistischen Eloquenzprofessur mit einem normalen Fachvertreter. Darum verdient die Sache etwas eingehendere Betrachtung.

9. Philologus.

Omnincipides, Nilabsolvides.

Während der Bestand der griechischen Literatur noch jetzt langsam, aber ständig durch Papyrusfunde wächst, sind Hoffnungen auf eine gleiche Vermehrung im Falle der Lateiner gering. Grosse Überraschungen wird man schwerlich noch von den Bibliotheken in dieser Beziehung erwarten dürfen, wenn auch vielleicht immer noch hie und da ein Buchdeckel durch seine Auflösung oder ein noch nicht richtig katalogisiertes Blatt einen kleinen Zuwachs unserer Erkenntnis bringen mag. Vielleicht, dass die Lava, die sich über Herculaneum i. J. 79 ausgebreitet hat, Schätze birgt, von deren Vorhandensein wir nichts ahnen.

Wenigstens lässt uns die Tatsache hoffen, dass unter den verkohlten herkulanensischen Rollen neben griechischen Texten wenigstens ein lateinisches Gedicht historischen Inhalts in ansehnlicheren Resten erhalten ist, dieses freilich das einzige Pfand für eine derartige Zuversicht bei den jetzt wieder eifrigst dort betriebenen Ausgrabungen, denn die übrigen dort gefundenen lateinischen Texte beschränken sich auf bedeutungslose kleinere Fetzen von Buchstaben, Silben und Wörtern.

Als M. November 1809 in Herculaneum war, war man gerade mit dem Aufwickeln und Entziffern der schon geraume Zeit vorher gefundenen literarischen Reste beschäftigt, die sich wie Tabaksrollen ausnahmen. M. interessierte sich für diese Technik, die damals noch unvollkommen war: „Man hält unwillkürlich den Atem an bei diesen, wie durchlöcherter Zunder, vom leisen Hauche beweglichen, schwarzen Blättchen, damit dieser nicht etwa uns einen Gedanken des alten Schriftstellers oder ein von ihm aufgezeichnetes Faktum entführe. Wie, auch beim sorgfältigsten Abrollen, das Abreissen von Stückchen unvermeidlich ist, sah ich mit eignen Augen“. M. erhielt wenigstens von dem damals noch nicht fertig gestellten Tom. II der *Volumina Herculanea* 4 Blätter als vorläufiges Geschenk mit 8 Kolumnen, die eben jenes lateinische Gedicht enthielten, das als *bellum Actiacum* (pap. Herc. 817) in der philologischen Literatur später bekannt wurde und das von den Kämpfen des Octavianus, des Antonius und der Kleopatra handelt. Er schrieb an Heyne in Göttingen einen kleinen Traktat darüber, der ihn mit einigen Zusätzen in den *Gött. gel. Anzeigen* (April 1811, 64. u. 65. Stück) veröffentlichte. Der 2. Band der *Volumina* war immer noch unbekannt geblieben, und M.s Angaben waren als erste Notiz für die deutsche Gelehrtenwelt sehr willkommen. In demselben Jahr 1811 gab M. das erste Heft seines Reisetagebuchs heraus, in dem er genauer und ausführlicher den Text vorlegte und mit Noten illustrierte. Den Autor sucht M. nicht zu bestimmen, äusserlich scheint ihm die rhetorische Behandlung geschichtlicher Stoffe an Lucanus zu erinnern, „doch nirgends an seine Energie; trägt auch nirgends eine Spur seines, vielleicht noch immer nicht anerkannten hohen Geistes“¹⁴⁴). An einigen Stellen hat M. den Text

144) M. hat Lukan sehr hoch gestellt. Ich denke, eine Betrachtungsweise, wie die von Ed. Fraenkel, L. als Mittler des antiken Pathos (Vorträge der Bibl. Warburg IV. 229 ff), hätte ihm in hohem Masse zugesagt.

richtig ergänzt¹⁴⁵), wobei er freilich oft mit den ihm noch unbekannten Vermutungen Ciampittis zusammentraf, dessen edierter Text übrigens an einigen Stellen von dem seines Druckbogens abwich. Mit anderen Andeutungen, die mehr vermutungsweise hingeworfen waren, hatte er weniger Glück, und vor dem schwarzen Verdacht, bei einem solchen Vorschlag das *o* im Namen des Antonius kurz gemessen zu haben, musste er sich Kreyssig gegenüber, der trotz seines sonst M. gegenüber bezeugten Wohlwollens doch die freilich unklare Fassung einer seiner Äusserungen so glaubte verstehen zu müssen, durch eine umständliche Darstellung dessen, was ihm eigentlich als Möglichkeit mehr oder weniger klar vorgeschwebt habe, schützen. Kreyssig nämlich, dem wir die erste gründliche Ausgabe des Gedichts verdanken¹⁴⁶), legt durchaus Morgensterns Edition zugrunde und folgt seinen Aufstellungen kritisch Wort für Wort, wobei er zugleich den mit M. über viele Einzelheiten geführten Briefwechsel heranzieht. Seitdem scheint M.s Name aus der Debatte ziemlich verschwunden zu sein. Bei Baehrens (*Poetae Latini Minores* I, 212 ff, wo zuerst das in Oxford befindliche apographon Hayterianum und die danach hergestellten Tafeln herangezogen sind) und bei Riese (*Anthologia Latina* I, 1) wird sein Name weder im Apparat noch in der Vorerinnerung genannt. Erwähnt wird seine Tätigkeit dagegen von dem jüngsten italienischen Editor Ferrara¹⁴⁷).

Eine ganz offenkundige Schwäche der M.schen Arbeit liegt darin, dass, was natürlich für ihn bezeichnend ist, nicht unterschieden wird zwischen einem Aufsatz, der ein weiteres interessiertes Publikum und die Fachgenossen über die paläographische Bedeutung des Fundes, Inhalt und Form des poetischen Fragments und die Möglichkeiten einer Wiederherstellung zertrümmer-

145) Z. B. col. I, 5 rerumque per u[sum, 9 nec defu[it] impetus illis, col. V, 3 cum [t]ela pa[ra]ntur, col., VI, 6 oci[us] interem[it], 7 in[ter] saep[t]am animam, 9 [h]as int[e]r s[t]rages.

146) Meissen 1835, zusammen mit den Fragmenten von Sallusts Historien I. III; derselbe hatte schon Ips. 1814 die Fragmente des bellum Actiacum ediert. Erschienen waren noch die Ausgaben von Fea (Rom 1811, der praefatio einer Horazausgabe angehängt), Orelli (praef. zu Epicuri fr., Lps. 1818) und Montanari (mit ital. Übersetzung u. d. Titel Frammenti di Rabirio poeta, Forlì 1830). Bei Kr. erscheint durchgehends die scripturae diversitas ex ed. Dorpat. enotata.

147) In dem Aufsatz Sul papiro Ercolanese latino 817 (*Rivista di filologia* XXXV (1907) 468). Die jetzt vergriffene Ausgabe (Papiae 1908) habe ich leider nicht vergleichen können.

ter Stellen geschickt und verständig orientiert, und einer wissenschaftlichen Ausgabe, die herauszuholen sucht, was zu gewinnen ist durch methodische konsequente Verfolgung der paläographischen Möglichkeiten und des sprachlichen Ausdrucks. Wie immer, hat er die fachliche Leistung Kreysigs, die der seinen schon durch das bewusste Streben nach Ausschöpfung aller Möglichkeiten überlegen ist, sofort anerkannt und sich an vielen Stellen gern belehren lassen. Er selbst hatte das horazische *Est quodam prodire tenus, si non datur ultra* zitiert und sich hinter einem bequemen Skeptizismus verschanzt, der die Grenzen des Sicheren, des mit einiger Wahrscheinlichkeit Möglichen und des Phantastischen in Nebel hüllte. „Bei manchen der hier abgedruckten Versfragmente möchte es in der Tat nicht viel besser stehen, als bei dem Spiele mit *bouts-rimés*, denn allerdings mag ein nicht ungeübter Freund solcher artigen Tändeleien manche wohl zusammenhängende, sinnreiche Verse leicht zusammenfinden, aber bei einigem Witze auch diese mit gleicher Leichtigkeit variieren: eben wegen des weiten Spielraums, den der blosse Endreim lässt. Nicht viel anders möchte es wenigstens mit einem Teile dieser Herculianischen Versfragmente beschaffen sein u. s. w.“

Genau das gleiche Verfahren bescherte M. in einem zweiten Fall aus zufälligen persönlichen Anlässen einen peinlichen Zusammenstoß. Weit über das Persönliche hinaus aber ragt der hier deutlich sich offenbarende Gegensatz der Eloquenzprofessur Morgensternscher Konzeption zur fachlich-wissenschaftlichen philologischen Arbeit. Wiederum ging M. daran, einen ihm zufällig bekannt gewordenen Fund dem Publikum in kluger, wohlorientierter, schön formulierter Darlegung nahe zu bringen, heiter skeptisch vor allzu scharfer Ausdeutung dessen, was nun doch einmal unsicher bleibe, warnend. Ein junger baltischer Edelmann, O. Fr. von Richter, früh von Reiselust, wissenschaftlicher Neugierde und Überdruß an den in Europa geltenden langweiligen Lebensansichten gestachelt, hatte sich im Orient den Keim einer tödlichen Krankheit zugezogen, die ihn dahinraffte, als er gerade durch Kaiser Alexander in einer freien, seine wissenschaftlichen Arbeiten fördernden Weise der persischen Gesandtschaft attachiert werden sollte. Der Nachlass kam nach Dorpat. J. Ph. G. Ewers gab (Wallfahrten im Morgenland, 1822) heraus, was an Tagebüchern und Briefen bemerkenswert erschien, und Morgenstern berichtete im gleichen Band über Handschriften, Bücher, Kunstge-

genstände und Kuriositäten, die der Univ.-Bibliothek und seinem Kunstmuseum dabei zugeflossen waren. Dabei wurde das Universitätsprogramm vom S. S. 1820 über die griechischen Münzen Richters wiederholt. Die von Richter an einigen Orten des Orients, aber auch auf Lesbos, Zypern, in Konstantinopel u. s. w. ausgezeichneten griechischen Inschriften werden unter 48 Nummern abgedruckt — nicht alle waren neu, und einige von ihnen wurden bald nachher in ähnlichen Reiseberichten von anderen gleichfalls publiziert —, wobei M. der Versuchung nicht widerstehen konnte, einige Bemerkungen zur Erklärung beizufügen, was er ohne besondere Prätension und nicht ohne die Befürchtung, den Adressaten Ewers damit noch mehr als mit den bisherigen antiquarischen Berichten zu langweilen, zu tun vorgibt. Von einer etwas längeren zyprischen Inschrift in metrischer Form hatte er gelegentlich seinem Kollegen Francke Mitteilung gemacht, der sich sofort mit einem wahren Feuereifer an ihre Deutung machte, den älteren Kollegen fast in einem Dutzend kurz aufeinanderfolgender Briefe über den Fortschritt seiner Interpretation unterrichtete sowie über die Verwerfung seiner alten Ergänzungen, über neue Versuche, die dann bald wieder modifiziert wurden u. s. w., und der schwerlich so bald mit der Schlussredaktion seiner Ansichten, die in Morgensterns Beitrag zu der Ewersschen Publikation ihren Platz finden sollte (jetzt dort 646—652), zu Rande gekommen wäre, wenn jener, der im gleichen Jahr 1822 seine Schrift über Raphael Sanzios Verklärung schrieb und den Richterschen Inschriften auf die Dauer kaum grossen Geschmack abgewinnen konnte, nicht endlich sein *Claudite iam rivos, pueri, sat prata biberunt* gesprochen hätte mit dem Bemerken, die Sache sei doch wahrhaftig, zumal an dieser Stelle, nicht tanti. M. schickte dem Franckeschen Beitrag in etwas wohlwollend herablassendem Ton seine eigene Kritik nach, belehrte jenen — reichlich breit — über alles mögliche, gewann aber dann durch die Besprechung des letzten Verses der Inschrift den Übergang, um noch eine Weile sich mit den eleusinischen Mysterien zu beschäftigen und stimmungsvoll mit einem Wort des Gedenkens an Richters Grab auf dem fränkischen Friedhof in Smyrna zu schliessen. Francke hatte er von seiner Kritik nicht Kenntnis gegeben, teils aus äusseren Gründen der Drucklegung, teils, weil, wie er launig oder naiv bemerkte, „der natürliche Egoismus jedes, selbst des die Wahrheit über alles liebenden Autors, in der eignen Druckschrift wenigstens,

für seine Sache, also für sich, gern das letzte Wort behält“. Das war der Anlass des Streits, in dem die Objekte kaum, die Prinzipien sehr interessieren.

Johann Valentin Francke, 1792 in Husum geboren, war in Kiel ein Schüler des Heyneschülers K. F. Heinrich (Bursian, Gesch. der klass. Phil. 731) gewesen, wo er sich auch habilitiert hatte. Nachdem er noch eine Weile an der Gelehrtenschule in Flensburg gewirkt hatte, erhielt er, philologisch durch Arbeiten über Kallinos und Juvenalis bekannt geworden, einen Ruf nach Dorpat auf die neu errichtete, bisher noch von M. mitverwaltete zweite Professur für klassische Philologie¹⁴⁸), dem er Sommer 1821 folgte. Unter den über Fr. von M. eingezogenen Gutachten traf eines, das der Kieler Jurist und philologische Mitarbeiter Heinrichs (Bursian 732) Andreas Wilhelm Cramer erstattet hatte, wenn mich mein freilich nur literarisch vermittelter Eindruck nicht täuscht, den Nagel auf den Kopf. Er rühmte die Gelehrsamkeit Franckes, fügte aber hinzu, dass er, der vorwiegend im engen Kreis des Elternhauses gelebt und ohne Welt- und Menschenkenntnis sei, unter dem durch linkische Schüchternheit erregten Schein der Bescheidenheit in Wirklichkeit grosse Selbstüberschätzung hege. In Dorpat, wo ihn M. der Fakultät, ohne in seinem Antrag jener Einschränkung zu gedenken, empfohlen hatte, bestätigte er bei dem engeren Kollegen die Erwartungen, die in bezug auf Gelehrsamkeit und Scharfsinn bestanden, rief jedoch bei demselben durch Mängel der ästhetischen und philosophischen

148) Aus den Berufsakten ersieht man, dass M. ursprünglich an Graefe und Spohn gedacht hatte, was in der Tat im Falle des Gelingens für die Dorpater klassische Philologie in beiden Fällen viel bedeutet hätte. Graefe (ADB IX, 555), in Chemnitz 1780 geb., Schüler Gottfr. Hermanns, dann einer der vielen sächsischen Hauslehrer im Baltikum, wurde 1810 nach Petersburg berufen, wo er mit Uwarow in persönliche Beziehungen trat. Seit 1818 Mitglied der Akademie, beschäftigte er sich u. a. mit Nonnos, den Bukolikern, grammatischen, auch sprachvergleichenden Arbeiten, glänzte auch als Dichter griechischer Sprache und starb in seiner zweiten Heimat St. Petersburg 1851. Spohn (Bursian, Gesch. der kl. Phil. 716) dozierte seit 1815 an der Universität Leipzig, wo er 1819 ordentl. Professor wurde, arbeitete über Homer, Hesiod, antike Geographie, nahm auch gleichzeitig mit dem Franzosen Champollion die Entzifferung der ägyptischen Schriftzeichen in Angriff. Der Versuch, dessen Fehlschlagen in beiden Fällen nicht wundernimmt, ist doch bezeichnend dafür, was man nach der gerade für Berufungsmöglichkeiten so jämmerlichen und verzweifelten Lage in der ausgehenden Klingerschen Kuratel nun bei neu befestigten äusseren Bedingungen beanspruchen zu dürfen glaubte.

Seite gleich von Anfang an Bedenken hervor. Als Lehrer scheint er mit seiner nüchternen grammatischen und textkritischen Art M. glücklich ergänzt zu haben. Der schon mehrfach erwähnte Anders scheint freilich als Haupteindruck nur behalten zu haben, dass Fr. bei einer Interpretation der Frösche des Aristophanes das Gequake der Frösche sehr täuschend nachmachte. Im Falle der Inschriften sah Francke sich da, wo er um das Verständnis der Stellen ehrlich gerungen hatte, mit billigem Gerede kritisiert. War er an der Hand des Materials zu einer sprachlich und sachlich begründeten Ergänzung gekommen, so verdross es ihn, wenn der „Freund“ von der Warte des kritischen Skeptizismus herab zu verstehen gab, dass das alles ja ganz hübsch ausgedacht sei, dass er selbst wohl auch ähnliche Möglichkeiten erwogen habe, aber dass freilich der Bedenken viele seien, dass man ebensogut oder besser an etwas anderes denken könne, dass absolute Gewissheit eben da nicht zu erzielen sei u. s. w. Fr. schrieb sofort am 18. IV. 23 einen ihn köstlich charakterisierenden Brief an M., indem er ihm einen fürchterlichen Kampf bis zur Vernichtung ankündigte. Alle etwaigen Versuche, ihn durch persönliche Bemühungen milder zu stimmen, seien ganz aussichtslos. „Als beendet darf nach meiner Meinung der Kampf nicht eher angesehen werden, bis einer von beiden sich verloren gibt.“ Von M.s Aufstellungen werde kein Stein auf dem anderen bleiben. „Werden Sie empfindlich, so schaden Sie nur sich selbst.“ „Wer die Wunden, ohne welche es dabei nicht abgeht, nicht verschmerzen kann, muss den Streit nicht anfangen u. s. w.“ Auf diese lächerlichen Rodomontaden antwortete M. mit voller menschlicher Überlegenheit in dem Sinne, dass er weit entfernt sei, ihn von seinen Absichten abhalten zu wollen; werde die Sache durch weitere Diskussion gefördert, so sei ihm das nur lieb, er selbst freilich habe nicht im mindesten die Absicht, sich auf eine Polemik einzulassen. So schwieg er denn auch und liess es sich im wesentlichen ruhig gefallen, dass ihm das widerfuhr, was er seit seiner Jugendzeit als schlimmste Begleiterscheinung der wissenschaftlichen Produktion gehasst und verachtet hatte, eine mit breitem Behagen, boshafem Witz und persönlichen Anspielungen aufgezogene, an unbedeutende Gegenstände der Diskussion angeknüpfte Polemik. Francke nämlich schrieb jetzt mit einem Bienenfleiss und breit ausladender Gelehrsamkeit über die paar Inschriften einen grossen Folianten zusammen (Griechische und

lateinische Inschriften gesammelt von O. F. von Richter, herausgegeben von Joh. Val. Francke, Berlin, Reimer 1830, 551 Seiten), den er „mit ungeheuerem Kostenaufwand“ (Neuer Nekrolog der Deutschen VIII 1830, 2. Teil, 740) drucken liess und in dem er geflissentlich die flüchtigen Einfälle M.s Revue passieren liess. Den letzten Bogen korrigierte er auf dem Totenbett, die übermässige Anstrengung hatte ihn überreizt, ein Nervenfieber raffte ihn in diesem Zustand in jungen Jahren dahin. Sieht man auf die Sache, so hat Francke natürlich in siebenjähriger intensiver Arbeit aus diesem Material sehr viel mehr herausgeholt als M. mit seinen in der Laune des Augenblicks geborenen Einfällen. Ferner ist Franckes Art, mit einer gewissen engstirnigen Konsequenz das paläographische, sprachliche und inhaltliche Material zu einem Lösungsversuch zusammenzupacken, für die Forschung weit erfeulicher als M.s spielerischer Skeptizismus. „Möchten wir beide“, so schreibt Francke in der Vorrede, wo er triumphierend die Hauptprunkstücke seiner Polemik hoch hebt, „uns nur vor allen Dingen darüber verständigen, dass ein Streit zwischen uns über das Ziel und die Methode der Konjekturenkritik ohne Erfolg bleiben muss, weil ich, mag ich im einzelnen Recht oder Unrecht haben, doch nun und nimmermehr von den Versuchen, positive und das Ganze umfassende Ergebnisse zu finden, er hingegen bei solchen Aufgaben ebensowenig von den Warnungen davor abstehen wird. Für möglich oder unmöglich zu halten, dass auf dem Ehrendenkmal eines Mannes am Ende vieler Lobsprüche gestanden habe, er sei vom Rate verurteilt worden, zu wissen oder nicht zu wissen, dass die Kaiser ihr Konsulat nicht jährlich erneuerten, dass in *Φλ'. Λέοντος* das *λ'* nicht auf die Zahl 30 deutet, dass es eine Göttin *Anaïtis* gab, dass *ἀπολογώτατος* aller Analogie zuwider, *βαθροζόν* kein scalare, *τὸ τεῖχος ἀναιρεώδη* kein Griechisch ist, und Ähnliches mag ihm minder bedeutend scheinen, wenn ihm nur kein gewagter Ergänzungsversuch von Worten oder Tatsachen nachgewiesen werden kann, der sich hinterher nicht bestätigt. Ich hingegen scheue mich sehr vor Fehlern jener Art, während ich mich Gefahren der letzteren wissentlich bei jedem Schritt aussetze. Nennt er sich einen Skeptiker, so bin ich es auf andere Weise vielleicht noch mehr, indem ich in der Kritik gar keine Gewissheit für objektiv anerkenne, nicht einmal die des aufmerksamsten Augenzeugen, wirklich genau das gesehen zu haben, was er mitteilt, oder die eines untadelhaften Berichtes oder Textes, der

sich bisher ohne Abweichung Jahrhunderte lang fortgepflanzt hat, ebendeswegen aber um so weniger Bedenken trage, was mir jedesmal subjektiv gewiss ist, entschieden hinzustellen, bis ich selbst oder andere Besseres finden.“ Will man überhaupt von einem Streit über die Methoden der Textkritik reden — beide sahen es so an, in Wirklichkeit liegt der Gegensatz natürlich an einer anderen, viel tieferen Stelle —, so hat Francke mit jenen Worten die Sache einigermaßen klargestellt, er besserte z. B. in den angegebenen Stellen *ἀξιολογώτατος* und *ἀνεκώθυ*. Tragikomisch mutet es an, dass die zyprische Inschrift, an der sich der Streit ursprünglich entzündet hatte, in der Folgezeit abermals zu einem Zankapfel zwischen Welcker und Gottfr. Hermann wurde, wie in Dorpat zwischen M. und Francke¹⁴⁹⁾, dass hier, sieht man vom Methodischen ab, im Tatsächlichen manche Dorpater Streitobjekte durch bessere Lesungen gegenstandslos geworden sind und dass im übrigen M. in diesem Fall, wo er kaum mehr Tage an die Sache setzte, als jener Jahre, mehr Recht im ganzen und einzelnen behalten hat, als jener. Ein wirklicher Vergleich der Leistungen für alle Inschriften ist bei der Sachlage nicht möglich, ich glaube, es kann nicht zweifelhaft sein, dass M., wenn er wirklich einmal in seinem Leben 7 Jahre ernstlich an einen Stoff gesetzt hätte, eine

149) Vgl. Welcker, *Sylloge epigr. graec.* 1828 no. 34; dagegen Gottfr. Hermann, *Leipziger Lit. Ztg.* 1829. 80. Welcker antwortet 1829 (Zu der *Sylloge e. gr.*, Abweisung der verunglückten Conjekturen des Herrn Prof. Hermann, 44 ff), Hermann darauf wieder *L. L. Ztg.* 1829 1192 f. Es berührt peinlich, diese beiden einander Mangel an Kenntnis der Gräzität, der Prosodie sowie der kritischen Methode vorwerfen zu sehen ganz in der Art Franckes. Welcker urteilte über die Dorpater Kollegen an der zuerst genannten Stelle: *editum fuit . . . cum Franckii et Morgensternii commentationibus . . . , sed ex apographo minus scito, ita ut operam perdiderint viri doctissimi, emendando ille ex ingenio, hic autem examinanda collegae explicatione et idoneis argumentis dissolvenda. Neque Franckium ipsum ab inveniendi et hariolandi ardore, fallaciarum pleno, quem in tali opere nemo facile satis defendit, remissionem sedatoremque factum, istud commentum diu tuitum esse credo.* Hierauf konnte F. noch im Nachtrag in seiner gereizten und drohenden Manier eine Antwort geben (498). Dass Francke in seinen Änderungen und Aufstellungen oft sehr kühn ist und M. mit Recht dagegen Bedenken geltend macht, ist richtig, berührt aber nicht das eigentlich Wichtige und Prinzipielle des Falles, obwohl auch M. selbst es so ansah, nämlich als einen Streit willkürlicher Konjekturalkritik gegen bedachtsame Vorsicht. Ein zweiter Konflikt, der aber mehr sachlich und implicite geführt wurde, entbrannte zwischen den Dorpater Philologen anlässlich einer Münze. Die Dokumente sind: *Neues Museum der deutschen Provinzen Russlands I*, 1. Anhang und *Morgensterns Universitätsprogramme 1826 I und II*.

nicht nur schriftstellerisch, sondern auch inhaltlich ganz anders bedeutsame Leistung zuwege gebracht hätte. Er ist eigentlich überall, wo nicht das Sitzfleisch in Betracht kommt, der Überlegene. Den schwierigen letzten Vers der zyprischen Grabinschrift

Εὐλάλιος γαμικός μόνος ἐνὶ φθιμένοις

hat er richtig verstanden: hochzeitlich allein nach dem Tode, Persephone ist die Braut (a. a. O. 670 ff), freilich nach seiner Art gleich wieder sich Einwände machend, beim Thema Mysterien Warnungen des kalt und scharf prüfenden Lobeck zur Vorsicht nicht überhörend, doch hoffend auf Erfüllung von Senecas Wort: *Eleusis servat quod ostendat revisentibus*. Der nüchtern platte Francke hat ihn wegen jener Deutung mit Hohn und Spott übergossen, bei ihm, Welcker und G. Hermann ist der Sinn der Stelle wieder verdunkelt, freilich in verschiedener Weise, v. Wilamowitz aber erklärt, ganz wie M., bei Kaibel, *Epigrammata graeca* no. 288: *apud inferos tantum matrimonio paratus sum* [scil. *Persephona*]. In einem anderen Fall zeigt M. durchaus richtiges Sprachgefühl, wenn er nämlich in dem Plural

ἐς αἰδέρα καὶ Διὸς αὐλάς

eine Erweiterung und Vergeistigung des Begriffs sieht, worüber Francke, der beim Plural immer viele Dinge sehen will, höhnt. Der Plural ist dann bestätigt worden, und M. hat Recht behalten. Volle Überlegenheit im Persönlichen und Menschlichen ist von vornherein bei M. unverkennbar. Boshafte persönliche Anspielungen und kleinliche Nörgeleien charakterisieren Franckes ganze Polemik, nach bekannter Manier soll überall nachgewiesen werden, der „Freund“ und „Vorgänger“ kenne irgendeine Tatsache sprachlicher oder sachlicher Art nicht und könne kein Griechisch. Da M. in jener zyprischen Inschrift auch den Einfall gehabt hatte, vielleicht sei das schwierige *Gamikos* das *Proprium* und „*eulalios*“ bedeute der „wohl redende“, meint F. (79), „der gute *Gamikos* beweist nur seine Gesprächigkeit, indem er sie sich mitten in einem ganz fremdartigen Satz beigelegt. Von einer solchen Gesprächigkeit hat man wohl Beispiele, die man nicht weit zu suchen braucht“. Nicht übel heisst es von M., dem bei seiner (richtigen) mystischen Erklärung des Schlussverses gleich wieder Bedenken gekommen waren, dass bei ihm „ein ungebetener Hochzeitgast, der nicht recht fest auf den Füßen steht, sich mit einer doppelten Verbeugung gegen Creuzer und Voss zwischen zwei Stühle setzt“ (80). F. fasst

das *βαθροῦν* in einer Grabschrift nicht als Treppchen wie M., sondern als Basis, spottet also über das morsche Ding, auf dem man jenem ja nicht nachklettern solle. Der Witz ist gleich schlecht, die Beweisführung aber glücklicher in einem anderen Fall, wo M. unter einem erwähnten *δημόσιος* einen Polizeidiener verstand, Fr. einen tabularius. Er fürchtet, der Polizeidiener in M.s Sold werde das Denkmal nicht gegen kritische Misshandlung schützen. „Den Schnörkel am Ende der Inschrift überlasse ich meinem Vorgänger, der ihn für einen Zierat hält, zum Ehrenzeichen für seinen Polizeidiener.“ Dagegen ist der Witz treffend und die Beweisführung einleuchtend in einem dritten Fall, wo es sich um eine von einer Frau ihrem Mann gesetzte Ehreninschrift handelte. Mit Überraschung fand M. ihn am Ende genannt *καταψηφισθέντα ὑπὸ τῆς ἱεροτάτης βουλῆς*. „Denn hier schliesst in edler Einfalt die . . . Inschrift.“ Darauf F.: „Überraschend und einfältig genug: aber wo steckt das Edle?“ „Wer so urteilt, dessen Überraschung wird erneuert werden, wenn durch blosser Verdoppelung der Endsilbe des *κατα* plötzlich die Verurteilung schwindet . . . *κατὰ τὰ ψ. . .*“, also: gemäss den Beschlüssen. In wieder einem anderen Fall erkennt F. in dem seinem Vorgänger unverständlichen ANAEITEIA Spiele zu Ehren der Anaitis. „So hat sein Genius ihn hier ganz verlassen? Oder hätte nicht die himmlische Lautenspielerin Anaïtis, der weibliche Morgenstern, ihm vor allen huldreich erscheinen sollen?“ Es ist die einzige Stelle, wo der überreizte Mann den Namen seines Gegners bei Gelegenheit einer anzubringenden Bosheit sich in die Feder kommen lässt. Von dem Ton seiner Polemik sagt er selbst (86): „Sollte unser Ton nicht ganz zusammenstimmen, so kommt das daher, dass er sein Instrument nach der Stimmgabel eines alten Freundes in den Dresdner Kammerton mit gleichschwebender Temperatur gestimmt hat, ich hingegen das meinige bald auf diesen, bald auf jenen Ton der Lessingschen Tonleiter zu stimmen pflege, je nachdem ich den einen oder den andern für den treffenden halte“. Die in einzelnen Bogen des grossen Werkes allmählich ans Licht tretenden Angriffe Franckes lösten, wie natürlich, in dem kleinen Universitätsstädtchen, das die Professoren im vertrauten Gespräch als Höhle der Fama zu bezeichnen pflegten, grösstes Erstaunen aus. Sah man doch die Gelehrsamkeit eines Mannes etwas zerzaust, der in allen Humanioribus als eine Art Doktor Allwissend galt, der, wie es der derbe Krause in seinen Memoi-

ren an einer im Druck unterdrückten Stelle ausdrückt, „alles herauszubringen vermag, selbst ob ein gefangener Floh zwischen den Nägeln oder auf der Bettleiste geknickt wurde“. Ausser Krause berichtet auch Anders in seinen Memoiren von dem grossen Streit. Sehr schön sagt Mercklin, der in der wissenschaftlichen Arbeit doch ganz andere Bahnen wandelte als M., zu dem Fall folgendes, was ich durchaus unterschreibe (24): „Der Mannesseele, welcher Freundschaft und Liebe ein Bedürfnis war, fehlte aber auch der Mut nicht, ohne Beistimmung und im Kampf mit Widersachern den eigenen Weg zu gehn, welchen er als den rechten erkannt hatte. Darum zerfiel er in der letzten Zeit in Halle mit F. A. Wolf, darum scheute er nicht den langen Federkrieg mit seinem nächsten Kollegen Joh. Val. Francke, ohne dass deshalb ihm der Blick für das, was er jenem schuldete und fort und fort an ihm verehrte, was er an diesem bereitwillig anerkannte, getrübt ward. Und aus diesem Streit trat er wenigstens insofern als Sieger hervor, als er dem heftigen Angriff die massvollste Haltung, eingedenk seiner Sophrosyne, und als er sich und der Sache genug getan, Schweigen entgegensetzte“. In der Tat waren die menschlichen und persönlichen Gewichte auf den Wagschalen dieses Streites so verschieden verteilt, dass er M., zumal die Einzelheiten das gelehrte Publikum wenig interessiert haben werden, kaum geschadet hat. In der Vorrede zu Kühlstaedts Dissertation, wo er, wie schon erwähnt, 1832 einen Überblick über die Geschichte der Dorpater Philologie gibt, äussert er sich so würdig, wie man es in einem solchen Fall nur tun kann, über den Verstorbenen im Anschluss an die lange von ihm gehegten Hoffnungen auf die durch ein philologisches Seminar zu erzielende Verbesserung des philologischen Unterrichts (p. XV): *Atque maiori iure exspectari id poterat, quum paulo post, auctumno eiusdem anni (1821) de schola Flenopolitana, cuius esset subrektor, evocatus, mea quidem opera et collegis et curatori illustrissimo primum commendatus, Dorpatum advenisset philologus pereruditus, haud vulgari acumine praeditus, Joannes Valentinus Franckius, Holsatus, Callino suo nonnullisque aliis scriptis in orbe litterario nomen insigne consecutus, Heinrichii, Kiliensis olim, nunc Bonnensis universitatis litt. professoris clarissimi, quondam discipulus, iam alter in univ. litt. Dorpatensi ll. gr. et lat., simulque historiae litterarum et paedagogicae p. p. o. Licet enim fieri non potuerit quin per officii communionem ad consuetudinis familia-*

ritatem quandam adducti, nos, ego et ille, pro diversa nostra et sentiendi et iudicandi ratione in non paucis rebus, praesertim in re critica, haud raro dissentiremus, tamen in iudicio de indole discipulorum ferendo, ut in verissima eos praeceptis iuvandi voluntate, prope consentiebamus . . . Dann heisst es in anderem Zusammenhang (XXVII): Franckio improvisi morbi dira acerbitate litteris atque academiae Dorpatensi erepto . . .

Zahlreiche Entwürfe und Pläne auch auf philologischem Gebiet gingen nach Ausweis der Tagebücher dem beweglichen Mann durch den Kopf, aber ausgeführt ist davon nichts worden. Ich erwähne den Plan einer Sammlung der auf die Geschichte der antiken Philosophie bezüglichen Autorenfragmente und Zeugnisse, ein Riesenunternehmen, bei dem freilich die Ausführung auch nur eines kleinen Teils mehr bedeutet hätte als das Planen des Ganzen. M.s Nachfolger Preller hat gerade im Jahre seiner Ankunft in Dorpat 1838 die erste Auflage seiner mit Heinrich Ritter herausgegebenen *Historia philosophiae graecae et romanae ex fontium locis contexta* ausgehen lassen, ein noch jetzt in Ansehen stehendes Werk, bei dessen Neuherausgabe auch der zweite Nachfolger Jaesches, Gustav Teichmüller (in Dorpat 1871—1888), gelegentlich beteiligt war. Eine andere Aufgabe, die M. lockte, war z. B. [die Sammlung aller auf die bildenden Künste bezüglichen Notizen bei antiken Autoren. Andere Einfälle sind mehr allgemein gedacht, Studien über Geschichte der moralischen Vorstellungen u. ä. m., natürlich immer mit kritischem, wertendem Kommentar geplant. Wie wenig er überhaupt Historiker im positiven Sinn ist, beweist folgender wunderlicher Einfall: *Wer den Ammianus Marcellinus umarbeitete in Rücksicht des Stils, täte, bei der Trefflichkeit des Inhalts, vielleicht etwas nicht ganz Undankbares* (DXXXVI, 155); also glaubte M. allen Ernstes, man solle doch, wie man für die Schüler einen von allen grammatischen Flecken gereinigten Cornelius Nepos herausgegeben hat, so auch für die Erwachsenen einen in seiner stilistischen Tracht allzu eigenwilligen und zu wenig salonfähigen Autor umkleiden und in die philologische Normalkleidung schnüren. Ammianus Marcellinus ist allerdings ein überaus schwer lesbarer Autor, da er, als geborener Grieche ohnehin nicht frei über das Latein verfügend, obendrein zu einer wunderlichen und bizarren Mischung aller möglichen Seltsamkeiten des Stils neigt und nach Jean Paulscher Manier mit ständigen Lesereminiszenzen die Darstellung würzt. Der

ernste Sittenrichter, der pathetische Charakterzeichner, der allem Zwang und allem Dogmatismus abgeneigte neutrale Monotheist mochte andererseits M.s Sympathie leicht finden.

Dass Wolf ihn oft und dringend gemahnt habe, gerade auch nachdem eine örtliche Trennung eingetreten war, seine Kräfte zu grossen philologischen Leistungen zu konzentrieren, wie er sie von ihm erwarte, hat M. oft aufgezeichnet: *Was Wf. wollte, dass ich werden sollte, ward ich nicht: ein bedeutender Philolog* (DXXXV, 148), u. ä. oft anderwärts; das hat er auch in der Jubiläumsrede hervorgehoben (12). Hier heisst es, dass er weder Wolf noch sich selbst in dieser Beziehung genug getan habe. „Warum nicht? Weil ich, dieser Mensch, dies Einzelwesen, mit von der Natur so und nicht anders angelegten, meinem Geistes- und Gemüts- und Geschmacksbedürfnis gemäss nur weiter auszuführenden Umrissen eines Charakters, deren ich mir lebendiger und meiner selbst gewisser bewusst war, als jeder Dritte es sein konnte, sogar einen Fr. Aug. Wolf nicht ausgenommen, — kurz weil ich von je meinen eignen Weg zu gehen liebte. *Αὐτὰρ ἐγὼν βασιεῦμαι ἐμὸν ὁδόν*, schrieb ich einst ihm selbst“. Der Spruch, der ein Lieblingswort Wolfs ist, das er in entscheidenden Momenten gern gebrauchte (so einmal gegenüber Heyne als angehender Schulmann, das andere Mal gegenüber Wilh. von Humboldt in Beziehung auf die verdriesslichen Berliner Kämpfe um Plato, Heindorf u. s. w.; Reiter, Ilbergs Neue Jahrb. VII (1904) 90; Körte II 106), ist, wie man sieht, gerade bei diesem Adressaten gut gewählt. Übrigens sind mir Briefe der erwähnten Art zwischen Wolf und M. nicht bekannt. Im Jahre 1808 besuchte M. Wolf in Berlin zu Beginn seiner grossen Reise und schrieb in sein Tagebuch darüber u. a.: *W. mahnte mich an eigne philologische Arbeiten: es sei endlich wieder Zeit. Und darin hat er Recht* (CCC, 95). Wolf berichtet über M. im Anschluss an diesen Besuch am 8. Sept. 1808 an Joh. von Müller in der erwähnten Weise (Briefe an J. v. M., hsg. von Maurer-Constant III, 386).

In der Natur der Morgensternschen Eloquenzprofessur liegt es, dass seine Äusserungen über mangelnde grosse philologische Leistungen nicht widerspruchslös sind. Bald ordnet er sich ohne weiteres in die Linie der Philologen ein und erklärt es aus der grossen Zersplitterung seiner Kräfte — und wer würde ihm dies nicht gern zugestehen? — oder aus anderen persönlichen Gründen, etwa der Ruhelosigkeit seines liebebedürftigen

Herzens, dass es nicht zu dauernd befriedigenden Leistungen bei ihm gekommen ist. Bald aber deutet er an, dass er es ja eigentlich auf anderes, in seiner Art Gleichwertiges oder gar Besseres abgesehen habe. Es wird jedoch hier das Richtige sein, M. selbst in einer knappen Auswahl seiner ungeheuer zahlreichen Äusserungen zu dieser Frage zu Wort kommen zu lassen.

Winckelmann sagt: Warum sollte ich meine Zeit mit Kollationieren von Handschriften hinbringen, da ich das Altertum aus alten Denkmälern erklären kann? Auf ähnliche Art sag' ich mir: Warum meine Zeit verschwenden mit mühseligem Zusammensuchen und Forschen über unbedeutende Dinge, da ich mich mit dem Geist und Charakter der edelsten Menschen aller Zeiten beschäftigen und vielleicht manches von anderen weniger Bemerkte, weniger Gefühlte in ihnen nachweisen kann (DXXXV, 80)?

Merkwürdig bleibt mir immer F. A. Wolfs gewissenhaftes Streben nach historischer Wahrheit in der Literatur, auch in Kleinigkeiten, bei seinem übrigens so kritisch-skeptischen Geiste. Nov. 1804 (ib. 87).

In der Regel haben Weltleute und Geschäftsmänner von Geist eine besser gewählte und besser verdaute Lektüre als Gelehrte vom gewöhnlichen Schlage, da jene, weniger lesend, nur das Klassische lesen. 1804 (ib. 115).

So wie Konjekturealkritik als die Blüte philologischer Kenntnisse von selbst hervorgeht im wohlorganisierten Kopfe, so in einem wahrhaft weiblichen Gemüt, auch wo das Weib kalt scheint, die Liebe. Jene ist kein besonderes Talent des wahrhaft philologischen Kopfes, diese kein besonderes Talent des wahrhaft weiblichen Herzens. Eins wie das andere gehört zum vollständigen Ganzen, quillt unausbleiblich zu seiner Zeit (ib. 295 f).

In der Jubiläumsrede heisst es im Zusammenhang mit dem weisen Rat Funks, der ihn in der Jugend vor allzu gefährlichem ardor studii litterarum durch sein Dringen auf Sophrosyne bewahrt habe: Und so bin ich alt geworden, und der Baum, nicht krank, nicht saftlos, hat doch der reifen Früchte bei weitem weniger getragen, als er wohl gekonnt, und, denk ich, gesollt hätte. Heindorf, der berühmte Philolog, einst noch auch mein fleissiger Zuhörer in Halle, von seinem alten Vater, dem Berlinischen Professor, mir persönlich zugeführt und von dessen Kollegen, meinem Freunde Spalding, besonders empfohlen, starb von überspannter Anstrengung und übertriebener Arbeitsseligkeit nur zu früh erschöpft, lange vor der Zeit. Ich

gab ein Beispiel wohlbenutzten Rates eines weisen Mannes (a. a. O. 6). Anders als an dieser recht merkwürdigen Stelle klingt es wieder sonstwo. Da will er überhaupt nicht unter die Philologen, sondern unter die Schriftsteller deutscher Nation gerechnet werden, die man liest, nicht *weil sie ein Buch geschrieben, sondern weil sie selbst so oder so waren* (DXXXVI, 118; v. J. 1806).

Immer wieder fällt auf, wie fern M. im Grunde jedem geschichtlichen Denken steht. Vom Standpunkt des 19. Jahrhunderts aus, das ein rechtes saeculum historicum war, ist man geneigt und berechtigt, bei Winckelmann und Fr. A. Wolf die Anfänge historischer Betrachtung hervorzuheben. Dem Zeitgenossen erschien das, wie gerade M. beweist, keineswegs so, und das umsoweniger, als bei jenen selbst ja die historische Betrachtung mit andersartigen Impulsen versetzt war. Bemerkungen in dieser Richtung findet man bei Spranger, W. von Humboldt und die Humanitätsidee, S. 458 und 490 f. Es ist bei M., dem Eloquenzprofessor, schwer zu entscheiden, inwieweit er, in seiner Dorpater Isolierung weniger von Modeströmungen gepackt, im 18. Jahrhundert stehen bleibt und inwieweit er Altes nach seiner Sonderart weiterbildet. Denn eine eigenartige Leistung bleibt es doch, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts diese Fülle von Fächern nicht als ein blindes Sammelsurium, sondern als lebendige Einheit persönlich als Prophet des Humanismus vertreten zu haben. Prachtvoll ist auch die Antwort, die M. einmal dem sich immer als herumhorchender, undelikat geschäftiger Meister Ubique bewährenden Böttiger auf dessen Frage „Was haben Sie auf dem Amboss?“ gab. Sie lautet kurz und klar: *Mich selbst!* (17./29. Jan. 1808).

7. Freunde und Korrespondenten. Persönliches.

Mit Dank gegen die Vorsehung zählt der Alte bei der Festtafel (Auch ein Vortrag 13 ff) eine stattliche Reihe meist berühmter Namen auf, deren Freundschaft ihm beschieden gewesen sei. Hätte er alle aufzählen wollen, denen er diesen Ehrentitel irgendwann einmal gegönnt hat, so wäre die Liste fast ins Unübersehbare gewachsen und hätte zum mindesten eine dreistellige Zahl erreicht. Freilich hatte seine Seele von der Knabenzeit an geschwelgt in dem hohen Namen „Freund“ und „Freundschaft“, sich unendlich oft einsam und unverstanden gefühlt, aber doch bei ihrem Bedürfnis nach Verehrung und bei ihrer Mitteilsam-

keit immer wieder Anschluss gesucht und gefunden. Man wird auch hierin die Verwandtschaft mit Cicero nicht verkennen. Umfasste doch M.s eigene Briefkorrespondenz jährlich mehrere hundert Nummern, so dass wohl das nulla dies sine epistola die Regel darstellte. Dass Tränen, Umarmungen, Seufzer, Melancholien sehr locker sitzen, ist schon wiederholt angedeutet worden. Das gehört ebenso wie gewisse Überschwänglichkeiten zum Lebensstil nicht aller, aber doch recht vieler jener Generation. Natürlich ist das auch zur richtigen Würdigung der Briefe Parrots an Alexander zu bedenken. In der so sehr anziehenden Schilderung Julius Eckardts von der Universität Dorpat ist gerade das verzeichnet, dass der Leser das ganz falsche Bild einer harmlosen patriarchalischen Beschaulichkeit erhält, das am allerwenigsten für die repräsentativen Figuren der ersten Zeit passt.

Zum treuen Freund machte M. vor allem sein zarter Herzensstakt. Der alte Jaesche bittet ihn 1823 beim Tode seines Erstgeborenen „als eine tröstende Erscheinung alter Freundschaft“ zu sich. In der Begräbnisstunde seiner verklärten Sally hatte M. vor 15 Jahren ihn unter dem Geläute der Sterbeglocken „durch Gespräche, die das Jenseits zum Gegenstand hatten“ erheitert und gestärkt. Krause ist immer wieder gerührt über kleine, zarte Aufmerksamkeiten, die er seinen Kindern erweist; Leute, die im Spital der Liebe krank lagen oder liegen, wie die beiden Kügelgen und Grass, wissen ihn als zartsinnigen, vertrauten Kenner dieser bittersüssen Leiden zu schätzen.

Das Verhältnis zu Parrot, von dem bisher schon vielfach die Rede war, mag hier zunächst durch ergänzende Bemerkungen verdeutlicht und in der Darstellung abgerundet werden. Die Freundschaft der beiden schloss sich, wie M. an Klinger berichten konnte, in der ersten Viertelstunde so, als ob sie von jeher bestanden hätte.

Die Gemeinsamkeit der Grundanschauungen ist in der Tat sehr gross: gerade wo M. gewisse Unterschiede des religiösen und moralischen Urteils hervorhebt, bemerkt der heutige Leser vielmehr das Einigende im Grundsätzlichen, dem gegenüber die angeführten Nuancen nicht allzu viel besagen¹⁵⁰⁾. Auch die

150) In einer persönlichen Verstimmung wird wohl auch einmal besonders scharf formuliert. So in folgendem Beispiel:

Einer kennt mich: Der über uns alle und in uns, das ist mir Bedürfnis. Für Parrot nicht. Aber darum bedarf er auch keines menschlichen Freundes, so

heroisch-pathetische Deklamation bei der Vertretung der Gedanken der Aufklärung ist beiden so sehr zu eigen, dass bei manchem dieser Art, wäre es ohne Verfassersnamen überliefert, die rechte Zuweisung für mich wenigstens schwierig wäre. Man hat zur Erklärung dieser Dinge allzusehr das französische Blut Parrots herangezogen, dessen Bedeutung ich im übrigen nicht verkenne. Aber im Persönlichen sind die Unterschiede doch recht gross. Der grundsätzliche Optimismus des Aufklärers ist bei beiden ganz verschieden im einzelnen entwickelt. Der dämonische, unberechenbare Parrot zeigt dem einzelnen Vertreter der Gattung Mensch gegenüber leicht Misstrauen, hat Freude am Kampf, wobei sich ihm die Sache, für die er rücksichtslos ficht, ohne weiteres als die gute schlechthin darstellt, die des Gegners als die schlechte¹⁵¹⁾. M. ist viel ausgeglichener, wird viel leichter auch der Sache des Gegners gerecht. Die aristokratische Verehrung grosser Männer scheint ihm wohl verträglich mit dem Gedanken der Humanität, sind sie doch eben die reinsten Vertreter des eigentlichen Wesens der Menschen.

Schon Bienemann (215 f) hat darauf aufmerksam gemacht, dass M. in seinen Briefen¹⁵²⁾ an Doppelmair und dessen Frau

wie ich bedurfte (DXXXV, 251). Vielleicht interessiert auch folgendes Zeugnis über P.:

Am Charfreitag 1806 erzählte er, wie er in früheren Jahren Religionschwärmer gewesen, aber ohne dabei an eine andere Welt zu denken. Diese sei ihm immer, auch damals, gleichgültig gewesen. Im Dezember 1806 erzählte er, er habe in seiner Jugend zu Gott gebetet, ihn ewig verdammt sein zu lassen, wenn er je an der Dreieinigkeit zweifle. An der Göttlichkeit Christi habe er nie gezweifelt, als bis einmal ein gesetzter junger Mann in seiner Gegenwart von Christus gesagt habe: „Ja, er war ein grosser Mensch“. Bei diesen Worten sei 's ihm von den Augen gefallen wie Schuppen (DXXXIV, 72).

151) Ohne es zu wollen, charakterisiert er sich mit seinem gern als Kampfmittel verwendeten Tugendstolz schon in jenem in der Jugendzeit niedergeschriebenen Rezept über die zum Lebensglück ihm ad usum cotidianum nötigen Dosen von labor, temperantia, veritas, utilitas, amor, wo es heisst:

Si advenit crisis, adde virtutem sublimatam. Als matérialiste gerade für dieses Medikament wird dann Cato angegeben (Bienemann, a. a. O. 36).

152) Man könnte das nach vielen Seiten hin ergänzen. Ich begnüge mich mit folgender charakteristischer Briefstelle:

An Niemeyer schreibt M. am 19. Nov. 1803: „Parrot ist ein seltener Mensch. Schwerlich sahn Sie einen, der, wenn er ruhig ist, so anspruchslos ist, und wenn er wild wird, so laut ansprechend und so kühn. Ich weiss nicht, ob ich in dieser Verbindung hinzusetzen darf: er hat in Dorpat keinen, dem sein

immer im Tone hochachtungsvoller Freundschaft von Parrot spricht, bemüht, Missverständnisse aufzuklären, Verdächtigungen zurückzuweisen. „Hunc enim semper excipio neque me illi unquam comparo“ 25. Nov. 04. „Er ist der einzige in meiner Nähe, an dessen Charakter ich hinansehen“ 5. Okt. 03. Dieselben Töne begegnen, nur noch sehr verstärkt, in den Tagebüchern der ersten Dorpater Zeit. *Ein Zusammensein, wie das mit Parrot, macht Blick und Herz fester. Das tut mir wohl. Aber das gewöhnliche Schwatzen, das Treiben um nichts, kann ich nicht ertragen.* An anderer Stelle: *Vertrauen, festestes Vertrauen auf Parrots Charakter. Wenn er nicht rein ist, ist es keiner . . . Seine Freundschaft im engsten Sinn macht mich vielleicht besser von gewissen Seiten meines Wesens . . . Pt. ist ein grosser Mensch. Sein Selbstgefühl macht mich zuweilen irre über ihn. Dann erwacht auch das meine.* Freilich fehlte es von Anfang an nicht an Verstimmungen. Parrots gelegentlich burschikose, fest zupackende Art und seine Freude am Sticheln auch in Damengesellschaft erschienen M. undelikat. Platzte P. in ein Zimmer, wo gerade der präziöse M. mit einer Schönen konversierte, mit der Frage herein: „Was hat . . . mit dem hübschen M. zu schnaken?“ (DXCIII, 322), spielte P. auf irgendeine noch in der Entwicklung begriffene Herzensangelegenheit M.s taktlos an (DXCII, 352), prognostizierte P. dem Freund aus den Gebilden des sylvesterlichen Bleigiessens 1805/06 einen Kahlkopf — ihm, dem mit dem Christuslockenhaupt geschmückten — und eine Wiege, so verursachte das alles ein schmerzliches Befremden in der empfindsamen Seele M.s. Einen schlimmeren Konflikt gab es, als sich Parrot nicht geneigt zeigte, M.s Forderung eines längeren Urlaubs zum Zweck einer italienischen Reise, zu der er sich formell und materiell

Herz sich mehr aufschloss, als mir, fast von der ersten Stunde, als wir uns sahn. Nichts geschah für die Universität, seit ich in Dorpat lebe, woran das Schicksal mir nicht auch meinen Anteil vergönnte“. Nachdem das des längeren aufgezeigt ist, bricht M. ab: „Sind Sie noch nicht müde, den Eiteln (denn meine alten Fehler, so wie einiges Gute, was die Natur mir auf den Weg mitgab,nehm' ich mit, so lang ich da bin) von seiner Tätigkeit schwatzen zu hören?“ Vor Niemeyers Christentum warnt Lieven P. ebenso wie vor dem Sonntags. Von dem soeben erschienenen Werk von K. Menne über K. H. Niemeyer, Halle 1928 habe ich während der Korrektur die Besprechung von Eger (Deutsche Lit.-Ztg. 1929, 60 f) kennen gelernt. Der hier als von Menne benutzt erwähnte handschriftliche Nachlass N.s enthält zweifellos mindestens indirekt manches, was für M.s Studenten- und Dozentenzeit aufschlussreich ist.

legitimiert glaubte, zu unterstützen. Da wurde er, der im Anfang allzu kritiklos seinem alten Trieb zur Verehrung grosser Menschen nachgegeben hatte, für manche Fehler am Partner hellhöriger und hellsichtiger. Im Anschluss an eine Bemerkung Parrots über die Frau eines Professors notiert er, dass Pt. für manches schlechterdings kein Gefühl hat. *Manches ist ihm lächerlich, was einem Klopstock heilig war. An physischen Leiden anderer nahm Pt. lebhaften Anteil; inniges Mitgefühl an Seelenleiden anderer fehlte durchaus; überhaupt die Gabe, sich in andere Seelen zu versetzen.* Aber die alte Liebe bricht doch immer wieder auch in dieser Zeit durch, so in einem Brief an Doppelmaier: *Hier Pts Antwort. Sagen Sie selbst, kann man diesem, auch wenn man ihm zürnt, jemals sich ganz entziehen? Sie könnens nicht, Alter. Ich auch nicht;* 27. IV. 07. Und als er auf der Reise in Weimar den Don Carlos sah, stürzten ihm im Gedenken an den Freund Alexanders und seinen eigenen Freund und an die gemeinsamen Ideale die Tränen aus den Augen (CCC, 183).

Mit Parrot zu verkehren, war gewiss nicht leicht. Widerspruch vertrug er nur schwer, in andere sich zu versetzen, hatte er offenbar weder Neigung noch Anlage. In der Wahl der Mittel war er keineswegs immer wählerisch; dass in der Frage der Mschen Reise Parrot dem Freund mit formalen und legalen Bedenken kam, verdross diesen besonders, wusste er doch, wie wenig es jenem in entscheidenden Krisen der Universität darauf angekommen war, sich über solche Dinge hinwegzusetzen. Das dogmatische, für fremde Ansichten wenig zugängliche Wesen Parrots erklärte er sich wohl auch gelegentlich aus seinen Wissenschaften, Physik und Mathematik, die ihn an positive Gewissheit gewöhnt hatten (DXXXVI, 182), während eine wesentliche Bedeutung der Humaniora für ihn ja immer gerade in der Gewöhnung an taktvolles Erfassen oder Erraten verschiedener Ansichten und Seelenzustände lag. Ebenso glaubte er die Mängel einer nur auf Menschheitsbeglückung und Wohlfahrt gegründeten Moral an P. studieren zu können und pries sich umsomehr seine formale, kantische. Den Künstler und Schriftsteller wollten Parrot und Krause nicht so hoch stellen als M. Man führte über diese interessante Frage häufig erregte Debatten. Eine ist fixiert in dem Buch DXXXVI, 222 ff, wo Joh. v. Müller, der diese Seiten in Cassel 1808 durchlas, an den Rand schrieb: *Dieses muss ausgearbeitet werden zu einem συμπόσιον.* Man entzündete sich an-

lässlich eines Falles, wo ein Künstler auf einem Gut unter Bauern, wie M. meint, seine kostbare Zeit und Kraft vertut, während die beiden andern begreifen, dass jener in der Kunst nicht glaubte seine menschliche Bestimmung zu erreichen. Sie selbst stellen gleichfalls die Arbeit des praktischen Lebens höher. M. betont, die Kunst wirke doch erst recht zur Veredelung des Menschengeschlechts. P. gibt das nur für Wenige zu, beim Schiffbruch komme es nicht auf den Einzelnen, sondern auf die Rettung der Menge an. M. stellt selbst in diesem Fall die Rettung des einzelnen bedeutenden Menschen höher als die einer Menge von Unbedeutenden. P. kommt im Fortgang des Gesprächs immer wieder auf die „Gemeinnützlichkeit“ zurück. *Es sei unbegreiflich, wie ich z. B. einen Staatsmann nicht für mehr wolle gelten lassen, als einen Maler oder Dichter. Unmöglich kann ich, erwiderte ich, einen Staatsmann geradehin für mehr gelten lassen als einen Homer, Rafael; einen gewöhnlich guten Staatsmann lasse ich nicht einmal für soviel gelten . . . Wo ist der Massstab, sie einander unterzuordnen*, sagt M. dann schliesslich selbst. Man sieht, dass M. durch jene Volksbeglückung, in der die Professoren der ersten Zeit das Höchste sahen, sich jedenfalls nicht den Eigenwert der ihm am nächsten liegenden Güter antasten liess. Ähnliche Diskussionen haben auch sonst die Gemüter der Freunde erhitzt. Ein hübsches Bildchen tut sich auf in einer kleinen Anekdote, die M. einmal seinem Freund J. v. Müller über eine Unterredung mit Parrot berichtet. Im Jahre 1806 gingen beide einmal in Petersburg eine Treppe herab. Parrot wurde gerade von seinem Monarchen über seine Ideen, die einen grossen Kriegsplan betrafen, im stillen zu Rate gezogen. „Das wusste ich, wenngleich damals nicht durch ihn¹⁵³⁾. Die von Elfenbein künstlich geschnitzte Figur meines Krückenstocks, schlecht befestigt, löste sich vom Stock, während wir so die Treppe herabstiegen. Ich wies auf den schadhafte Krückenstock, zutraulich sagend: „Nicht wahr, Sie kitten Europa und — meinen Stockknopf?“ Er nahm das wenigstens damals nicht übel, wiewohl das Kitten, auch meines Stockknopfs, unterblieb“ (3./15. Febr. 1808).

Die Briefe Parrots an Morgenstern aus den Jahren 1802—1808 fordern, soweit sie aus Petersburg geschrieben sind, die Freunde,

153) Offenbar durch Krause, in dem M. ja den eigentlichen Urheber der strategischen Gedanken Parrots sieht.

die getreuen, geheimen¹⁵⁴), edlen, festen, zur Zuversicht auf, hämmern die Begriffe Mut, Freundschaft, Freude ein, atmen glühende Liebe zu Alexander, ebenso glühenden Hass gegen die Intriganten.

„Vivat Cosmopolitismus!“ „Noch ist alles ein Chaos; aber die Schöpfung hat angefangen. Es tagt für den Bauernstand.“

Wir hören, dass M. nach einer stürmischen Konseilsitzung, durch die sich P. tief gekränkt fühlte, dem Freund mit einem Geschenk (Newtons Principia naturae mathematica) wohl tat, der an M. schreibt: „Ich verstehe das Geschenk, das Sie mir machen, und noch besser die Sprache Ihres Herzens“. Freilich klingt es noch grollend mit echt Parrotschem Pathos: „Man sollte den Mann, dessen Leben noch in täglicher Gefahr des Meuchelmordes seines Eifers wegen für die gute Sache steht . . ., der so manches Gewitter ungesagt über sich ergehen liess, sogar provozierte, um sie von der Universität abzuleiten, den Mann sollte man in einer solchen Erbärmlichkeit nicht, als Verbrecher hinstellen“. Parrot zerknetet — ein bezeichnendes Stückchen — bei Sitzungen auf Morgensterns Zimmer aus Nervosität diesem eine Menge Wachskerzen, so dass Frau Amalie sich veranlasst sieht, M. zum Ersatz etwas Kerzenähnliches, aber Essbares zu schicken. P. schickt an M. als den Redaktor des Vorlesungsverzeichnisses die „Daten zum Lektionskatalog, die in der Fakultät des zusammengetriebenen und nun auseinandergelaufenen Philosophengesindels zu haben sind. Mögen Sie von Apoll begeistert werden oder von der Sibylle, um das übrige zu erraten“. Als M. Mitte 1808, nach schweren Kämpfen auch mit Parrot, endlich abreist, schreibt dieser: „Sie haben zuweilen die Freundschaft angeklagt, aber, Freund! Ich appelliere an Ihr eigenes Gefühl über diesen wichtigen Punkt, besonders nach Ihrer Rückreise. Wir haben etwas von der Rauheit dieses Klima angenommen; allerdings. Aber es ist nur im Äussern; und wir waren ja immer darin einig, dass wir offenerzig und aufrichtig sein wollen, weil nur die wahre Offenherzigkeit uns es möglich macht, uns zu verstehen. Zuletzt noch einen Beweis von meiner Offenherzigkeit, lieber Morgenstern. Sie werden Müllern sehen und erwarten vielleicht viel herzliche Freund-

154) Hier meint freilich der neugierige M. in seiner Antwort: *Wenn Sie schreiben: den Getreuen, so haben Sie Recht; den Geheimen, so spotten Sie. Doch wir teilen ja nur die Tugend aller geheimen Gesellschaften, die nichts auszulaudern pflegen, weil sie nichts auszulaudern haben.*

schaft von ihm, nicht Dienstleistung, aber die biedere, edle, gefühlvolle Freundschaft, . . . eine Freundschaft, wie seine Briefe zu erwarten Sie berechtigen. Ich zweifle, dass Sie sie finden werden; und zwar gründet sich dieser Zweifel . . . auf einen gewissen Takt, den ich mir in meinen widerwärtigen Lebensjahren erworben habe. Erwarten Sie nicht viel, Freund, damit Sie sich den Genuss dessen, was J. Müller Ihnen geben wird, nicht rauben. Habe ich in meiner Vermutung Unrecht, so geniessen Sie denn das Grössere um so besser, je weniger Sie es erwarteten. Ich gebe Ihnen diesen Rat, lieber Morgenstern, weil ich weiss, wie sehr Ihre Seele an diesem Mann hängt und wie schmerzhaft es Ihnen sein müsste, ihn unter Ihrer Erwartung zu finden. Seien Sie nicht böse, wenn ich Ihnen hierdurch gleichsam sage, wie der alte Nestor zu den Griechen: „Ich bin älter und klüger als Ihr“. Meine Klugheit habe ich teuer erkaufte, wahrlich teuer!“

Nach Köhlers Tod, also 1838, dachte M. daran, nach Petersburg überzusiedeln und eine irgendwie ähnliche Stelle an der Akademie und den Kunstsammlungen zu bekleiden. Auch Parrots Beispiel, der seit 1826 als Akademiker in P. lebte, mochte locken, doch dieser riet in einem offenen, freundschaftlichen undatierten Brief entschieden ab, überhaupt von einer Übersiedlung, auch nach Deutschland. Der flüchtige Besucher werde in P. ganz anders umschmeichelt, als der dauernd Ansässige. *Ohnehin erwirbt man sich im Alter keine Freunde. Dazu kommt bei Ihnen etwas Spezielles, Ihre Harthörigkeit, welche Ihren Umgang erschwert.* Auch im stolzen Ausland werde er schwerlich das Glück jetzt noch finden. Er möge an die alten, verbliebenen Freunde in D. denken, besonders Jaesche. *Mögen wir beide noch ein Fünkchen sein von dem, was wir (Troes) waren, so sind wir doch, wie Jaesche sehr wahr in den Bart sagt, nicht veraltete, aber doch alternde Gesellen. Und so müssen wir uns bescheiden, als solche zu leben und zu sterben. Was liegt auch daran? Die Erd-*
kugel wird fortrollen und die Nachkommen werden uns $\frac{1}{100000}$ *ihrer Achtung schenken, die sie der ganzen Masse der nicht ganz unnütz gewesenenen Freunde der Wissenschaft zollen — Freund! Wenn einst die Statistik des wissenschaftlichen Ruhmes kriecht sein wird, werden wir auch unsern Teil drin haben, aber es wird ein versteinertes Infusionstierchen in einem meilenbreiten Felsen sein. Vale et crede!*

Eine ganz andere, in ihrer Art nicht minder merkwürdige Persönlichkeit ist die Krauses, des hochverdienten Universitätsarchitekten und Professors der Landwirtschaft († 1828). Eine unbezwingliche Reise- und Abenteuerlust hatte ihn durch die Welt geführt. Es litt den Leipziger Studenten der Theologie nicht in den Hörsälen, er wurde schliesslich Marine- und Artillerieoffizier, kämpfte in Amerika mit, leider, was er nie ganz verwunden hat, gegen die Freiheit, erwarb sich eine gediegene kriegswissenschaftliche Ausbildung, machte ausgedehnte Seereisen, wurde schliesslich Hofmeister in Livland, dann Landwirt und kam durch Parrot, der eine Schwester seiner Frau zur Gattin hatte, an die neue Universität. Höchst merkwürdig, wie dieser genial beanlagte Wildling sich zum Baumeister entwickelt, sich die Vorlesungen zunächst möglichst vom Leib hält, dann aber auch über Landwirtschaft vorträgt — die Leute der ersten Zeit können alles, was von ihnen verlangt wird, nur persönlich sind sie äusserst reizbar und anspruchsvoll. Er berichtet selbst in seinen Memoiren, wie allerlei boshafte Getuschel — besonders die Theologen der Fakultät und die Dorpater Gymnasiallehrer scheinen ihm gefährlich gewesen zu sein — vergebens seinen Charakter anzuzweifeln suchte und wie man auch seine wissenschaftlichen Kenntnisse bezweifelte. Arkana habe er freilich nicht geliefert, vielmehr solide Vorkenntnisse, vor allem gutes Rechnen, verlangt. „Bei der Veränderlichkeit der Moden in der Philosophie wie in der Theologie — Medizin — Jurisprudenz und denn auch in der Wirtschaftslehre, diktierte er die Hauptgrundsätze als ewig sich gleichbleibende Wahrheiten aus der Natur — fügte das Neue gesprächsweise hinzu, bis es als eine Erfahrungslehre bestätigt sich erwies — verband damit das eigentümlich Inländische, welches aus der Verfassung des Landes, aus langer Gewohnheit hervorging.“ So berichtet er selbst in dritter Person von sich. In nichtlandwirtschaftlichen Dingen freilich kommt es ihm auf alles andere mehr an als auf die aus langer Gewohnheit hervorgegangene Tradition. Hier vertritt er durchaus jene „sich ewig gleichbleibenden Naturwahrheiten“, d. h. natürlich die Gedanken der Aufklärung und Humanität, doch ist die Note etwas anders als bei Parrot und M., viel bürgerliches Resentiment gegen den Adel, was bei jenen beiden gänzlich fehlt. Ein guter Schuss Empfindsamkeit zeichnet auch ihn aus, auch sie freilich bürgerlicher als bei M., und wo immer sich Gelegen-

heit bietet, da funkelt auch die Träne in den Augen des Biedermanns.

In den kritischen Tagen der Entscheidung über seine italienische Reise, am 21. II. 06, schreibt M. an Krause (Konzept in DCXXV): „Klinger tobte neulich wieder über Ihr Nichtlesen; bei jeder Erscheinung eines Lektionskatalogs mache man in der Oberschuldirektion trotz der stattlichen lateinischen Umschreibung des Nichtlesens Glossen; die verwitwete Kaiserin formalisiere sich darüber u. s. w. Ich entschuldigte, rechtfertigte, versprach nochmals zu bitten. Zwei Stunden wöchentlich (Klinger selbst gab's zu verstehen) würden den Leuten das Maul stopfen. In dem langen Brief, den ich an Klinger schrieb, als mir zweifelhaft war, ob ich ihn je wieder ausführlich sprechen würde, erwähnte ich am Schluss (komme ich nach Dorpat, sollt Ihr alle Briefe sehen: achten und lieben wollten wir uns — uns, unser eigenstes Wesen, keinen Menschen aus dem Kompendium der Moral — nicht eben nur uns bewundern, anbeten; froher, besser, reiner wollten wir werden einer durch den andern: was wäre sonst Freundschaft!), also am Schluss jenes Briefs schrieb ich an Klinger: „Im lateinischen Lektionskatalog soll wenigstens eine Vorlesung von Krause stehen“, wenns auch nur zwei Stunden wöchentlich sind, lieber Krause. „Dafür verbürge ich mich und zwingen eben dadurch Krause.“ Kann ich Dich zwingen, Alter? Ich kann's. Du machst mich nicht zum Lügner“. Krause selbst aber erzählt dem „lieben, treuen Wanderer“ M., der auf seiner grossen Reise ist, am 4. IX. 09 von der feierlichen Einweihung des vollendeten Universitätsgebäudes, seinem eigentlichen Ehrentag: „Deutsch sprach als Rektor die ersten feierlichen Worte und ich als Baugeist auch, aus der Fülle des Herzens, wenig, es übermannte mich . . . im Freudentaumel und unter dem verhallenden Adagio auf der Galerie umarmten wir uns alle, ich nahm den Kurator beim Kopf, er mich, und alles Volk sang: Amen! Morgenstern! Dieser Moment bezahlte mich für sechs Jahre langer Leiden und bittersten Kummer. Ich übersah das Grinsen und Fletschen einiger — Basta!“ Oft klagt K. über die verfluchte Gicht, die ihm den „versauernden Ranzen“ tüchtig durchschüttelt. Dem Freund lässt er wohl auch gutmütigen Spott zukommen, ihm, dem „gütigsten Beförderer des Guten und Schönen“ mit seiner „Liebe zum καλὸν καγαθόν“ u. s. w. Niemand würde nach diesen Briefen schliessen können auf den Verfasser der „Zufälligen Gedanken“, der schon

öfters erwähnten Memoiren K.s über die Dorpater Anfänge, die, soviel ich sehe, viel persönlicher geschrieben sind, als die gleichfalls auf der Dorpater Univ.-Bibliothek aufbewahrten, sehr umfangreichen Aufzeichnungen über seine vordörptsche Zeit.

Man kann sich nichts Boshafteres vorstellen als jene Dorpater Memoiren, die keinen der Kollegen ungerufen lassen. Morgenstern allein etwa ausgenommen. Zugleich zeigt sich der Verfasser als ein lüsterner Faun, der für allerlei Pudenda ein überaufmerksames Auge und Ohr hat. Die ehelichen Freuden der Kollegen, sie mögen erfolgreich oder erfolglos verlaufen sein, werden mit zynischem Behagen erörtert. Über die intimsten Reize einiger Kolleginnen ist der Verfasser erstaunlich gut durch Klatsch unterrichtet. Derartige Fragen (sogar die alte Regel: *noscitur ex labiis . . . et ex superciliis densitas et color barbae semper latentis* wird einmal anlässlich eines speziellen Falls überprüft) interessieren ihn aufs höchste. Krause hat alles das, was M. so durchaus fehlt, Humor, Freude am Klatsch, die Fähigkeit, das Einzelne scharf herauszuheben und die Dissonanzen als solche behaglich überlegen hinzunehmen. Man wird sich hüten, ihn als Geschichtsschreiber der jungen Universität allzu hoch zu bewerten, allenfalls als ihr Sueton kann er gelten. Unübertrefflich, wie er uns die lüsternen Badespaziergänge zeichnet, die dünne Geschwätzigkeit der Landpartien, die Glaubensampeln der rationalistischen Theologen, in die philosophische, historische und philologische Öle zur Bereicherung fließen, den Philosophen, der die Tage des häuslichen, durch einen Gitarre spielenden, flinken Studiosen bedenklich gestörten Friedens benutzt, um sein System auszubauen, den Mediziner, der eine wohlgebaute Patientin allzulange zum Experimentieren in der Klinik behält, den Emeritus, der die dringend erwünschte Ergänzung seiner *opera omnia* in der Weise vornimmt, dass er Medizinern ihre Dissertationen ins Lateinische übersetzt, einen anderen, dessen Namen schon bei den Zeitgenossen verschollen war. „Auch die Literaturposaunen aller Art nennen ihn nicht.“

Dass bei dieser Gelegenheit, wo sogar der Schwager Parrot recht schlecht wekommt — fast das Mildeste ist noch: „Sein stetes Imponieren liess wenig traute Freunde aufkommen“ —, Morgenstern allein mit Achtung behandelt wird, will doch etwas besagen. Offenbar hatte er den Freund trotz seiner „translunari-

schen“ Verstiegtheit als einen durchaus lauterer Charakter und ungemein feinfühliqen Kameraden auch von seiner etwas gröberer Art her nach so unendlich viel gemeinsam erlebten Freuden und Leiden von Herzen liebgewonnen. Er würdigt seine Verdienste um Bibliothek und Museum sowie seine Gelehrsamkeit und seinen Forschungsgeist, „der alles herauszubringen vermag, selbst ob ein gefangener Floh zwischen den Nägeln oder auf der Bettleiste zerknickt wurde“, und lässt nur an ganz wenigen Stellen, sichtlich sich wenigstens dieses eine Mal Gewalt antuend, witzige Streiflichter fallen. Von M.s 1811—13 publizierter italienischer Reise meint er: „Die liebevolle dankbare Mitwelt hielt sie für allzu breit und meistens nur zusammengeschrieben, doch fanden sich mehrere, welchen diese Zusammenstellung der interessantesten Gegenstände, Zeitumstände und Ereignisse, von einem so kenntnisreichen Manne gesehen und im wohlwollenden Herzen beleuchtet, sehr angenehm lehrreich war“. Der Streit mit Francke wird folgendermassen beleuchtet: „Sein Schalten und Walten in der Bibliothek und im Museum ging den eingeleiteten Weg, Doch fanden sich in den letzten Jahren junge, starke Lichter. aus dem benachbarten Deutschlande herbeigerufen, die seine Anordnungen tadelten — mit Tiefforschungen und fettem marschländischem¹⁵⁵⁾ Witz seine klassische Berühmtheit etwas zu mildern suchten. Er blieb, der er gewesen“.

Über M.s Ehe berichtet der alte Zyniker: „In Reval schlug seine Stunde — eine schlanke, blühende Hebegestalt besiegte seine Kritik in der holden Minna von Lesedow . . . Der heilige Christ bescherte sie ihm 1817 ins Ehebett“. Dass „alle, vermutlich doch ernstlichen Bestrebungen“ des „so gesunden und ästhetisch gestimmten“ Paars ohne Erfolg geblieben, erscheint ihm bedauerlich und unbegreiflich. Zum Glück hat M. das nicht gelesen¹⁵⁶⁾.

155) Franckes Leben hatte sich in Flensburg, Kiel und Husum abgespielt.

156) Die sich jedem Leser aufdrängende Frage, die auch Bienemann gestellt und, was Parrot anlangt, vermutungsweise mit „Nein“ beantwortet hat (74), ob nämlich die liebebedürftigen und in ihrer Art auch liebespendenden Freunde oder gar die entfernteren Kollegen diese ausgesuchten Bosheiten gelesen haben, kann ich durch die Personalakten Krauses erledigen. Die Autobiographie ist erst 1870, als niemand von den darin behandelten Personen mehr lebte, mit anderen Papieren des Nachlasses der Universität von der Familie überwiesen worden. Von diesen Memoiren muss es noch eine wesentlich kürzere, auch sonst abweichende Fassung geben, nach der Diederichs im „Rigaer Tageblatt“ 1901

Ihm schrieb er zum Hochzeitstag schwungvolle Wünsche, eingedenk seines eigenen Eheglücks. „Ich liebe Dich! ist meine Morgenhymne, Du liebest mich, wiegt mich der Schlummer ein; wir lieben uns, wird unsre Eintrittshymne beim letzten Ahnden sein . . . Minna reicht Ihnen die Hand, die himmlische Liebe den Kranz, und Euer Schutzgeist lichtet den Vorhang einer echt menschlichen Zukunft.“ So fehlt die „Menschlichkeit“, bei der man Worte und Melodien der Mozartschen Zauberflöte zu hören glaubt, auch hier nicht.

Reichlich überspannt berühren die Äusserungen M.s über Krauses kleine Tochter Emilie, die nachmalige Gattin des jüngeren Parrot, deren Launen, Tränen, Worte und Gesten er in sein Tagebuch mit Gefühlsäusserungen notiert, die einem Liebesverhältnis angemessen wären. Hier hat die Generalin Klinger, der er von seiner kleinen Freundin berichtet hatte, scharf gesehen: *Elle étoit charmante, dite vous? je n'ai pas de peine a le croire, mais prenez garde, le danger devient grand pour vous, vous en parlé avec une chaleur, mais avec une chaleur terrible, lorsqu'elle n'a encore que six ans, que sera ce donc lorsqu'elle en aura quinze?* Man sieht, die Orthographie der Generalin ist etwas nach dem Ohr, nicht nach dem Auge gestaltet. Die Bekanntschaft mit Klingers Gattin hatte M. früh gemacht, und alles deutet darauf hin, dass sie ihn gut zu behandeln verstand. Was konnte sie ihm Schöneres sagen, als dass der Kaiser ¹⁵⁷⁾ bei einem Hoffest seine Gattin auf M. mit dem Titel „le Platonicien“ aufmerksam gemacht habe, was noch in

einen Abdruck besorgt hat, leider ohne Angabe des Fundorts der Handschrift. Die Dorpater Handschrift ist mit Auslassung einiger allzu derben Stellen, wie schon erwähnt, publiziert Balt. Monatsschrift, Bd. 53.

157) M.s Beziehungen zu Alexander sind ziemlich flüchtiger Natur. Parrot, der ihn gelegentlich als Überbringer eines Schreibens verwendete, scheint M.s Briefe an den Kaiser nicht gerade gern gesehen zu haben. Im ersten macht M. übrigens auf die Verdienste des Architekten Krause und des Zeichenlehrers Senff, seiner Freunde, aufmerksam und fügt Dorpater Skizzen bei. Er zeigt dem Kaiser bei dessen Anwesenheit in Dorpat seine Institute, wird von ihm in Weimar durch eine Ansprache ausgezeichnet, erhält von ihm oder von anderen Persönlichkeiten der kaiserlichen Familie mehrmals ein Präsent in Form eines Rings, was nach damaliger Sitte nichts Ungewöhnliches war und auch anderen Professoren widerfuhr. Die gelegentlichen Unterredungen mit dem Kaiser in Petersburg und Dorpat waren schwerlich von Belang, weil M. sonst gewiss nicht versäumen würde, Genaueres darüber mitzuteilen.

die Dorpater Anfänge fällt? Parrot und M. waren oft ihre Gäste, wie sie überhaupt, dauernd kränklich und von schwacher Konstitution, Geselligkeit nur in kleinerem Kreis pflegte.

Für ihre schwachen Augen malt M. ihr nach eigener Erfindung einen Lichtschirm — *la scène est en Grèce* —, schwärmt von den Stündchen nach dem Abendbrot bei ihr und von ihrem freimütigen Geplauder und lässt sich alle Selbstverkleinerungen wegen seines Französisch, seiner langweiligen Unterhaltung, der ihn überstrahlenden Persönlichkeit Parrots ausreden. Köstlich ist seine auf Stelzen schreitende Galanterie der Generalin gegenüber, die ihn dann, liebenswürdig kokett, etwas foppt.

Am 27. Dezember 1804 schreibt er u. a.:

Si j'aimais mieux le langage de la convenance que celui du coeur, j'ajouterais la question: N'est ce pas que vous trouvez fort raisonnable que je me suis puni moi même pour mes discours souvent si ennuyants par l'effort que je me suis fait pour n'écrire qu'aujourd'hui? Mais ce ton n'est pas le mien.

Aber auch die Generalin versteht es, dem Schönggeist zu dienen: Vous donné une très mauvaise raison que vous [ne] m'avez pas écrit jusqu'à présent, car votre lettre étoit charmante et très bien écrite, ainsi je crois que c'étoit plutôt mauvaise volonté ...

3. Jan. 1805. Oder sie schliesst unter Hinweis auf M.s Schwärmerei für Krauses Töchterchen Emilie gar einen Brief (27. Juni 1805): un baisé à votre petite. Ne trouvez-vous pas que je me recommande bien chez vous en vous chargeant de ma dernière commission?

Ein Geistesverwandter Krauses ist der schon oft, ebenso wie seine Frau, die „Mutter Bertha“, erwähnte Doppelmaier, der von der Gründung der Universität an bis etwa 1808 eine nicht scharf umrissene Stellung als literarischer Korrespondent und Geschäftsträger der Universität in Deutschland innehatte und als solcher in Leipzig, Heidelberg, Mannheim und an anderen Orten lebte. Hier kümmert er sich um Berufsfragen und besorgt Ankäufe für die Universität, scheint aber mit seinem Urteil häufig nicht die erwartete Würdigung gefunden zu haben. Anfangs beklagte er sich bei M., mit dem er bald nach dessen Ankunft in Dorpat durch Parrot und den Landrat von Sivers bekannt und befreundet geworden war, über den ihm sehr peinlichen, an jüdische Makler erinnernden Titel „Agent“, der dann auch in „Korrespondent“ abgeändert wurde. Von seinem Ressentiment gegen alles, was

Adel und Reaktion heisst, war schon die Rede. Aber auch die deutsche Gelehrtenwelt imponiert ihm kaum. Er sieht im Charakter der meisten eine „Komposition von Bauernstolz, Pedanterie, Rechthaberei, Neid und ziemlich viel Bierlümmelei“. Die Briefe sind frisch und lebendig geschrieben, er berichtet von Kunstwerken, die er für sich oder die Universität gekauft hat oder kaufen will, und da er mit italienischen Künstlern in Mosaikarbeit in Verbindung steht, so erwägt er den Gedanken, sich Spalchabers Kopf zu einem Nachtstuhldeckel verarbeiten zu lassen (13. Nov. 03). Über alle Dorpater Personalien ist er, wie seine Frau, aufs beste orientiert, persönlich freilich meist schwer verdrossen, dass man mehr auf seine Informationen als auf sein Urteil Wert legt. „Bei meinem Aufenthalt in D. riet ich oft in der Wahl der Professoren, die aus dem Ausland nach D. kommen sollen, möglichst behutsam zu sein und nicht dem allgemeinen Urteil des Auslandes zu trauen, welches nur den Kopf, nie den Charakter trifft. Bei meiner Abreise von D. erbot ich mich, solche Geister, welche das Consilium sanctum sanctorum in petto zur Wahl hat, von der Charakterseite zu prüfen: allein zu meinem Verwundern bemerkte ich an einigen meiner Freunde ein Misstrauen in mein Urteil. Ich mochte es nicht näher untersuchen, ob ich von ihnen dazu für [zu] schafköpfig oder zu übereilt, zu vorurteilig oder zu anmassend gehalten würde, und da ich einmal sogar deutlich roch, dass ich bei dieser Prüfung wahrscheinlich mit Frau Bertha auf den Universitäten Deutschlands auf Kosten der Dörptschen Universität herumzureisen gedächte, so schwieg ich sogleich, da ich den Befehl dazu von meinem gerechten Charakter erhielt“; 3. Sept. 03.

Zur Gruppe der Aufklärer gehören auch die beiden aus vielen Gründen berühmten Rigenser *Albanus* und *Sonntag*. Mit ihnen hat M. gute Freundschaft und einen besonders in der ersten Zeit lebhaften Briefwechsel unterhalten. Mit beiden, die durchaus Männer der Aufklärung und der Humanität sind, verhandelt M. wegen Übernahme einer Professur in Dorpat, wo sie gewiss den sogenannten rationalismus vulgaris überaus erfolgreich und würdig vertreten hätten. In universitätspolitischer Hinsicht stehen sie natürlich auf Seiten der Neugründung gegen die Ritterschaft. *Albanus* freut sich, „dass unser Parrot, wie der liebe Gott, alles wohl macht, dass er sogar die Lahmen gehen lehrt, wenn er auch den Blinden das Gesicht nicht geben kann“; 24. Dez. 1802.

Er tobt, als er Gerüchte vernimmt, die Universität solle nach Pleskau verlegt werden und man habe sie schon 7 mal hintereinander abbrennen wollen. Das seien Schurken nicht gemeinen Schlags (Ende 1803, ohne Datum). Dass die Kreisschulen kein Latein treiben und es auch auf den Gymnasien schlecht bestellt ist damit, ärgert ihn. „Das wird wahre Abklärung befördern“; 6. Mai 05. Deutlicher noch ist bei Sonntag, wie M. die Hand bei dessen Berufung, die auch, freilich gegen eine starke Minorität, zustande kam (Frey, Die theologische Fakultät der Universität Dorpat-Jurjew 141), im Spiele hatte. Bekanntlich ist es leider nicht gelungen, den bedeutenden Mann zu gewinnen. Er verfolgte aber, wie die Briefe an M. zeigen, den „neuen Enthusiasmus“ des „akademischen Corps“ mit Teilnahme. „Können Sie glauben — so frag' ich eben Sie, weil Sie erst kurze Zeit im Lande sind —, dass eine Hochwohlgeborenschaft gewissen Systems der Meinung ist, ich hätte dort (in D.) Basiliskeneier für das Erbherrnrecht legen und brüten helfen? Bald werde ich, wie D. Bahrdt an dem Erdbeben in Calabrien, schuld sein an jedem in Estland verbrannten Pudding und in Livland davon gelaufenen Hasen Ich kann nicht läugnen, mir ist zum voraus für meine Fenster gewaltig bang und ich gedenke mich bei dem Glaser sogleich auf Jahresarbeit zu abonnieren“; 20. II. 03. „Mit den Seminarienarrangements sind wieder arge Menschlichkeiten vorgegangen. Im Kannopäischen Kirchspiele — also im Dorpat-Estnischen Dialekt — für den Reval-Estnischen, und an der Grenze des ganzen estnischen Gebiets, das eine (beim Univ.-Secret!), — an der Grenze von Lettland, in schon verdorbenem Sprachterritorium, mit Übergehung zwei drei anderer Güter, wo man gleich treffliche Lehrer und Aufseher mit haben konnte, das andere (bei des Univ.-Secret. Schwiegermutter!)“; 07/08, ohne Datum. Soviel an dieser Stelle über Sonntag, den „Biedermann voll Kraft und Licht“, wie ihn sein Grabstein nennt, einen in der Kulturgeschichte des Baltikums hochgeachteten und wohlverdienten Mann.

Fleißig korrespondiert hat M. auch mit dem merkwürdigen Garlieb Merkel, dem unermüdlichen Kämpfer gegen die Unwürdigkeit der Leibeigenschaft, dem Verfasser des Buches „Die Letten“, dem Verkleinerer Goethes, dem baltischen Voltaire (vgl. Eckardt, Die balt. Prov. 155 ff). An Merckels „Zeitung für Literatur und Kunst“ hat M. in den Jahren 1811/12 eifrig mitgearbeitet.

Irgend etwas an volksbeglückendem Kosmopolitismus, was den beiden gemeinsam war, muss doch stärker gewesen sein, als die Abneigung M.s gegen Merckels tumultuarische Art. Es ist belustigend, zu verfolgen, wie M. Merkel in langer Reihe allerlei historische Schnitzer aufzählt, die dieser im übereifrigen Aburteilen über antike unwürdige Zustände publizistisch begangen hat, aber man möchte doch gern das Gesicht sehen, mit dem M. Briefe dieses seines Korrespondenten las, in denen als Ertrag einer Reise durch Deutschland im wesentlichen über Goethes tägliche Trunkenheit berichtet wurde und mitgeteilt war, dass auch Schütz in Halle sowie Wolf in Berlin ganz entsetzlich dem Weine fröhnten, oder wenn Merkel am 7. April 32 schreibt: „Mich hat Goethens Tod ziemlich kalt gelassen. Ich sah in ihm den grossen Dichter, zugleich einen kleinlichen, engherzigen, despotischen Menschen. Dass ich beinahe drei Jahre mit ihm an einem so kleinen Orte lebte, wo man, auch ohne zu forschen, alles Vorgehende erfährt, hat mir ihn verleidet“. Gefreut hat sich Merkel, dass der Goethe beerdigende Generalsuperintendent sich so gut aus der Affaire zog, indem er den Toten selbst mit einer Beichte seiner Sünden einführte und ihn dann absolvierte. Durch Übereifer im Rezensieren seiner italienischen Reise und im Subskribentenwerben hat Merkel sogar für M. des Guten zuviel getan.

Die Korrespondenz mit Johannes von Müller¹⁵⁸⁾, dem Schweizer Historiker, kam durch einen Zufall — M. und Parrot hatten sich eines verarmten, auch von Müller unterstützten Schweizers angenommen — zur grossen Freude und Überraschung M.s, der Müller längst aufs höchste verehrte, durch ein gleich sehr herzlich gehaltenes Schreiben Müllers vom 26. Sept. 1805 in Gang. Offenbar hatte die Winckelmannrede M.s, über deren Aufnahme in den Beilagen zu diesem Teil einiges zusammengestellt ist, wesentlich mitgewirkt. Müller glaubt, in einem früheren Leben schon einmal mit M. gelustwandelt zu sein, Arm in Arm am Kephissus. „Wir reichen uns nur wieder die gewohnte Rechte, innerlich viel teurer Geheimnisse jenes ersten Lebens uns noch bewusst und altvertraulich, vetuli notique columbi, wie da wir zusammen

158) Joh. von Müllers Briefe an M. herausgegeben von Cordt, Königsberg 1891, Separatabdruck aus Altpreuss. Monatsschrift XXVIII, Heft 1 und 2. 1891. Die von M. an Müller von Maurer-Constant schon 1839 in Müllers sämtl. Werken Supplement III. Band. Über Müller vgl. u. a. Harnack, Gesch. der Berl. Ak. I, 2, 539 f. 561 f.

den Liebling der Grazien, Xenophon, hörten.“ „Sie sind der wenigen einer, deren Beifall lohnt, deren zurechtweisende Hand man küsst.“ „Wie wird es dann uns sein, wenn wir einst uns wirklich umarmen sollten!“ Man kann sich denken, was ein solcher Brief von dieser Seite her für M. bedeutete, ihm, der, wie er in der Antwort schreibt, „obwohl nun 35 Jahre, auch jetzt noch im . Wesen fast Jüngling“. Der Ton steigert sich noch in der Folge. Gern hätte M. Müller nach Petersburg gezogen, wo er ihn sich als Direktor einer Schule für diplomatische Bildung dachte. Die Sache war, wie es scheint, bei einigen massgebenden Stellen, ja sogar bei dem Kaiser, gut eingeleitet, am 6./18. Febr. 1806 konnte Morgenstern in einem kurzen Billet berichten: *Noster (brevi multa) eris. Laetor tua causa, id est mea.* Warum der Plan, der Müller auch zum Mitglied der Petersburger Akademie machen sollte, trotzdem scheiterte, ist nicht zu erkennen¹⁵⁹). Morgenstern, der noch einen letzten Weg, anscheinend die direkte Fürsprache Parrots beim Kaiser, vergebens versucht hatte, stellt mündlich nähere

159) Es ist mir nicht unwahrscheinlich, dass daran Morgensterns Bruch mit Klinger und überhaupt das zeitliche Zusammenfallen des Projekts mit M.s unglückseliger Reiseangelegenheit einigen Anteil hat. Müller hatte selbst durch seinen Brief vom 16. Dez. 05 den Anlass zu M.s Bemühungen gegeben, die noch Ende 05 alten Stils aufgenommen wurden. M. dachte dabei an die ohnehin geplante Diplomatenschule. Januar 1806 war er in Petersburg, um besonders seine persönliche Angelegenheit zu betreiben. Jenen Brief Müllers legte er dem mehr und mehr über seine Saumseligkeit in Dienstangelegenheiten und Hartnäckigkeit im Petitionieren gereizten Klinger am 31. Januar vor. Von Klinger erhielt er die immer kühler und dienstlicher werdenden Schreiben, die bei Rieger III S. 88 ff zu lesen sind. Dasselbst auch ein Schreiben Klingers an Wilhelm von Wolzogen vom 6. II. 06, das deutlich zeigt, wie unangenehm ihn der enthusiastische Freundschaftsbrief an den ihm fatal gewordenen Morgenstern berührte: „Aber Ihr Joh. Müller scheint mir nach einem Brief an Morgenstern, den mir dieser die Freiheit hatte, zu zeigen, der sonderbarste, denn dieser Brief ist so fad und läppisch, als sei er zu den Zeiten der schlechtesten sächsischen Schöngeisterei geschrieben — kurz ekelhaft — und das an Morgenstern! Wäre dieser Plato und Winckelmann selbst, über die er Chrien gemacht hat, Joh. Müller hätte nicht mehr sagen können — und so es zu sagen! Wie ein Verliebter, wie ein fader Verliebter! Entweder ist der Mann ein Narr oder ein Heuchler; mir ist er dunkel und zweideutig. Vergangenes Jahr hab ich ihn an den Fürsten Cz. (d. i. Czartoryjski, der übrigens noch im Frühjahr 1806 das Departement des Auswärtigen an Budberg abgab) empfohlen und ihn an die Spitze einer diplomatischen Schule als Direktor empfohlen, vor kurzem tat ich es noch — ich hatte seinen faden Brief noch nicht gelesen —, er kann auch vortrefflich dazu passen, aber sein fader Brief macht mich nicht lüstern nach seinem Umgang“.

Erläuterungen in Aussicht. Schliesslich lässt Müller auch in seine Briefe ein „lieber Karl“ und ein „Du“ im Wechsel mit dem „Sie“ einfließen. Erst im Januar 1809 kam es in Kassel zu einem mehrtägigen Zusammensein der beiden. Wenige Monate danach starb Müller. Von der politisch-nationalen Seite des Briefwechsels war schon die Rede, als es galt, aufzuzeigen, wie mit der Zeit der Demütigung Preussens und der napoleonischen Kriege der nationale Gedanke sich in dem Kosmopolitismus Morgensterns bemerkbar macht und ein Stück wohlgefügtter Aufklärungssystematik aufzulösen droht¹⁶⁰). Der Verehrung für M. liess Morgenstern auch in seinem Tagebuch freien Lauf, wovon wir schon mannigfache Spuren bemerkt haben. *Und wenn mich irgend etwas drückt, so will ich mich erinnern, dass ich Joh. Müllers Freund bin* (DXXXV 347).

„Indem die Kaiserstadt (Petersburg) mir vor Augen tritt, begegnet ihr mir, teure Schatten der Zwillingbrüder Gerhard und Karl Kügelgen, die ihr beide, zumal Gerhards zarte, schöne Seele, mich einst mit Bruderliebe liebte“ (Auch ein Vortrag 14). Hasse in seiner Biographie Gerhards (1824) spricht von diesem Freundschaftsbund anlässlich des von G. v. K. hergestellten Portraits M.s und teilt einige Stellen aus Briefen Gerhards mit (180 ff). Sehr hübsch: „Hat Dich Dein in der Welt Herumstreichen noch nicht kuriert vom Krimskrams der Imagination, so bleibt kein Rat, als dass Du auf der Stelle heiratest, gleichviel, die Käthe oder Liesel . . .“ 2. IV. 10. „Verpuffe Deine Ideen nicht in nüchternen Journalen und Morgenblättern, sondern gestalte sie lieber in einem Werke, das auch für die Nachwelt lebt“ 29. X. 10. Andere Briefproben von Gerhard v. K. an M. bei Leo von K., Gerhard

160) Morg. an M.: „Gar wenigen ist's gegeben, mit der neueren Zeit zu leben und mit der alten zu denken und zu fühlen“ (31. Okt. 05). M. an Morg.: „Freiheit und Gleichgewicht, Erhaltung der Würde der Staaten und möglichst vieler Mittelpunkte und Freistädte für Humanität und Literatur, waren die Lösungsworte meiner Politik von Jugend auf“ (16. Dez. 05). Derselbe an denselben: „Wie schön, was Sie über Vaterlandsgefühl . . . sagen, . . . Auch dieses wollen die Sophisten, die der Universaltyrannie in die Hände arbeiten, nicht gelten lassen: Ich bin voll davon; halte aber freilich nicht mein Geburtsland allein, sondern alle die Länder dafür, wo Tendenz zum Guten, wo Achtung ist für Freiheit und Recht . . . Lassen Sie ja die *καλὸς κάγαθός*, die Sie unterrichten, von der alten Weise, zuerst für das Vaterland, und mit der Tat, nicht in Sentenzen für das Menschengeschlecht zu wirken, nicht abgewendet werden“; 24. Feb. 06.

v. K., ein Malerleben um 1800³ p. 57 f. Ich füge eine Stelle von Karl von K. an M. hinzu, aus Baktschisarai („im fernen Taurien“) vom 27. Juni 06. Man sieht, welches Band beide verknüpfte. M. schmachtete ja bis zu seiner Verheiratung immer in süßen Sehnsüchten und hoffnungslosen Leidenschaften, Karl aber trug damals durch die Krim das von Gerhard gemalte Bild der geliebten Emilie Zoege von Manteuffel, die er erst nach den gleichen Mühen, wie sein Zwilling Bruder die Schwester Marie Helene, errang. „Lassen Sie sich nie das Zutrauen gereuen, lieber Morgenstern, womit Sie mein Herz erfreut haben. Wir haben unserer Herzen Bitterkeit in einen Kelch gegossen, und es floss Balsam für unsere Wunden. Wir kennen uns nicht seit lange, und sind Freunde geworden, wie ich glaube, auf unsere Lebenszeit“ u. s. w. Nachdem dann M. seine Minna gefunden hat, deren Familie den Kügelgen wohl bekannt war, hält Karl es für nötig zu raten; so sehr auch des Freundes „friedliches Gemüt und rechtlicher Sinn“ eine glückliche Ehe verbürgt, „so finde ich doch in Deinem Nervensystem eine kränkliche Reizbarkeit, die Deinem besten Willen zuweilen in die Quere kommen möchte“ (12. Juni 18)¹⁶¹).

Leicht schliesst sich dem malenden Zwillingspaar der baltische Maler und Dichter Karl Grass an, den Eckardt (Die balt. Prov. Russlands 233 ff) charakterisiert hat. Auch ihn hat eine nordische Liebe in den Süden getrieben. Für einen empfindsamen Werther- und Siegwartjünger schreibt er übrigens überraschend klar und derb an M. aus Rom am 3. Juli 14: „Wenn andere es Ihnen zum Tadel machen, dass Sie eitel seien, so freu' ich mich dessen, denn eine unschuldige, verzeihliche Eigenheit bei einem Mann von Verdienst ist ja der Ring, der ihn in natürlichem Übergang an die übrige Menschenwelt anschliesst“. Mit Grass war M. in Rom und im Albanerland zusammen¹⁶²).

Natürlich sind damit nur ganz wenige Proben aus dem reichen Briefnachlass zur Charakterisierung der Personen und der Zeit mitgeteilt. Andere hätten vielleicht anderes ausgehoben.

161) Anekdoten über M.s Hochzeit findet man bei Konstantin von K., Erinnerungen aus meinem Leben, 1881, 41 f; der Verf. hatte selbst als Kind daran teilgenommen.

162) M.s handschriftlich erhaltene Notizen über Rom, die er als Fortsetzung des Tagebuchs der italienischen Reise schriftstellerisch zu bearbeiten gedachte, beschränken sich meist auf Aufzählungen und Besprechungen der Sehenswürdigkeiten und bieten m. E. kein besonderes Interesse.

Reichlich ist auch das weibliche Geschlecht vertreten, doch ist dabei alles ausgeschieden, was aus Gründen der Diskretion die Aufbewahrung in einer öffentlichen Bibliothek nicht vertrug¹⁶³⁾, so natürlich der Biefwechsel mit der Gattin, die ihn lange überlebt hat und erst 1874 in Wesenberg gestorben ist. Aus dem Tagebuch DXCVI ist nur zu erkennen, wie er sie, Minna von Lesedow, am 18. Juli 1817 kennen lernte. *Minnas Spiel auf dem Fortepiano (Beethovens Sonate), bei Sternenhimmel durch den dunklen Wald zurück. Ich hochgestimmt.* Die weitere Entwicklung bis zur Hochzeit (23. XII 1817) ist nicht zu erkennen, da die betreffenden Blätter 495—509 aus dem Buch herausgenommen sind. Nicht erhalten sind auch die Konzepte zu den Briefen an die Damen seines Herzens aus der Anfangszeit, wo M.s Seele, animula vagula blandula, als zartes Falterchen sich die Flügel beim Umkreisen so mancher Flammen versengte. Er selbst behauptet, seine ganze Seele in manchen dieser Briefe verströmt zu haben. Unter den weiblichen Briefen fallen auf die der Schriftstellerin Fanny Tarnow und die der Romanschriftstellerin Johanna Schopenhauer, der Mutter des Philosophen. Letztere schreibt ihm anlässlich seiner Schrift „Über Raphael Sanzios Verklärung“: „Sie haben die Gabe, sagen zu können und zu dürfen, was wir Frauen nur empfinden, und wenn wir auch Worte dafür hätten, doch wenigstens nicht in öffentlichen Blättern aussprechen dürfen.“ „Ich kenne meinen bescheidenen Freund und weiss, wie ungern er ins Gesicht sich loben lässt.“ Wahrscheinlich hat sie ihn noch besser gekannt, als diese Zeilen vermuten lassen. Jedenfalls aber hat sich Fanny Tarnow ihn genau angesehen, deren Werke man in Dorpat in den Klinger und M. dedizierten Exemplaren lesen kann, doch darf man sie schwerlich nach diesen beurteilen: stärker war offenbar der Zauber, der von ihrer Persönlichkeit ausging, so wie sie überhaupt mit den Frauen der Romantik, etwa mit Karoline Michaelis — Boehmer — Schlegel — Schelling, eine gewisse Verwandtschaft zeigt. Sie kam im Alter von 37 Jahren in Petersburg im Juli 1816 an, wo sie eine Freundin besuchte

163) Das Testament, das übrigens u. a. auch die Magdeburger Domschule mit einem Stipendienlegat von 1000 Talern zur Verfügung des Leiters Wiggers bedachte, gab der Witwe das Recht zur Ausscheidung familiärer Briefe, überhaupt beratenden Einfluss bei der Ablieferung der Manuskripte. Dass davon reichlich Gebrauch gemacht wurde, habe ich durch mehrfache Beobachtung Grund anzunehmen.

und etwa ein Jahr blieb. Eine unglückliche Liebe zu Ernst Moritz Arndt, eine Seelenfreundschaft mit Eduard Hitzig in Berlin und andere Wirrnisse ihrer Vergangenheit verhinderten sie nicht, rasch neue Eroberungen zu machen. So sehr sich auch der verschlossene Grobian Klinger sträubte, auch er konnte ihrem Reiz nicht widerstehen und wurde offener und zutraulicher in seinen Äusserungen zu ihr, als sonst. Am 2. April 1818 schreibt er ihr einen langen Brief über sein Verhältnis zu Frauen (bei Rieger III S. 199 ff). „An einen Mann würde ich so nicht schreiben, und so ist es ein Beweis mehr, was mir die Frauen sind; aber wahr ist es, ich rechne Sie zu den seltensten und edelsten, die mir begegneten, und danke Ihnen herzlich für das, was Sie mir geworden sind und mir immer bleiben werden.“ Mit Überraschung erfährt man aus einem von Rieger publizierten, im Nachlass der Tarnow aufgefundenen Brief des Grafen Georg Sivers an sie, dass Klinger sogar im Dezember 1816 die Absicht hatte, aus ihr und Morgenstern ein Paar zu machen. Nach Sivers' Bericht sagte Kl. zu ihm: „Ich halte Fanny ohne Ausnahme für das edelste weibliche Wesen, das ich im Lauf meines Lebens kennen gelernt habe; sie denkt und schreibt wie ein Mann und fühlt so rein und zart wie ein Weib, ohne einer der Verkehrtheiten und Kleinlichkeiten der weiblichen Geschlechtsprofession unterworfen zu sein — ein solches Wesen verdient kein Mann, aber glauben Sie, Herr Graf, dass sie sich entschliessen könnte, Morgenstern zu heiraten? Er hat Geist, Kenntnisse, Vermögen, Rang und viel Sinn für Fannys Wesen und ihren Ruf“¹⁶⁴). Man bedenke, dass die Beziehungen Klingers zu M. in jener Zeit, also gegen das Ende seiner Kuratel hin, ihren Höhepunkt erreicht hatten. So konnte er wohl jenen, den er einmal vorübergehend, wie wir anlässlich der Berufung des deutschen Thukydides Johannes Müller nach Russland sahen, d. h. auf dem durch fatale Verdriesslichkeiten wegen Morgensterns weitausgreifender Reisepläne erreichten Tiefpunkt ihrer Freundschaft, einen Chrienschreiber, also Rhetor, genannt hatte, jetzt sogar für würdig halten, eine solche Perle zu bekommen. Freilich, eine unglücklichere

164) Dass das Referat getreu ist, scheint dadurch bewiesen zu werden, dass ein Stück daraus wörtlich in einem Brief Klingers an die T. wiederkehrt: „Ich lese alles gern, was Sie schreiben, Sie denken wie ein Mann und fühlen wie ein zartes Weib“. 9. Juli 22. Rieger III, 216. Sehr ähnlich auch die von der T. aufgezeichnete Äusserung Kls D. R. a. a. O. 91.

Wahl konnte Kl., wenn er sich schon als Ehestifter nach einem Mittelsmann für seine Pläne umsah, kaum treffen als gerade diese. Das erkennt man freilich erst aus dem im Nachlasse von Luise von François vorgefundenen Tagebuch der Tarnow über ihren Petersburger Aufenthalt (publ. von Thimme, Deutsche Rundschau CLXXXIX, S. 83 ff). War doch gerade Sivers vom ersten Augenblick der Begegnung an in einer keineswegs unerwiderten Leidenschaft zu der T. entbrannt — „dieser Blick war kein Blick, es war ein Erkennen“ —, über deren Qualen, Freuden, Möglichkeiten, Lösungen sie in ständiger Erregung ist. Auch fehlt es nicht an weiteren, zum Teil recht stürmischen und ungebärdigen Verehrern. Morgenstern scheint von jenem Komplott Klingers nie etwas erfahren zu haben. Seine Tagebücher erwähnen die Tarnow mit der bei ihm edlen Frauen gegenüber gewohnten Überschwänglichkeit, doch ganz unbefangen. Er kam Januar 1817 nach Petersburg zu längerem Aufenthalt, und man kann sich vorstellen, dass die T. sich mit belustigtem Interesse den Dorpater Professor recht kritisch anschaute, der gewillt schien, die nicht zu knappe Liste ihrer Herzensbeziehungen um eine neue Persönlichkeit zu bereichern.

Wir verdanken diesen Zusammenhängen das vielleicht treffendste Portrait des sich in der Gesellschaft bewegenden M. Am 22. Februar trägt sie folgendes in das erwähnte Tagebuch ein: „Gestern habe ich einen sehr glücklichen Abend gehabt: Ich war bei Graf Sivers zum Thee gebeten und fand dort Storch, Karl von Kügelgen, Morgenstern und Stoffregen. Storch [Nationalökonom, 1766—1835] erschien mir geistvoll, viel und lebendig redend, entschieden und etwas absprechend in seinen Urteilen. Kügelgen hat eine herrliche Physiognomie, voll Geist und dabei so genialisch. Er ist sehr witzig und heiter mitteilend. Morgenstern ist eine sonderbare Erscheinung — er spricht sehr langsam und pedantisch, bedächtig und abgemessen, und dabei ist er nun doch eine Mischung von Zierling und von Pedanten, wie sie mir noch nicht vorgekommen ist. Nichts in der Welt ist lächerlicher, als wenn er einem Komplimente sagt. Ich dachte in meinem Sinn, lieber Mann, wüsstest du, was ich über dein Dorpat und deinen Heros Klinger geschrieben habe, so gefiele ich dir doch noch besser . . . Ich soll in dieser Woche einmal mit Sivers, Kügelgen und Morgenstern die Eremitage besuchen und freue mich unaussprechlich darauf, weil mir die Gesellschaft dieser

Kunstkenner nun zeigen wird, inwiefern mich mein Gefühl bei Schätzung dieser Kunstwerke richtig geleitet hat“¹⁶⁵⁾.

Wir hören dann später (9. April), dass M. ihr einige seiner Schriften auf Velinpapier überreicht hat, und sie sieht ihm am 17. April mit dem Urteil nach: „M. ist gereist — zu manchen Schwächen hat er doch herrliche Eigenschaften“¹⁶⁶⁾.

Eine gleichfalls der Romantik nahestehende Frau, die in M.s Aufzeichnungen begegnet, ist Tiecks Schwester Sophie, die zunächst mit dem Sprachforscher August Ferdinand Bernhardt, einem Schüler Wolfs und späteren Berliner Gymnasiallehrer, verheiratet war (vgl. ADB II, 458 f), dann, nach Scheidung dieser Ehe, mit einem Herrn von Knorring, einem Gutsbesitzer in Estland. Aus der ersten Ehe stammt der als Militärschriftsteller berühmte Felix Theodor von Bernhardt, dessen Jugenderinnerungen, von seinem Sohn Friedrich 1893 herausgegeben, in ausserordentlich lebendiger Weise anlässlich eines

165) Die T. spielt hier auf die Korrespondenzen an, die sie für das bei Cotta erscheinende „Morgenblatt für gebildete Stände“ über Petersburg schrieb. Die Artikel über Klinger erschienen erst im März 1817, Nr. 56—60. Dabei drückt sie ihr schmerzliches Erstaunen aus über den despotischen Zwang, der auf den edlen in Dorpat studierenden Jünglingen liege, denen man das Glück des Lebensmorgens nicht verkümmern dürfe. „Wer möchte glauben, dass es Klinger an Achtung für die Jugend und das Ziel ihrer Bildung fehlen könnte? Wo man das Wirken eines solchen Mannes nicht versteht, muss man schweigen.“ Als sie 1819 diese Korrespondenzen in vermehrter und veränderter Form unter dem Titel „Briefe an Freunde, geschrieben auf einer Reise nach Petersburg“ herausgab, fügte sie hinter „schweigen“ hinzu: „vorzüglich da, wo es so schwer auszumitteln ist, inwiefern sein Wirken ihm eigentümlich angehört“. Und „ungeziemende Kühnheit“ heisst nun nicht mehr das Urteil schlechthin darüber, sondern: „ihn darüber in Anspruch nehmen zu wollen“. Offenbar sind in jenem Petersburger Kreis die traurigen Verhältnisse der Dorpater Universität gerade in den Jahren 1816 und 1817 besprochen worden, sonst könnte kaum die T. bei ihrer Deklamation über akademische Freiheit M.s Beifall voraussetzen. Nach Klingers Tod hat Fanny Tarnow als Denkmal für ihn anonym erscheinen lassen: „Zwei Jahre in Petersburg. Ein Roman aus den Papieren eines alten Diplomaten“ 1833, wo ihre persönlichen Eindrücke in schriftstellerisch unglücklicher Form mit phantastischen und romanhaften Erfindungen verbunden sind. Zahlreiche Fragezeichen in M.s Exemplar kennzeichnen Stellen, wo die Verfasserin über die Korruption in Russland, über Kaiser Alexander, ja auch über Klinger mit fröhlicher Sicherheit allgemeine Urteile abgibt. Übrigens hat M. an dem Cottaschen Morgenblatt gleichfalls in den Jahren 1810, 1811, 1816 und 1817 mitgearbeitet.

166) Über Fanny Tarnow vgl. noch ADB XXXVII, 399 (Mendheim). Rieger Klinger II, 556 ff.

6jährigen Aufenthalts in Estland (1812—1818) die gesellschaftlichen Verhältnisse des Baltikums schildern. Freilich handelt es sich um Erinnerungen an die Kindheit, der Verfasser ist 1802 geboren und sehr wohl scheint sich der Junge, der Rom, Wien und München kennen gelernt hatte, auf dem einsamen, durch eine den Neffen Tiecks fremd anmutende Geselligkeit belebten Gut Arrokküll nicht gefühlt zu haben. Ähnlich scheint es der Mutter ergangen zu sein, die als Bürgerliche in einen eigentümlich exklusiv denkenden Kreis hineingeraten war. M. schreibt u. a. einmal in sein Tagebuch (DXCVI, 66): *Sie ist eine Frau von sehr vielem Verstand, doch ist sie zu schneidend in ihrem Urteil und eben darum nicht weiblich.* Der Weltumsegler Krusenstern brachte M. einst mit ins Haus Knorring. Der Sohn berichtet darüber: „Sein Besuch war angekündigt, meine Eltern hatten Morgenstern vor Zeiten in Deutschland gekannt, und die Aussicht, ihn wieder zu sehen, wurde gar sehr willkommen geheissen. Doch bemerkte meine Mutter dabei: „Das hätte ich auch nicht gedacht, dass ich mich jemals nach Morgenstern sehnen würde“. In dem Kreise der Romantiker, in dem meine Mutter gelebt hatte, wurden nämlich gewisse Persönlichkeiten, die sich verehrend anzuschliessen suchten, ziemlich schonungslos behandelt, und zu diesen gehörte unter andern auch Morgenstern. Fast alle Menschen, mit denen er in Berührung gekommen war, wussten mehr oder weniger wunderliche Dinge von ihm zu erzählen. Aus früherer Zeit war von ihm bekannt, dass er in dem Glauben, dem Christus des Leonardo da Vinci ähnlich zu sehen, ohne Halstuch und mit langem wallenden Haar, sobald er sich setzte, die Stellung jenes Christusbildes anzunehmen suchte. In dem nordischen Klima hatte er sich nun allerdings bequemt, ein Halstuch zu tragen gleich anderen Sterblichen; aber ich wusste doch, als ich ihn zuerst sah, was die zur Linken geneigte Haltung des Kopfes bedeuten sollte, die er sich angewöhnt hatte. Wirklich auffallend aber war eins an ihm. Er war bis zum Unglaublichen weitläufig im Leben nicht nur, sondern auch im Sprechen. Er hatte seinen Stil nach Cicero gebildet, wie er meinte, und sprach, wie er schrieb, d. h. in Phrasen, deren Ende gar nicht abzusehen war, mit Zwischensätzen, in die wieder andere eingeschaltet waren. Im wesentlichen aber war sein Streben sehr achtungswert, und es musste unter den dortigen Bedingungen einen wohlthuenden Eindruck machen, dass im Gespräch mit ihm das Gewöhnliche,

Alltägliche gar nicht vorkam. Der Tag, den er und Krusenstern in Arrokküll zubrachten, liess mir den Eindruck zurück, als sei ich in ein anderes Land, in eine andere Atmosphäre versetzt gewesen. Ich las infolge dieses Besuchs auch die Dörptschen Beiträge, die er herausgab und meiner Mutter verehrte, namentlich Morgensterns eigene Reise durch die Schweiz und Italien, und war etwas verwundert über die mühselige Art zu reisen und seines Lebens überhaupt froh zu werden, die hier zutage trat; über diese Art, sich nicht etwa bloss in jeder Stunde, sondern man könnte sagen, in jeder einzelnen Sekunde Rechenschaft davon zu geben, was man eigentlich in dieser Sekunde gerade geniesst. Ich bekam eine Anschauung davon, wie wichtig es einem Mann, der arbeitend ein beschränktes Leben führt, vorkommen kann, wenn er, gerade er auch einmal etwas erlebt. Solches Wesen war mir neu, da meine Eltern im Gegenteil gewöhnt waren, alle Dinge sehr im grossen und ganzen zu behandeln und eine arbeitslose Unabhängigkeit als die natürliche Bedingung des Lebens vorauszusetzen. Doch lag in dieser Weise zu reisen, zu sehen und zu beschreiben etwas, das mir sehr zusagte, da meine eigne Natur mich darauf anwies, mir genau und womöglich erschöpfend von den Dingen Rechenschaft zu geben“ (a. a. O. 165 ff).

Das hier erwähnte kokette Spiel mit dem Christuskopf spielt in der Dorpater Lokaltradition über M. bis jetzt eine Rolle. Bertram behauptet sogar, die Studenten hätten sich durch schmeichelhafte Verwechslung der beiden in seinem Vorzimmer hängenden Bilder ein gutes Examen verschafft und in dem Christuskopf das Portrait oder umgekehrt im Portrait den Heiland zu erkennen vorgegeben. Irgend etwas mag daran sein, denn die Anspielungen darauf laufen durch seine Notizen. Spott darüber nahm er nicht übel. An Frau von Manteuffel auf Zierau in Kurland schreibt er 1805: „Ihrem Georg, dem geliebten Spötter, meinen Segen“. Dieser hatte nämlich in der bezeichneten Richtung sich geäussert.

Eine recht freundliche Schilderung von dem jungen Athenäum am Embach entwirft der Weltwanderer J. G. Seume (Mein Sommer 1805, 41 ff), wo auch Krauses Bauten und M.s Bibliothek — mit beiden Männern war er damals öfters zusammen — gewürdigt werden.

Recht leicht wiegt ein Zeugnis aus etwas späterer Zeit von einem Reisenden, der sich freilich durchweg als alberner und un-

delikater Schwätzer erweist (Christian Müller, Wanderung von St. Petersburg nach Paris im Jahre 1812, 91 f). Dieser fand, was stimmen wird, in Dorpat die Professoren nicht eben im besten Einvernehmen, die Studenten aber in Furcht vor strengen Disziplinar-massregeln des Generals Klinger. Der Historiker Pöschmann wird gelobt, sein kränklicher Zustand bedauert. Er starb noch in dem gleichen Jahr. „Alle Fakultäten vereinigten sich, um Herrn Prof. Morgenstern zu belächeln, der durch sein höchst unästhetisches Äussere zu Snells Kritik des Geschmacks und Kants Kritik der Urteilskraft, worüber er liest, den schlechtesten Kommentar und einen drolligen Kontrast liefert; ich überzeugte mich später durch den Augenschein von der Wahrheit dieser Bemerkungen, als Hr. Prof. M. in seiner kamtschadalisch-burätischen Kleidung vorüberging, die ihm gewiss überall der lachenden Nachzügler genug zugeführt haben würde und deren Gleichen ich noch nirgends, am wenigsten an einem Professor der Ästhetik, gesehen habe.“

Diesen Anwurf hat M. auf Informationen Pöschmanns zurückgeführt, „der, da er sonst seinen kleinlichen Ärger über seine untergeordnete Rolle in gewissen Universitätsverhältnissen gegen mich auf keine einiger-massen scheinbare Weise auslassen konnte, [ihn] hinter meinem Rücken, wie ich leider zu bemerken Gelegenheit hatte, wenigstens an unbedeutenden Dingen des Äusseren, auch wohl in Studentengesellschaften ausliess“. Seine Strassenkleidung sei weder im Winter noch sonst von der üblichen abgewichen. An einer anderen Stelle, in seinem *Εἰς ἑαυτόν* (LXXXIV) vom Jahre 1805, gesteht er allerdings Nachlässigkeit in diesen Dingen zu. Hier bekennt er auch, was dem Dichter Petersen nur als satirisch-politische Schrulle durch den Kopf gegangen war, als seit langem gehegten, ernsthaften Wunsch, das „von“ vor seinem Namen zu tragen, wobei später noch das Motiv mitgespielt habe, einem edlen Mädchen von Stand durch eine Ehe nicht ein Opfer zumuten zu müssen.

Zum festesten Bestandteil der Lokaltradition über M. gehört seine ausserordentliche Eitelkeit. Sie wurde ihm schon zu Lebzeiten von seinen Freunden gern vorgehalten, schon in Halle. Er selbst, weit entfernt, sie abzustreiten, erkannte in ihr — und hierin hat er zweifellos recht gesehen — ein Element, das notwendigerweise mit seinen besseren Eigenschaften zusammenhing. Wer könnte sich einen Eloquentzprofessor seines Schlages ohne einen starken Schuss Eitelkeit vorstellen?

Von Wolf ist es bekannt, dass er sich über akademische Feierlichkeiten und festliche Eloquenz gern lustig machte, Titel und Orden u. dgl. nur für gut genug hielt, um nicht von jedem Hund angepöbele zu werden (Körte II, 129, *passim*). Prunk und Ostentation aber, so meinte er, bleibe denen überlassen, welche ihren gelehrten Jammer damit ausstaffieren müssen. Wenn er bei den verdriesslichen Verhandlungen mit Humboldt über seine Stellung in der wissenschaftlichen Deputation in den Jahren 1809 und 1810 den Titel Staatsrat für sich begehrte und sich deswegen eine peinliche Belehrung von Humboldt, dessen Geduld er bis aufs äusserste anspannte, gefallen lassen musste¹⁶⁷⁾, so hat das mit plötzlich erwachender Titelfreudigkeit natürlich nichts zu tun, sondern ist nur einer der vielen Ausflüsse seiner ewig querulierenden, nörgelnden, fordernden, versagenden Verbitterung, die ihn in der Berliner Zeit beherrschte und seinen Beziehungen zu Persönlichkeiten und Institutionen, wie z. B. zur Akademie und zur Universität, einen so fatalen Charakter gab. Bei M. stehen alle diese Dinge unter einer häufig komisch anmutenden Überbewertung. Sein Exlibris stellt ein Wappenschild dar, an dem die ihm verliehenen Orden hängen. Die Titel und Orden anderer Persönlichkeiten werden von ihm mit umständlicher Feierlichkeit aufgezählt, nicht nur in Publikationen, sondern auch in persönlichen Aufzeichnungen, wo sie durch spätere Nachträge auf den Stand des Tages gebracht werden. Von dem in dem Festvortrag 1844 erwähnten Bruder M.s erzählt sofort eine Anmerkung, dass er kgl. bayrischer Konsul, kgl. preussischer Kommerzienrat und Ritter des roten Adlerordens dritter Klasse war. Dass zweimal Kaiser Alexander M. einen Ring verehrt hat, am 19. Febr. 1806 einen mit einem Saphir, im Nov. 1815 einen mit einem Amethyst (DXCIII, 326; DXCVI, 97), dass die Kaiserin Alexandra Feodorowna geruhte, den von M. am 12. XII. 28 zum Gedächtnis Ihrer hochseligen Majestät der Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna gehaltenen Vortrag mit besonderem Wohlgefallen entgegenzunehmen und dem Verfasser als äusserliches Merkmal des allerhöchsten Wohlwollens einen Brillantring zugehen liess (DXCVIII, 190), dies alles und hundert andere Dinge gleicher Art sind wichtige Lebensereignisse. Ungewöhnlich dürfte es sein,

167) Vgl. Spranger, Wilhelm von Humboldt und die Reform des Bildungswesens, 126 f.

dass jemand um solcher Lappereien willen sogar Zwiesprache mit der Vorsehung führt. M. tut es im Ernst, als er am 20. Febr. 1812 die Nachricht von seiner Ernennung zum Kollegienrat erhält, „mit Anciennität der Dienstzeit“. *Kurz vor Schlafengehen dachte ich: Du warst fast 10 Jahre Hofrat, da war es so und so — kurz ich übersah den Gang bis dahin in Dorpat. Wie wird es dir sein als Kollegienrat? Ich blickte auf zu Ihm* (DXCIV, 315).

Bei dieser Eitelkeit Morgensterns darf man zwei Dinge nicht vergessen. Erstens ist sie bei ihm seit seiner Studentenzeit in eine ganz deutliche Verbindung mit seiner Ethik gesetzt. Verecundia sui und verecundia aliorum bedingen sich gegenseitig. Sehr deutlich tritt dieser notwendige Zusammenhang an vielen Stellen zutage. In der akademischen Gesellschaft der ersten Zeit in D. entzückte ihn ein Zustand, bei dem einer im andern sich selber ehrt; im ersten Brief an Klinger verbindet er geschickt den Ausdruck des hohen Selbstgefühls, die ausgesprochene Absicht, ein zweiter Heyne für die junge Universität zu werden, mit der Freude darüber, diese Möglichkeit gerade unter der Kuratel eines Mannes von Klingers Art zu haben. Zweitens ist ganz unverkennbar, dass die Überbewertung dieser Dinge mit den Jahren immer stärker wurde. Der Alte hält um so geflissentlicher an dem Mantel, an den pathetisch-feierlichen Attributen der heroischen, deklamatorischen Anfangszeit fest, je mehr der Inhalt selbst von Jahr zu Jahr entschwand. Er schuf sich notwendigerweise, wie er es bei Plato in seinem Staat zu beobachten glaubte, ein „Als ob“, das ihm die Möglichkeit bot, mit heiterer Gelassenheit und lebenswürdiger Distanzierung in der ihm ganz fremden Welt der politischen Machtkämpfe¹⁶⁸⁾, der durch Mystik oder

168) In diesen Kämpfen spielt übrigens die angebliche Lüsterheit nach Orden eine Rolle. Eine solche glaubte die spezifisch baltische Gruppe der Professoren bei den Vermittlungspolitikern, die oft sächsischer Herkunft waren, feststellen zu können. In diesem Sinn spricht Julius Eckardt, Die balt. Prov. Russlands, S. 402 folgendes aus: „Die Eroberung des Landes durch jene „Sachsen und Angelsachsen“, die im 5. Jahrzehnt eine ominöse Rolle zu spielen berufen waren, weil sie niemals bei uns heimisch zu werden und unsere Bedürfnisse zu verstehen im Stande waren, sie fällt gerade in die zweite Hälfte der zwanziger und die ersten dreissiger Jahre, die in anderer Beziehung vielfach zu der „guten alten Zeit“ gerechnet werden. Insbesondere den sächsischen Professoren wurde damals der Vorwurf gemacht, jeder unabhängigen Gesinnung zu entbehren, allen Wünschen der Bureaukratie blindlings entgegenzukommen

Orthodoxie gekräftigten religiösen Tendenzen, der spezialisierten Fachprofessuren und der Verwaltungsbürokratie zu leben. Dass die böse Welt sich nicht um jene Zusammenhänge, wohl aber um die komische Aussenseite kümmerte, wird niemanden Wunder nehmen. Dabei wird man ihn aber gegen einen Zug der Lokaltradition in Schutz nehmen dürfen. Ernsthafter tritt sie bei Rieger auf, wo (II, 578) M. als ungewöhnlich schöner Mann, als zarte schöngeistige Persönlichkeit geschildert wird, der — es handelt sich um die ersten Jahre der Universität — noch Jungeselle ist, „weil ihm sein Glück bei den Damen die Wahl zu schwer machte“. Boshafter erzählt der Pastor Theoph. Kraus in seinen studentischen Erinnerungen an das Burschenleben, 1812—1815¹⁶⁹⁾ von M.s christusköpfiger Schönheit, „in welche

und um jeden Preis nach Orden zu angeln. Daher die Bezeichnung Angelsachsen“. Das ist der Ton, dem wir gerade so auch bei Preller begegneten, der freilich kein Balte war, sowie die landsmannschaftliche Herkunft überhaupt häufig nicht mit dieser Parteistellung übereinstimmt. Man wird bei jenen Sachsen im Sinne des agitatorischen Schlagworts an den Philologen Neue zu denken haben, der von Schulpforta 1831 berufen wurde, ferner an den 1828 berufenen Chemiker Goebel, der bei Weimar geboren war. Wo die Herkunft angegeben wird, gilt der Magdeburger M. ebenso wie der Wittenberger Erdmann in den Dorpater Listen als Sachse, also als Angehöriger des Stammes, der allerdings das Baltikum geradezu mit einem Heer von Privatlehrern, Gymnasiallehrern und Professoren überzogen hat. Zu den „Angelsachsen“ im Sinne jenes Schlagwortes freilich hat gewiss nie jemand M. gerechnet, da ihm die Fragestellung des Kampfes, über den natürlich hier nicht geurteilt werden soll, ganz fremd ist und seine Ordensseligkeit ganz anderen psychologischen Quellen entstammt als dem bei der Neuegruppe angeblich überwiegenden Gefühl des korrekten, loyalen Beamten. Übrigens höhnte schon der Aufklärer Merkel, der vergebens auf eine historische Professur gehofft hatte, an der Universität Dorpat grassiere der Bandwurm. Der Rektor Ewers tat ihm den Gefallen, die Sache ernst zu nehmen und die Eltern der Studierenden in der Zeitung über die hygienischen Verhältnisse zu beruhigen. Da rückte Merkel mit dem Bandwurm heraus, den er eigentlich gemeint hatte, dem im Knopfloch der Professoren, und hatte die Lacher auf seiner Seite. Aus den Akten über Gutachten habe ich ersehen, dass Lieven zuerst hereinflief und Ewers veranlasste, der Sache nachzugehen. E. zog von der medizinischen Fakultät und von zwei praktischen Ärzten Gutachten ein und berichtete am 15. XI. 19 dem Konseil darüber.

169) Publiziert in der St. Petersburger Zeitung, Sept. 1908. Die Einsicht in diese 6 Blätter verdanke ich der Liebenswürdigkeit des Herrn Rosenberg. Ich halte es doch für nötig, zu bemerken, dass der Verfasser, der in Burschenfragen ein gewichtiger Zeuge sein mag, über die Professoren und die Universitätsverwaltung Urteile abgibt, die von einer kaum verständlichen Naivität sind. Wenn er sagt: „Der herrliche Kurator Klinger wusste die Jugend als Jugend zu

alle Weiber von Neapel bis St. Petersburg sich, sogar untröstlich, verliebt haben. Wenn ihr's bezweifelt, so höret: er hat's selbst gesagt! Darum heiratete er auch nicht, weil keine Angemessene sich fand, bis sein 50jähriger Kopf vollends alle Ähnlichkeit mit dem 30jährigen Christuskopfe dergestalt verloren hatte, dass später weder rote noch gelbe Morgenstiefel zur Paradedasse Kaffee auf dem Balkon am Markte mehr renovieren wollten: die Herzlosen! Da neigte sich seine erhabene — gewesene — Schönheit grossmütig herab auf ein vernunftjähiges Fräulein, mit dem er, im Faltenglätten wetteifernd und zuvorkommend, so ziemlich zufrieden — vielleicht auch aus Mitleid liebend — gelebt hat“. Diese Zeichnung scheint mir selbst als Karikatur verfehlt zu sein. Nichts liegt M. ferner als Bramarbasieren in Liebesangelegenheiten, ebensowenig gibt er in Aufzeichnungen oder Briefen irgendwo zu erkennen, dass die vorehelichen Romane, bei denen er, wie in der Wissenschaft, eher den Eindruck eines schmach tenden Multiincipides-Nihilabsolvides macht, ihm durch die erreichten Erfolge das Betreten der ehelichen Bahn schwer gemacht hätten. Vermutlich hat seine selbstgefällige, in umständliche Feierlichkeit getauchte Art zu jenem Missverständnis Anlass gegeben.

behandeln und liess sie austoben“, so ist so ziemlich das Gegenteil richtig. Grindel als Rektor imponierte ihm, da er persönlich auf den Kommersen erschien und manches ohne viel Aufheben regelte. Wohl das Tollste an unreifer Rederei leistet sich der Memoirenschreiber mit folgendem Urteil: „Auf den unvergesslichen Grindel folgte im Rektorat der milzsüchtige Parrot, ohne pädagogischen Sinn für das, was ein Rektor soll . . . Der gelehrteste Pedant wird von Mutterwitz überlistet. Daher ist bei solchem Volk, wie's damals war, nicht jeder gut zum Rektor. Nach Parrots eben nicht glänzendem Rektorat folgte Styx“. Noch findet er bei Parrot zu erinnern, dass ihm selten ein Experiment gelang und dass er weder physisch noch moralisch den Nagel auf den Kopf traf. Rosenberg verdanke ich auch den Hinweis auf die Aufzeichnungen von Elisabeth Hofmann (Dorpat vor 60 Jahren, Deutsche Monatsschrift für Russland 1914, 291), wo einige Geschichten von M. erzählt werden, „von dem in D. soviel Anekdoten kursierten, dass man's nicht begreifen konnte, wie ein Mensch auch bei der längsten Lebensdauer die alle verbrochen haben konnte“, demselben Kenner der Lokalgeschichte auch die Lektüre des Romans Jarolasch von Wendt, wo (II, 182 f) der Astronom M[ädler] eingeführt wird, wie er zerstreut, statt zur Sache zu reden, Geschichten u. a. auch von M. erzählt. So soll dieser auf dem kunstliebenden Rathhof einmal Kuh und Ochse verwechselt haben oder feierlichst Stiefel getragen haben, in die ihm — schönster Moment seines Lebens — die Vesuvlava ein Loch gebrannt hatte.

Diese von allen Zeugen hervorgehobene umständliche Weitläufigkeit, dieses Wichtignehmen aller, auch der kleinsten Dinge des Alltags, besser gesagt wohl: ihre Einbeziehung in die von ihm repräsentierte Lebensform des allseitig harmonischen, edlen Menschen, ist allerdings ein wesentlicher Zug und durchzieht in z. T. komischer Form auch seine Aufzeichnungen. Wie sein Heros Cicero in den Jahren nach der Provinzverwaltung mit seinen Likatoren herumzieht und von ihnen trotz der Belästigung, die sie verursachen, nicht lässt, so sehen wir auch ihn auf Reisen mit einem Gefolge auftreten, in der Uniform auch in Deutschland, mit einem gemieteten Diener, dessen Zweck nicht recht klar wird. Er scheint kaum einen Schritt zu Fuss zu machen, selbst an dem sommerlichen livländischen oder estländischen Strand unter mehr oder weniger primitiven Verhältnissen fährt er im Wagen vor, und Pferde ziehen ihn in einem Karren in die Salzflut. Als Petersburger Akademiker fährt er mit Frau Minna zur Jubelfeier (29. XII. 1826), lässt sich für 175 Rbl. eine Akademikeruniform machen, wird mit den Besuchen nicht recht fertig, *verhindert durch Zeitkürze, zum Teil durch Minnas unzeitige, wenngleich wohlmeinende Geschäftigkeit wegen der Haartour und der seidenen Strümpfe* (DXCVIII, 109), und fällt aus einer Aufregung in die andere, wegen des Platzes bei der Feier, wegen der Wohnung, erst im Hotel, dann bei Parrot, worüber umständlich gehandelt wird. In solchen schwierigen Situationen bewährt sich oft aufs glücklichste seine Sophrosyne: 15. Sept. 1812. *Krönungsfest des Kaisers. Ball auf der Musse. Ich daselbst. Eingebrochener Stuhl. Contenance* (DXCIV, 323). Bei den Reisen fällt der ungewöhnlich hohe Anteil der Fahrgelegenheit selbst an den Gesamtspesen in die Augen¹⁷⁰).

170) *Im ganzen bequeme Art zu reisen in Liv- und Estland, auch da, wo keine Poststrasse ist, denn die Krüge, den Herren des Landes gehörig, sind für einen Reisenden, wie unsereiner, als gehöre man zu jenen. Was darin bezahlt wird, ist, da man Futter häufig mitbringt, sehr wenig* (DXCIV, 339). Die Reise Dorpat—Petersburg 18./30. Juli bis 14./26. August 1811 kostete Morgenstern 500 Rbl., für eine Reise nach Reval (25. Juni — 12. Juli 1812) gibt M. folgende Spezialrechnung:

<i>Bauer, der mich von D. nach R. brachte:</i>	<i>75 Rbl.</i>
<i>Wegkost (ohne Wein):</i>	<i>4 Rbl.</i>
<i>Unterwegs:</i>	<i>1 Rbl.</i>
<i>Kleinigkeiten in Reval</i>	<i>3 Rbl.</i>
<i>Verschiedenes andere</i>	<i>21 Rbl.</i>
<i>Droschke mit 2 trefflichen Pferden, 3 Tage:</i>	<i>36 Rbl.</i>

Die gern genutzte Möglichkeit des Theaterbesuchs, z. B. in Reval, gestaltet sich auch immer durch Bediente, Kutscher und Zusammensein mit Schauspielern und Schauspielerinnen, auch mit Kotzebue, zu einem gesellschaftlichen Ereignis, das dem Kunstgenuss nicht nachsteht.

Der Bibliothekar Anders erzählt uns, wie M. gern in seiner mit Kunstwerken schön ausgestatteten Wohnung¹⁷¹⁾ Gäste empfang und sie durch interessante Unterhaltung, zu der auch die Gattin beitrug, erfreute. „Er sprach langsam und mit sehr gewählten Ausdrücken.“ „Ich habe seiner lebhaften, von anderen oft redselig genannten Unterhaltung viel zu danken. Er war gereist, hatte viel bedeutende Persönlichkeiten im Leben kennen gelernt und stand mit ihnen in Korrespondenz.“ Auch das Dienstmädchen Lyddi scheint von dem genius loci mehr als billig angesteckt gewesen zu sein und über der Aufmerksamkeit auf die geistreiche Unterhaltung wohl auch einmal die ihr näher liegenden Dinge vernachlässigt zu haben, so dass sie z. B. dem Professor der Botanik Ledebour, „der im Frack und in weisstuchenen Pantalons und Glanzstiefeln dasass, eine heisse Bratensauce über den Kopf goss, dass die silberne Saucenschale auf seinem kahlen Schädel sich umkehrte“. Diesem Ereignis war die abgeklärte Sophrosyne des Hausherrn offenbar doch nicht ganz gewachsen, um so mehr erheiterte es die übrige Tischgesellschaft.

Wer von M.s Eitelkeit spricht, sollte nicht vergessen, dass schliesslich auch seine hochherzigen Stiftungen, wenn man will, — denn was man lächerlich, gut, schlecht und ernsthaft bei einem Menschen nennt, ist oft seltsam ineinandergeschlungen, — nicht ganz ohne Zusammenhang mit ihr ⁵sind. *Es giebt auch Hausmittel, das Sterben zu erleichtern und zu versüssen. Dahin gehört*

<i>Weste mit Macherlohn</i>	<i>12 Rbl.</i>
<i>Fuhrmann für 2 Pferde auf 1 1/2 Tage</i>	<i>15 Rbl.</i>
<i>Schauspiel 10 mal etwa:</i>	<i>20 Rbl.</i>
<i>An Fuhrmann Reichardt Rückfahrt etwa:</i>	<i>80 Rbl.</i>

Im Theater sah M. bei dieser Gelegenheit Mozarts Entführung aus dem Serail, Ifflands Hagestolz, Kotzebues Deutsche Hausfrau u. a.

171) M. verliess später das Haus am Markt, das alte Universitätsgebäude, wo wir ihn in der ironischen Schilderung von Kraus fanden, und siedelte 1823 in das von ihm erworbene, früher seinem Freund Krause gehörige Haus über. „Es liegt — ob in ursprünglicher Gestalt, entzieht sich unserer Kenntnis — an der Alt-Str. und hat einen Garten mit alten Bäumen gegenüber dem Wanemuine“ Rosenberg 15.

folgendes: Vermache von dem Deinigen, soviel die Verhältnisse erlauben, zu gemeinnützigen Zwecken, damit du neu wirkst von deinem Tode an, so spricht er schon 1802 (DXXXV, 92) und ebenso sehr oft anderwärts. Der Wunsch *Non omnis moriar* gehörte mit zu den echten Bestandteilen dieses antik-rhetorisch empfindenden Humanisten und Eloquenzprofessors und er verband sich bei ihm, notwendigerweise mit einem zweiten für die ihm innigst verbundene Hochschule, den er wiederholt in jene Worte Fra Paolos kleidete, mit denen dieser, sein gemeinnütziges Erdenleben beschliessend, seine Vaterstadt Venedig grüsste:

Perpetua esto!

Zum Schluss mag es erlaubt sein, Morgensterns Absichten und Leistungen zu messen an der Folgezeit und an den Bedingungen, unter denen wir selbst arbeiten. Lässt sich Wolfs Bedeutung mit Harnack (Gesch. der preussischen Akademie zu Berlin I. 2, 853 Anm. 1) dahin formulieren, dass er die klassische Philologie „aus der Vorhalle zur Theologie herausgeführt“ und „über die Stufe der belles-lettres emporgehoben“ hat, so hat M., wie die geschichtliche Darstellung gezeigt hat, im ersteren Falle bereits das Feld bereitet vorgefunden. Den zweiten Schritt aber hat er selbst mit Bewusstsein nicht mitgemacht, er konnte und wollte sich den Betrieb dieser Wissenschaft nicht denken ohne engste Beziehung zu den Provinzen des Wahren, Schönen und Guten. Dadurch wurde für ihn die Auswahl des Stoffes, seine Durchdenkung, Gliederung und Darstellung bedingt. Höher als der Spezialist der Forschung stand ihm der lebendig wirkende, anregende Lehrer, Schriftsteller und Prophet, einen Wesensunterschied zwischen dem Altertumswissenschaftler und dem Humanisten hätte er überhaupt nicht zugegeben, da im wesentlichen — von gewissen Schwankungen in seinem Urteil war die Rede — sein Ideal eine Vereinigung, eine Durchdringung beider Elemente war. Damit befinden wir uns mitten in den allermodernsten Debatten über den Betrieb der Wissenschaft vom klassischen Altertum. Ist doch Wort und Begriff des Humanismus, lange Zeit hindurch von den dem Werturteil abgeneigten Vertretern des Historismus und Positivismus nur noch mit Lächeln verwendet, wieder in einer eigenartigen Weise zu Ehren gekommen unter dem bestimmenden Einfluss gewisser geistiger Strömungen unserer Tage¹⁷²⁾. So anziehend es erscheinen mag, damit Morgensterns Positionen zu vergleichen, um das Verwandte sowie

172) Eine unbefangene Würdigung dieser Entwicklung findet der Leser in dem schönen Vortrag von O. Immisch „Die Erneuerung des Humanismus“, Das humanistische Gymnasium XXXIX (1928) 1 ff.

die Verschiedenheit im Ausgangspunkt und in der Lösung festzustellen, so sehe ich doch ganz von einem Versuch dieser Art ab, der für den Verfasser, der diese Debatten nur aus ihren literarischen Niederschlägen kennt, ohnehin misslich wäre. Mancher der Leser wird diese Lücke lieber selbst nach seinen persönlichen Eindrücken ausfüllen wollen. Kehren wir in die Zeit M.s zurück, so sieht man leicht, dass der Humanismus als solcher ja gar nicht problematisch war, weder für Wolf, noch für Heyne, noch für Gottfried Hermann, um nur diese zu nennen. Im einzelnen selbst wieder sehr untereinander verschieden, hätten sie ja ganz gewiss M. gegenüber nicht den geistig, sittlich und ästhetisch bildenden Charakter des Stoffes der Altertumswissenschaft bestritten oder seine Ausbeutung im Unterricht der Gymnasien und Universitäten. Sie hätten nur dringend verlangt, dass auf diesem Wege die wissenschaftliche Arbeit sich nicht in blauen Dunst auflöse. Dazu kommt, dass präziöse Eleganz Wolf persönlich kaum minder verhasst war als pedantische eingebilddete Gelehrsamkeit. Charakteristisch ist der von Körte (I, 123) referierte Brief Biesters an Wolf aus dessen Hallischen Anfängen (27. Nov. 1783), wo ganz offensichtliche Zitate aus einem vorausgegangenen Brief Wolfs vorliegen und die Beziehung auf Niemeyer, von M. in seinem Exemplar in einer Randnotiz hergestellt, in die Augen springt: „Kein Wunder, dass ein Mann, der mit den Aoristen etwas über den Fuss gespannt ist und durch süßliche Deklamation sich allgemeines Zujauchzen erworben hat, lieber in der Region des ästhetisch sein sollenden Geschwätzes bleibt, als ernste trockene Worterklärung liebt“. Sehen wir von dem Vorwurf mangelnder Kenntnisse ab, so fällt hier ein gewichtiges Bedenken auf. Man kann die grösste Sympathie für Wolfs Eigenart haben — er ass und trank gern gut, lobte Gott in allen seinen Werken und liess mit Behagen, doch ohne malice du coeur, wie er wenigstens meinte, seinen Witz und seinen Frohsinn springen —, aber man wird doch nicht behaupten, dass andere Temperamente deshalb von der Verkündigung des Humanismus ausgeschlossen sind. Immisch spricht, wie ich glaube, den Eindruck vieler aus, wenn er an dem Humanismus der jüngsten Zeit die absolute Humorlosigkeit, die ewige Hochspannung, die Erhabenheit der Haltung hervorhebt. Offenbar glauben seine Vertreter, einer Zeit, die das Gefühl der Distanz und der Ehrfurcht den geistigen Werten gegenüber vielfach verloren hat, so und nicht anders predigen zu

müssen. Auch Morgenstern ist in seinen jungen und mittleren Jahren ganz humorlos, er wandelt auf dem feierlichen Kothurn und spricht als *Musarum sacerdos* am liebsten feierliche Worte, als alter Mann entwickelt er freilich einen gewissen behaglichen Humor in der Betrachtung der kleinen Begebenheiten des Lebens. Irgendeine Notwendigkeit für diese oder jene Form der Aneignung der in der Antike wirkenden Mächte vermag ich nicht einzusehen. Auch im Hause des Humanismus sind *multae mansiones*, viele Möglichkeiten des Unterkommens. Wo wir uns im Reiche der Werte befinden, wird der Einzelne nach seiner Eigenart ebenso wie der Zustand des geistigen Lebens einer Zeit bei der Auswahl ein gewichtiges Wort mitsprechen. Der alte Ruhnkenius, dem freilich in diesen Fragen niemand ein gewichtiges Urteil zusprechen wird, schrieb einmal mit Beziehung auf Klotz an Heyne über die *belli homines, qui nunc in Germania bellas litteras colunt voluntque Graecis et Romanis, a quibus toto differunt caelo, similes videri* (Ruhnkenii epistolae ad diversos ed. Mahne p 30). Nun, ich glaube, wenn die grössere oder geringere Ähnlichkeit mit antiken Menschen das Kriterium abgeben soll, so haben die Klotz, Niemeyer, Morgenstern u. s. w., deren Geistesverwandte im antiken Leben sofort in die Augen springen, leichtes Spiel. Für Wolf irgendwo einen antiken Doppelgänger ausfindig zu machen, möchte dagegen nicht ganz leicht sein. Man wird zusammenfassend sagen dürfen, dass M.s Versuch schon deswegen grosses Interesse verdient, weil anscheinend die Frage, wie bei den Stoffen der Altertumswissenschaft Wissenschaft und Forschung einerseits, Genuss, Hingabe, Erleben, oder wie man das sonst nennen mag, andererseits sich zueinander verhalten, immer wieder zu neuen Antworten nötigt und wohl erst mit der Philologie selbst sterben wird.

Das Gleiche gilt nun meines Erachtens von einer zweiten Frage, die in das Zentrum des M.schen Schaffens hineinführt. Freilich steht sie zur Zeit nicht so im Mittelpunkt der Diskussion. Wo von Morgenstern in der Geschichte der Universität Dorpat die Rede ist, fehlt nicht der Hinweis auf seine zersplitternde Vielseitigkeit und seine „Abhandlungen, die heutzutage überall eher Aufnahme finden würden, als in philologischen Fachzeitschriften“ (Hugo Semel, *Die Univ. Dorpat* (1918) 99). Nun hat unsere historische Darstellung gezeigt, dass hier neben persönlicher Neigung noch ganz andere Motive wirksam waren. M.

ist der Erbe jener alten Eloquenzprofessoren, die sich ja in einem sehr elastischen, breit angelegten Rahmen bewegten, Poetik, Rhetorik, Stilistik in Verbindung ebensowohl mit der Lektüre der antiken Autoren wie mit den allgemeinen Bildungsbedürfnissen ihrer Studenten behandelten. Man braucht ja nur an die Hallische Reihe Klotz — Thunmann — Forster zu denken, um sich klar zu machen, was alles hier untergebracht werden konnte, bildende Kunst, Philosophie, Geschichte, Naturgeschichte, Reiseberichte, Technologie, Landwirtschaft, ja ich weiss kaum zu sagen, was prinzipiell unbedingt davon ausgeschlossen gewesen wäre. Bei der Einrichtung der von M. verwalteten Professur¹⁷³⁾ schwebten neben der auch sonst bemerkbaren Tendenz, durch Zusammenlegung von Disziplinen zu sparen, offenbar die Vorbilder jener Eloquenzprofessuren vor. Es war ein ganz besonders glücklicher Zufall, dass man dabei gerade auf eine Persönlichkeit verfiel, die nicht an die Weiterführung einer damals bereits antiquierten Institution

173) Näheres hierüber festzustellen, ist mir nicht gelungen. Aus den Berufsakten der ersten Zeit ergibt sich, wie auch in anderen Fällen, das Bild eines ziemlich unsicheren Herumtastens. Ausser mit Rink, der schliesslich am 22. III. 02 definitiv ablehnte, auf M. aufmerksam machte und bat, über diesen bei Wieland und Wolf Informationen einzuziehen, verhandelte man mit einem Pastor H. F. T. Tiebe; im ersten Halbjahr 1801 hatte man allerdings den Plan, zwei Professuren zu begründen und für lat. Sprache und Eloquenz Watson zu berufen, für griech. Sprache und Literatur sowie für Ästhetik Liebau zu Mitau. Beide wirkten an dem Mitauer akademischen Gymnasium, das, ähnlich wie das Danziger Athenaeum organisiert, zeitweilig (25. Dez. 00 bis 26. Mai 01) zur Universität erweitert werden sollte an Stelle der Dorpater Neugründung. Etwas voreilig spricht Liebau in seinen Schreiben, in denen er übrigens die Verbindung von griechischer Sprache und Literatur und Ästhetik als durchaus natürlich und angemessen bezeichnet, schon von seinem Gymnasium als von der „jetzigen Universität“. Irre ich nicht, so hängt also die beabsichtigte Teilung in 2 Professuren nur mit den speziellen Mitauer Wünschen zusammen und wird mit der Übersiedelung der „Irrwisch“-Universität nach Dorpat ohne weiteres aufgegeben worden sein. Das akademische Gymnasium zu Mitau hatte auch eine gesonderte dritte Professur der Beredsamkeit. Trotz der Bedeutung, die dem Fach in dem von Sulzer herrührenden Entwurf zugewiesen wird, haben die Vertreter praktisch noch andere öffentliche Funktionen ausgeübt, freilich nicht ohne ihre Aufgaben durch diese Kollision zu gefährden: Tiling (1775—1798) war Pfarrer, Sahlfeldt (1798—1802) war Advokat, Parlemann (1802—1816) war Arzt, so dass also auch die ars muta einmal den Eloquenzprofessor stellte, freilich einen, der sich mit Erfolg und hartnäckig weigerte, eine öffentliche Rede zu halten. Von Persönlichkeiten und Lehrplänen berichtet die Schrift von Dannenberg, Zur Geschichte und Statistik des Gymnasiums zu Mitau, Mitau, 1875.

dachte, auch nicht an ein Sammelsurium disparatester Bildungselemente, sondern die in den erlebten Gedanken und Bestrebungen des Neuhumanismus ein Zentrum besass, in dem alle jene Aufgaben wie Strahlen zusammenliefen, zugleich auf eine Persönlichkeit, die an die Notwendigkeit der Verbindung einer so ausgestalteten Eloquenzprofessur mit dem Fach der klassischen Philologie glaubte. Denn diese Verbindung war für ihn die unbedingte Voraussetzung seines Wirkens, auch die von ihm von Anfang an erstrebte und schliesslich erreichte Errichtung einer zweiten Professur für klassische Philologie, die, in der Folge der Zeiten von Francke, Neue, Paucker, Hörschelmann, Krascheninnikow verwaltet, vorzugsweise grammatisch und allenfalls daneben literarisch orientiert war, sollte für ihn und seine Professur an diesem Sachverhalt nichts ändern. Hier ist er, wenn irgendwo, originell, etwas Ähnliches war wohl kaum in Deutschland in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vorhanden, die Ablehnung des Rufes nach Königsberg wird sich hauptsächlich daraus erklären. Die Schwierigkeiten dieser Verknüpfung müssen hier noch von einer anderen, für uns noch jetzt wichtigen Seite aus beleuchtet werden.

Als M. studierte, stand für Wolf schon durchaus der Begriff der Philologie als einer alle Teile des antiken Lebens behandelnden Altertumswissenschaft fest, wie er ihn in seinem oftmals wiederholten Kolleg über Enzyklopädie der Philologie (Körte II, 215) und dann später in Berlin literarisch im Museum der Altertumswissenschaft I (1807) theoretisch gefasst und durch seine ganze Tätigkeit in Seminar, Vorlesung und persönlichem Verkehr verkörpert hat. Es leuchtet ein, dass gerade dieses auf philologisch-historischer Kritik aufgebaute, universale, von einer starken Persönlichkeit getragene Bild der antiken Welt den stärksten Eindruck auf Goethe machen musste, dem jene erwähnte schriftstellerische Fassung gewidmet ist (Kern 8). Diese horizontale Verknüpfung verschiedener Lebensäusserungen derselben Epoche, ihrer Sprache, Philosophie, Kunst, ihres Rechtes und ihrer Religion u. s. w. ist ein so fruchtbares Forschungsprinzip, dass der Philologie damit zahlreiche Aufgaben zufallen, die nur sie allein, nicht die Historie der einzelnen Gebiete, erfüllen kann. Aber man vergesse doch nicht die Bedenken, die sich gegenüber einer solchen Wissenschaft regen, die das Gesamtgebiet des Lebens in zeitlichem Ausschnitt umfassen will. Zunächst ist ja bei der riesigen, immer mehr anschwellenden Masse des Materials eine

gleichmässige Beherrschung des gesamten römischen und griechischen Gebiets wohl immer als eine Unmöglichkeit erkannt worden¹⁷⁴⁾. Die auch dem Genialsten und Fleissigsten hier gesetzten Grenzen waren so deutlich, dass selbst die Universalisten praktisch um die Forderung der Arbeitsteilung nicht herumkamen, freilich die Verpflichtung aufstellten, bei der Spezialarbeit nicht den Zusammenhang mit dem Ganzen zu verlieren. Wenn Gottfr. Hermann von vornherein der Philologie ein enger begrenztes Programm zuwies, so war dabei neben anderen in Persönlichkeit und Tradition begründeten Vorstellungen gerade die Furcht vor einem alle soliden Dämme einreissenden Dilettantismus massgebend. Wichtiger aber als dieses mehr quantitativ-mechanische Bedenken ist ein anderes, mehr organisches. Mit Verwunderung erkannte M. allmählich, dass der als genialer Interpret des Cicero und Plato geschätzte Wolf im Grunde ganz unphilosophisch war. Das erschien ihm — und hier ergibt sich allerdings eine wichtige Fragestellung — als ganz unnatürlich. So wenig er für die Dialogform und die sprachlich-literarische Seite, überhaupt für Plato den Künstler blind war, zunächst las er *de natura deorum* und den platonischen Staat doch um der darin behandelten Probleme willen. Diese konnte er aber, wie er durchaus richtig erkannte, nur würdigen, indem er sich ständig in Fühlung hielt mit der philosophischen Forschung. Dasselbe gilt von allen anderen Seiten des antiken Lebens. Er selbst durfte sich rühmen, wenn auch in bescheidenem Mass, das Handwerkszeug des Zeichnens und Kupferstechens sich zu eigen gemacht zu haben, die Vertrautheit mit der modernen Malerei und Architektonik schien ihm — von allen übrigen Gesichtspunkten abgesehen — nötig, um die Gliederung nach Epochen und ihre verschiedene Bewertung auch

174) Buttmann schreibt M. am 30. Juni 1795 auf Übersendung der Dissertation hin sehr artig, die neuere Philosophie sei ihm ganz fremd, und auch in das schöne Gebiet der griechischen Philosophie verirre er sich nur gelegentlich. Bei dem Anwachsen der Literatur sehe er täglich mehr die Notwendigkeit, „grosse Lappen von dem Gebiete, in welchem man so gerne umherreisen möchte, abzuschneiden, um dafür in dem kleineren Bezirke desto gründlicher verfahren zu können. Und das kann man mit desto ruhigerem Gewissen tun, wenn man gescheite Freunde hat, die unterdessen jene Gefilde durchwandern und aus ihrem Kursus so gewissenhaft Bericht abstaten, wie Sie tun, und so befriedigenden Bericht. So muss man sich gegenseitig zu Hülfe kommen“. Er bietet ihm dann zur Kritik einige Stellen aus Sextus Empiricus in seiner Bearbeitung an.

innerhalb der antiken Kunst zu verstehen¹⁷⁵). Den Umgang der Klassiker in Weimar und die Beschäftigung mit ihren Werken genoss er im Zusammenhang mit der Lektüre der antiken Schriftsteller, im Verein mit Otto und Osenbrüggen ging ihm die Bedeutung des Rechts noch viel mehr auf als früher. Wie viel an positiven Kenntnissen hier auch nur zum Verständnis dieser oder jener Stelle der römischen Literatur nötig war, leuchtete ohne weiteres ein. Aber weit darüber hinaus sah er, wie bei Platos und Ciceros philosophischen Schriften das Reich der Philosophie, so hier das Reich des Rechts als besondere Gedankenwelt aufleuchten. Hinter der vielgeschäftigen Ubiquität des Morgensternschen Dilettierens steht ein sehr ernstes Problem, das man wohl so formulieren könnte: Wenn es richtig ist, dass der Forscher auf den horizontalen zeitlichen Zusammenhang der Lebensäusserungen im Altertum zu achten hat, ist es dann nicht ebenso richtig und wichtig, dass er die vertikalen Beziehungen pflegt, dass er, um antike Sprache, Philosophie, Kunst, Religion, antikes Recht zu verstehen, durch Kenntnisse und selbständiges Urteil zum Linguisten, Philosophen, Kunsthistoriker, Theologen, Juristen u. s. w. werden muss? Ja wird nicht die Beziehung zu diesen Dingen mitunter natürlicher sein als die zu einem nicht unmittelbar für das Spezialproblem aufhellenden Lebensgebiet derselben Zeit? Und ist, dieses zugegeben, die Arbeitsteilung nicht hierbei ganz anders organisch bedingt, da es offenbar niemanden gibt, der in wohlausgeglichener Balance religiöses Empfinden, juristisches Denken, Verständnis für technische Fertigkeit, sprachwissenschaftliche Problematik, praktisch-stilistisches Sprachgefühl, Geschmack für Gegenstände der Kunst und ich weiss nicht was noch ausserdem in sich vereinigt?

Gerade bei der Frage dieser organischen Arbeitsteilung hört aber die Verständigung mit Morgenstern, die bis zu diesem Punkt immer möglich war, auf. Er glaubt allerdings, dass die in die Menschen gelegten Triebe zum Wahren, Schönen und Guten sich so weit entwickeln lassen, dass — ungeachtet aller Restbestände menschlicher Schwachheit — doch grundsätzlich religiöses Gefühl, logisches Denken, Gelehrsamkeit, Geschmack, weltmännische Klug-

175) Sehr zu beachten ist, dass M. in einer Zeit, in der das durchaus nicht zu den Selbstverständlichkeiten gehörte, vielmehr ungewöhnlich war, prinzipiell möglichst viel archäologisches Anschauungsmaterial für den philologischen Unterricht heranzog.

heit und Sittlichkeit sich harmonisch verbinden. So kann es nicht nur sein, so soll es nach unserer Bestimmung sein. Das führt uns zu einem dritten Gesichtspunkt.

Die Morgensternsche Konzeption der Eloquenzprofessur ist offenbar dasjenige Element seiner Persönlichkeit, das mehr als jene beiden anderen, der Humanismus und die Ubiquität der Interessen, unserem Empfinden entrückt und im wesentlichen von nur historischem Interesse ist. Zunächst: Mag das Latein als ehrwürdiges, durch gemeinsame Tradition geheiligttes Mittel des Verkehrs innerhalb der internationalen Gelehrtenrepublik immerhin noch gewisse Möglichkeiten der Anwendung haben, als Sprache der universitas hat es offenbar mindestens zu der Zeit seine Rolle ausgespielt, wo zahlreiche Mitglieder dieser universitas dieses Organ gar nicht mehr oder nur noch ganz kümmerlich beherrschen. Doch mag man das nicht als entscheidend ansehen. Aber auch die Verbindung der geistigen Repräsentation der Universität mit den Altertumsstudien erscheint uns nicht mehr zwingend. Durch die Stellung dieser Studien in der Jugendbildung und durch die Macht der Tradition haben sich offenbar weit über das Gebot innerlich begründeter Notwendigkeit hinaus Reste der alten Verbindung bis an den Beginn des 20. Jahrhunderts erhalten. Selbst wer sehr optimistische Ansichten über die Bedeutung der Altertumsstudien für die Bildung der kommenden Generationen hegt, wird sich doch kaum zu der Hoffnung versteigen, dass Stoffe dieser Art jemals wieder zu dem selbstverständlichen Zentrum werden, aus dem die akademische Familie regelmässig am Festtag Belehrung und Erbauung schöpft. Dass aber den klassischen Philologen vor allen ihren Kollegen in ganz besonderem Mass schon bei der Geburt Hermes die Lippen gelöst, Apoll den süssen Mund der Rede verliehen habe, wird niemand behaupten. Niemand aber wird zugleich sagen können, wer denn das Erbe jener philologischen Eloquenz angetreten hat. *Scena est deserta!* Denn wer wird ernsthaft von einer Nachfolge sprechen, wenn vorübergehend für einen Zeitraum im Gefolge bestimmter geistiger Strömungen oder in Verbindung mit lokalen und persönlichen Zufälligkeiten dieses oder jenes Fach, Theologie, Naturwissenschaft, Geschichte, nationale Sprache und Literatur, Kunstgeschichte, Nationalökonomie oder was sonst in das Zentrum des Interesses der akademischen Familie getreten ist? Der alte Eloquenzprofessor des 18. Jahrhunderts war hingegen tatsächlich und

unbestritten als Hüter und Verwalter der gemeinsamen lateinischen Sprache, ihrer stilistischen und rhetorischen Ausdrucksmittel, der in ihr niedergelegten römischen und neulateinischen Poesie sowie des traditionellen, in ihr gestalteten Schatzes an Lebensformen im innern und äusseren Verkehr der Universität in das Zentrum der Hochschule gestellt.

Man vergesse doch auch nicht, was sich uns bei Wolfs Anfängen gezeigt hat und bei M. noch in seinen Programmen gelegentlich nachhallt, dass seine Aufgabe u. a. auch paränetischer Natur war, dass er moralisch-erbauliche Weckrufe, Laienpredigten in seinen Programmen und Reden der akademischen Gemeinde vorzusetzen berufen war. Man nehme eine Figur, wie den Giessener Eloquenzprofessor Christian Heinrich Schmid, der 1800 gestorben ist (ADB XXXI, 650 ff, Strieder, Grundlage zu einer hess. „Gel.- und Schriftsteller-Gesch. XIII, 61 ff). Direktor der Universitätsbibliothek, Philologe bescheidener Qualität, im gleichen Mass Redner und Poet, von Haus aus eleganter Jurist, „Lumpensammler am Parnass“, vereinigte er in seiner Lehrtätigkeit antike Altertümer und Autoren, Ästhetik und Literaturgeschichte. In der Bibliographie seiner Schriften findet man ausser belletristischen, juristischen, philologischen. bibliothekarischen Arbeiten auch gerade jene moralischen Paränesen als Einleitungen zu den Lektionskatalogen: Die Bienen als Bild des Fleisses WS 73, Über die Worte des Plautus: facile esse imperium in bonis WS 74, Über die Worte des Seneca: satis longa vita, si bene collocetur SS 76. Diese mannigfaltigen Traditionen sind der Hintergrund der von M. repräsentierten Professur. Er hat im Dorpat der ersten Jahrzehnte — und diese seine eigenartigste Leistung ist bezeichnenderweise dem so viel reflektierenden, selbstgefälligen Mann in ihrer Tragweite gar nicht recht ins Bewusstsein gekommen — daran angeknüpft, im Grunde aber etwas Neues geschaffen. Freilich hatte er es mit Theologen und Naturwissenschaftlern zu tun, die ebenso wie er von den Gedanken der Humanität und Aufklärung getragen waren. Nur schwer kann man sich vorstellen, dass eine ähnliche Konstellation irgendwo und irgendwann wiederkehren könnte. Mit der Differenzierung und Zerklüftung der nationalen und religiösen Anschauungen ist dem Redner nur die Wahl gelassen, entweder diese wichtigsten Gebiete ganz zu ignorieren oder Dinge vorzutragen, bei denen er nicht des rückhaltlosen Einverständnisses aller Hörer gewiss ist. Das waren, wie

wir sahen, die beiden Stellen, wo das in seiner Geschlossenheit doch imponierende Gebäude der Aufklärungsweltanschauung am ersten Risse bekommen musste. Es bot in der Tat für die feineren und tieferen Bedürfnisse der Folgezeit in diesen Beziehungen nichts oder nur kümmerlichen Ersatz. Andererseits aber sieht man mit neidvoller Bewunderung Dinge ohne jeden schwächlichen Kompromiss und ohne gegenseitige Beeinträchtigung zu schöner Harmonie vereinigt, die man sonst in heftigem Kampf zu sehen gewöhnt ist. Der individuelle Kultus der schönen Seele steht im Bunde mit der sozialen Pflicht das Reich der Gesittung immer weiter und kräftiger auszubreiten, das aristokratische Ideal des durch Geisteskraft und Sittlichkeit ausgezeichneten, hervorragenden Menschen scheint sich reibungslos mit den demokratischen Vorstellungen, die durch die Humanität ausgelöst werden, zu vertragen. Fast am merkwürdigsten ist das *φιλοκαλεῖν ἀνευ μαλακίας*. Wie der Riss zwischen Göttern, Heroen und Menschen, zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden, so scheint auch der zwischen Schön und Gut, zwischen Kunst und Moral aufgehoben. Und das ist um so seltsamer, als die Lebensrechte beider aufs äusserste angespannt erscheinen. Der Schöngeist Morgenstern, dem die Träne der Begeisterung und Rührung so locker sitzt, der das Recht des Künstlers, des Dichters und Schriftstellers auf sein eigentümliches Leben ohne einschränkende Bedingungen bejaht, ist zugleich der von Jugend an an sich erziehende, rigoristische Moralist. Die Moral lässt sich nicht das mindeste abdingen; freilich hat sie bei ihm nichts von dem Geruch der muffigen Schulstube, nichts von der durch Langeweile tötenden Disziplin der Kaserne: sie ist beschwingt und beflügelt durch rhetorisches Pathos und gestützt durch edle Sentenzen der Dichter und Philosophen, bei deren Anhören sich die Häupter entblößen und die Augen mit Tränen füllen. Eine Hervorhebung dieser für M.s Lebensideal so charakteristischen Züge schien uns zum Schlusse unserer Betrachtung nötig, eine sachliche Kritik dieser Fragen wird dagegen niemand an dieser Stelle erwarten.

Beilagen zu IV. Dorpat.

1. Über die Grundsteinlegung des Universitätsgebäudes und die dabei gehaltenen Reden von Parrot, Lenz, Krause, welch letzterer mit seinen Weihesprüchen am unverfälschtesten Aufklärung und Humanität predigt, vgl. die anonyme, von M. verfasste Schrift „Der 15. Sept. 1805 in Dorpat“. Drei Kupfertafeln bildeten die Einlage mit einer von Parrot und Morgenstern gemeinsam lateinisch abgefassten Universitätsgeschichte, gestochen von dem Universitätszeichenlehrer Senff. Das Dokument, das Bienemann, der eine von Parrots Hand geschriebene deutsche Fassung mitteilt (335), mit Recht ein Zeugnis leidenschaftlicher Verbitterung nennt (233), habe ich nach langem Suchen im MS CCCXLVIII gefunden. Da es wahrscheinlich gänzlich unbekannt ist, gebe ich einige Exzerpte daraus.

Die Darstellung der Ereignisse ist von chronikalischer Ruhe weit entfernt und offenbar an manchen Stellen unbillig. Immerhin hat selbst der irenische M. zum mindesten seine lateinische Feder der Sache geliehen. Schon bei den Motiven der Gründung wird neben den Absichten der drei Provinzen und des Kaisers Paul angeführt: *Acerrima virorum Livoniae atque humani generis amantium studia ad depellendum, quo rustici premerentur, iugum quum in hoc ipsum tempus inciderent, quae natura est ratio inter mentis cultum et civilem libertatem consociare utriusque rei amicos, fingere similem fere utriusque fortunam . . . Leges factae a curatoribus, quibus hoc maxime caverent, ne melior mentis cultus in vulgus proferretur . . . Iam condiciones ferri et audiri, curatoribus primum astu utentibus, tum superbia, professoribus diffidentia, dein constantia. Conditionibus reiectis V. Sept. (vielmehr am 5. Okt., siehe Bienemann 142) unus professorum Petropolin missus est, ut universitatis causam defenderet coram ipso imperatore, cuius animus ancora laborantibus ultima. D. XII. Dec. MDCCCII Rutheniae Autocrator universitatis litterarum Dorpatensis tutelam ac patrocinium suscepit edicto, quo stabiliretur salus eius sic, ut esset principibus academiis et auctoritate et opibus exaequata, omni servitio libera, ceteris Rutheniae universitatibus*

exemplum . . . Quam victoriam excepit nobilitatis odium, auctum regimine scholarum, quae sunt in tribus provinciis, in universitatem d. XXIV. Jan. MDCCCIII translato, Fenniaque provincia adiecta Universitas Dorpatensis, quae renata est scholasque condidit renitentibus equitibus, dicasteriis, clero, iam salva est, floret viribusque augetur. Nam publicam spectat salutem. Tu, lector, crede, esse deum, vindicem recti. Über die Vorgänge bei der Grundsteinlegung berichtet M. noch DXCIII, 161.

2. Die tabula gratulatoria der Juristenfakultät zum 50jährigen Doktorjubiläum.

Viro perillustri egregio venerabili
Carolo Morgenstern

oriundo ex urbe clarorum virorum genitrice
optimo discipulo optimi praeceptoris philologiae instauratoris
F. A. Wolfii

misso ex tali tantaque schola apostolo
ut in hac patriae communis parte
instauraret rerum antiquarum studium incenderet amorem
ut lucidum esset sidus
cum nostrae academiae post noctis tenebras aurora rideret
viro per decem lustra in excolendis litteris
institutione libris scribendis impigerrimo
caro ictis eo nomine quod apud Platonem
et Ciceronem iuris vestigia acutissime indagavit
difficilem locum de pactorum vi ac potestate luculentissime exposuit
in scholis de antiquitatibus Romanis habitis egregie docuit
graviter nocere philologis iuris ignorantiam
qui optime perspexit omnes artes quae ad humanitatem pertinent
habere quoddam commune vinculum
philologo philosopho poëtae oratori
viro laudato ubique ab omnibus
ob animi candorem ingenii acumen
doctrinae copiam scriptorum elegantiam
collegarum collegae amatissimo aestimatissimo
doctoris philosophiae honorem semisaecularem
facultas iuridica universitatis litterarum Caesareae Dorpatensis
piis votis pro salute nuncupatis
laeta laetabunda gratulatur
die III. mensis Maii MDCCCXXXIV.

3. Zur Winckelmannrede.

Morgenstern, der mit W. an eine Freundschaft glaubt, die aus göttlicher Liebe stammt, der mit ihm den Abglanz des in Gott ruhenden Schönen in dieser Welt sucht, konnte bei seinem W. unmöglich an der Art vorübergehen, wie Heyne sich hier als kleinlicher, neidvoller Kritiker mit allerlei persönlicher Voreingenommenheit zeigte und einem Verständnis der Persönlichkeit Winckelmanns auch da nicht gewachsen war, wo er, sich mit dem „Mantel des Panegyristen“ drapierend, eine Lobsschrift auf ihn verfasste, um eine Kasseler Preisaufgabe zu lösen. In der Form urban, deckte M. die Mängel doch in der Sache entschieden auf, unbekümmert um die Verehrung, die er gerade dem ihm wohlgeneigten Heyne immer gezollt hat, mit dem ihn im übrigen eine weit grössere und innigere Verwandtschaft wissenschaftlicher und menschlicher Art verbindet, als etwa mit Wolf. In Justis Winckelmann ist über Heynes Verhalten W. gegenüber Näheres zu lesen (II, 2, 230—233), und der von Justi dabei gebrauchte Ausdruck „Typus des deutschen Universitätsphilisters“ (zitiert bei Sandys III, 44, 1) soll wohl weniger eine allgemeine Charakteristik geben, als die spezielle Tatsache beleuchten, dass H., hocharhaben über W.s Begriffe „Begeisterung“, „Einbildungskraft“, „erhabener Genius“ u. s. w., von den „Behauptungen des guten W.“ sprach. Das Echo auf M.s Rede von Göttingen (dieses Mal ist es nach Morgenstern Heyne) fehlte denn auch nicht. Von neuem heisst es bei der Frage einer Biographie W.s hämisch: „Welcher Mensch von feinerem Gefühl legt aber gern die Schwächen und Fehler seines Freundes der Welt vor Augen?“ In demselben 129. Stück der Gött. gel. Anz. vom Jahre 1805, in dem der Rezensent des Redners Talente, Charakter und Verdienste zu kennen und hoch zu schätzen gesteht, dessen liebenswürdige Wärme er mit Vergnügen wahrgenommen hat, folgt dann schliesslich die bezeichnende Wendung: „Bei ein paar Umständen, die wir nicht anzeigen wollen, war uns Lesern bange für den Redner, der eine Versammlung junger Studierender vor sich hatte, und leicht aus dem, was an W. gebilligt oder bewundert ward, nachteilige Folgerungen machen konnte“. Es ist nicht ohne Humor, dass jene schwärmerisch-elegische Note, jene Hochspannung der Gefühle in die Worte des Redners eingeströmt war durch Empfindungen für eine junge Dame. Jene etwas heikle erotische Abtönung war für J. Müllers Auf-

nahme in freilich umgekehrter Wertung entscheidend. Er schreibt an M. schon am 26. IX. 05: „Dass Sie diesen, in so gar sehr vieler Hinsicht mir Lieblingsschriftsteller . . . so wie noch keiner erfasst, begriffen und ganz verstanden, das bewies mir, dass Sie und ich gemacht sind, Freunde zu sein“; am 28. Dez. 1805 nach gründlicherer Lektüre des von dem Verfasser dedizierten Exemplars heisst es: „Ich bin ausser mir vor Vergnügen . . . Mein ganzes Ich, das genaue Bild meines Wesens, ist in Ihrer Seele und aus ihr in diesem Buch. Wie ich mich freue, dass Sie so viel jünger sind: so hinterlasse ich einst Einen doch, welcher mich ganz versteht, ganz inne hat und mich auslegen kann denen, die sich etwa ärgern. Es ist viel zu wenig, dass ich Ihnen für das Buch danke. Ich gebe mich Ihnen“. In diesem Tone werden die Einzelheiten der Rede besprochen. Dann heisst es: „Auch mir hat Heyne gesagt, es sei gut, dass W. nicht länger gelebt, er habe angefangen, sich in die Schwärmereien zu versteigen. Freilich über die gelehrten Männer hob er sich weit, unsichtbar ihrem Blick,

coetusque vulgares (wie die gelehrten Gesellschaften) et udam
spernit humum fugiente penna.

Entzückt hat mich vieles, wie S. 44, 45, 53, vornehmlich 49—52. Wer gäbe mir, Sie für die köstlichen Stellen zu umarmen! Haben Sie nicht die Achsel gezuckt über den heuchlerischen Geifer, den in den Götting. Anzeigen (sonst ein braves Journal) einer über die letzte Stelle ergossen? *Odi profanum vulgus et arceo*“. Damit verbindet sich, schwerlich zufällig, folgendes vom 16. Dez. 1805: „In Ihrem Brief sind viele Züge mir ganz ausserordentlich lieb, wegen der Übereinstimmung zwischen uns. Ich glaube auch, dass Sie unverheiratet sind, und (wenn Sie nicht eine der Seltenen fanden) so ist auch dies mir sehr angenehm: es ist mehr Treue und Fülle der Freundschaft, mehr ausschliessliche Ergebenheit für die Wissenschaft, mehr Selbständigkeit bei dem, der allein steht; nicht vergeblich noch unfruchtbar verschwand das Leben dem, der keine anderen Kinder hinterliess als Leuktra und Mantinea, und adoptierte Antonine waren heilsamer als Commodus. Es wäre unser Winckelmann wohl auch nicht gewesen, der er ward Seit Bonstetten hatte ich keinen Freund, wie Sie gelesen haben, dass er mir war . . . Es lässt sich aber wenig hiervon sagen, ehe wir uns sehen“. Darauf gesteht nun freilich M. am 8./20. Jan.

1806 seine wirkliche Neigung: „Jenes Wesen kennt mich durch Briefe von einer Seite, von der mich niemand kennt . . . Es ist eine Seele, die zugleich weich und fest, tief und verschlossen ist, wie Frauen nicht sind. Ihren Vater wird die Landesgeschichte nennen . . . Übrigens traue ich mir selbst zu, dass kein Verhältnis in der Welt meine Seele je so lähmen werde, dass sie aufhören könnte, dem Freunde Freund zu sein. Es gibt Gefühle, die der wahre Mann nur mit dem wahren Manne teilen und deren Bedürfnis er, wenn er's ist, so lange das Herz schlägt, nie einbüßen kann“. Wir hören auch, dass die alte Leidenschaft, die M. abgetan glaubte, bei einer unerwarteten Durchreise jener Dame durch Dorpat wieder neu entflammte. Darauf schreibt nun wieder Müller (24. II. 06): „Mit Freude folgte ich Ihnen zu der Freundin . . . Gott bewahre, dass ich wider solche Liebe etwas haben sollte, die begeistert, erheitert und stärkt . . . Wie könnte sie der Freundschaft schaden, da diese moralische Vereinigung der Gemüter zu gleich edler Ausbildung, und auch das physische Vergnügen des Umgangs ihr nichts weniger als zuwider ist“.

Parrot an M.:

„Am Tage der Legung des Grundsteins früh um V.

Ihr Winckelmann muss gestern, als ich schon schlief, von den grösstenteils geistlosen Strapazen des Tags ermüdet, angekommen sein. Amalie war wohl noch wach; ich fand es heute beim Erwachen auf dem Nachttische. Von den Strahlen der schönen Morgenröte beleuchtet, suche ich nach den geschriebenen Worten des Freundes, die ich an der Beschreibung der Gemälde misste. Es freute mich, sie zu finden, recht sehr. Dass ich Ihren Winckelmann bei dieser schönen Morgenröte, bei der Morgenröte dieses Tages öffnen sollte, erregt in mir schöne Ahnung Ihres literarischen Ruhmes und unserer Freundschaft. Ist es Schwäche, wenn das Herz Beziehungen ahndet oder gar sucht? Ist's eine Schwäche, so lassen Sie mir diese, wogegen ich gern alle übrigen aufopfern will.

Guten Morgen, mein lieber Karl Morgenstern.“

Zu diesem Brief, dessen Datum also der 15. Sept. 1805 ist, ist zu bemerken, dass M. in demselben Jahr ein Büchlein unter dem Titel „Über einige Gemälde“ herausgegeben hatte. Amalie ist Parrots Frau, die Schwester von Frau Julie Krause.

4. Zur Vorgeschichte der italienischen Reise.

Zahllose Seiten und Schriftstücke, Briefe an alle Welt, ganze Konvolute, abgeschickte und nicht abgeschickte Briefe behandeln diese Frage in ermüdender Wiederholung derselben Argumente, so z. B. die in Danzig gemachte, zugesagte und nur wegen Kriegswirren nicht ausgenützte Bedingung, die bei der Dorpater Anstellung (freilich von dem ritterschaftlichen Kuratorium) zugesagte Erneuerung des Rechts, wenigstens das Versprechen, bei dem Kaiser, der allein einen solchen Urlaub gewähren könne, dafür einzutreten u. s. w. Joh. von Müller fand schon Ende 1805 Anlass, an den sich in unruhiger Sehnsucht nach Italien verzehrenden Freund zu schreiben: „Wie alt war Winckelmann? Und Sie, ich dürfte wohl sagen wir, werden sehr lange jung bleiben: ich fühle nicht einen Grad weniger als vor 25 Jahren. Und indess bereitet man sich, man sieht hierauf in einer Stunde, was andere Tage lang ohne Frucht angaffen“.

Im Februar 1806 hielt sich M. in Petersburg auf, um in fiebernder Aufregung die Einwilligung zu seiner Reise zu betreiben. Klinger, den er zeitweilig täglich mit Briefen und Aktenpaketen überschüttete, machte ihn schliesslich in brüsker Form auf seine Pflicht aufmerksam, nach Dorpat, wo schon längst die Vorlesungen begonnen hatten, zurückzukehren. Er bleibt gleichwohl, sich auf Unwohlsein berufend, schickt schliesslich an den Kaiser eine Bittschrift, deren unglücklich rhetorische Stilisierung Parrot erkannte, wenn er in einem Schreiben an M. die bittere Bemerkung einflicht, er möchte hoffen, der Kaiser habe die Bittschrift nicht gelesen, „denn Er weiss Phantasie von Herzlichkeit zu unterscheiden“. M. aber hatte unter vielem andern bei dieser Gelegenheit wenig Angebrachtem geschrieben: *Au Capitole ce sera l'image d'Alexandre qui, présent partout, me consolera dans mes rêveries sur la grandeur des temps passés. Sous l'Arc de Titus ce sera la figure auguste d'Alexandre que je verrai passer. A la base de la colonne de Trajan mes yeux, levés au Ciel, lui demanderont, qu'il ne rappelle pas trop tôt le meilleur des Empereurs. Au piédestal de la statue de Marc Aurèle le soupir étouffé d'un cœur reconnaissant parlera: Alexandre u. s. w. u. s. w.* Der Kaiser liess M. unter gnädiger Überreichung eines Brillantrings auf das Beschreiten des Dienstweges verweisen. Noch vor dieser Antwort hatte M. beim Dorpater Konseil in aller Form um Unter-

stützung seiner Bitte um einen 18 monatlichen Urlaub nach Italien angetragen, für den Fall einer abschlägigen Antwort aber um Auswirkung seines Abschieds gebeten. Diese Aussicht scheint dann Parrot umgestimmt zu haben, der nach seiner Art zunächst in vorwurfsvollem Pathos seinerseits über Verletzung der Freundschaft klagte, die Sache selbst aber nun lebhaft betrieb.

Das Konseil überliess freilich die Beurteilung der von M. unternommenen Schritte dem Kurator, sprach sich aber in der Sache selbst für Bewilligung aus, da es sich moralisch an die Zusage des ritterschaftlichen Kuratoriums gebunden glaubte, dessen Rechtsnachfolgerin es war, da wissenschaftliche Reisen in dem Statut vorgesehen waren, da keiner der Kollegen auf die Priorität Anspruch erhob und schliesslich mehrere Personen bereit waren, unter sich die Pflichten des zu beurlaubenden M. zu verteilen. „Es fügt noch die offizielle und aufrichtige Erklärung hinzu, dass der Prof. M. zu den Mitgliedern der Universität bisher gehört, welche sich am meisten durch Pflichtliebe und Tätigkeit zum Besten der Universität ausgezeichnet haben.“

Das Konseil teilte zugleich M. mit (22. II. 06), dass es „die Wendung, welche Ew. Hochwohlgeboren ihrem Urlaubsgesuche zu einer Reise ins Ausland gegeben haben, durchaus missbilligen musste“, jedoch sachlich dafür eingetreten ist. Die von M. gestellte Alternative hat es mit Bedauern gehört, weil es dabei die Möglichkeit voraussehen musste, „einen jedem Mitglied des Konseils teuren und geachteten Kollegen zu verlieren“.

Auf diese Nachricht hin kehrt nun M. endlich nach Dorpat zurück, mit tief verwundeter Seele, an allem irr geworden, die Blätter seines Tagebuches mit Anklagen füllend, alte enthusiastische Liebeserklärungen an Parrot darin durch Zusätze berichtigend, wie: *O, dass ich das ausstreichen muss* und sich in einer unermüdlichen psychologischen Analyse des Falls und aller Beteiligten gefallend. Bald sollte Parrot Klinger, bald Klinger Parrot verhetzt haben. Parrot warf er schnödeste Undankbarkeit vor, beiden aber vergass er es eigentlich nie mehr recht, dass sie in diesem Fall, der für ihn ein tiefes Bedürfnis des Herzens bedeutete, bürokratisch-legale Bedenken geltend gemacht hatten, ihn, den Menschen und Weltmann, als einen Beamten behandelt hatten. Kl. nämlich fürchtete eine Universität auf Reisen, hielt

auch die geforderte Frist für unnötig lang, P. aber dachte ausser an die Institute offenbar auch an die universitätspolitische Situation, bei der ihm M., den er gern zum Rektor gemacht hätte, wertvolle Dienste leistete. Bei diesen leidenschaftlichen Ergüssen entschlüpft M. wiederholt beim Niederschreiben ein interessantes Geständnis. Er glaubte, bei Parrot ein sehr merkwürdiges Motiv für seinen Widerstand auch darin sehen zu müssen, dass jener ihn im Gegensatz zu den wirklichen Bedürfnissen und Pflichten seiner Seele durch einen Ehebund fesseln und auch enger an sich ketten wollte. Später hat er freilich diese Hypothese selbst widerrufen und sich aus seiner überreizten Laune erklärt. Man wird aber daraus den Schluss ziehen dürfen, dass dieses eine Mal wenigstens M. — nach berühmtem Weimarer Muster — von der grossen Reise auch eine Befreiung von unerträglich gewordenen, unbestimmt schwankenden Beziehungen zu dem anderen Geschlecht erhoffte. Die Ausführung verzögerte sich bis zum Jahre 1808, zumal die politischen Verhältnisse zunächst durchaus nicht einem Besuch Italiens günstig waren und überdies Klingers Widerstand noch nicht gebrochen war. Mit diesem waren die Drähte fürs erste durchaus gerissen, nur der Generalin näherte sich M. bald wieder bei ihrem Besuch in Dorpat Mai 1806. Zwei Jahre später kam bei einem 14-tägigen Aufenthalt des Kurators in Dorpat auch wieder der Verkehr mit diesem in Gang, und am 6./18. Juni 1808 kann M. an Müller schreiben, dass die Reise genehmigt ist und bevorsteht. Über jene Begegnung berichtet er zugleich so, dass der Groll gegen den nicht genannten Parrot noch nachhallt: „Übrigens stehe ich mit ihm (K.) wieder auf dem alten freundschaftlichen Fuss . . . Ich war mit mir zufrieden und vorläufig auch mit ihm. Ich kenne ihn genau. Er war und ist mir eine der seltensten Erscheinungen in Russland, dieser Deutsche. Er kennt mich auch; doch ich ihn noch genauer, als er mich, weil, wenn er alles sähe, ein anderer wohl zu viel verlöre. Wenn wir einander ganz kannten, wären wir (trotz grosser Verschiedenheit in vielem) schon durch Übereinstimmung darin, dass wir überall unbedingte Wahrheit wollten, Freunde. Wer diese in höheren Lebensverhältnissen jemals verleugnete und, übrigens wohlmeinend (aber solch ein Wohlmeinen hass' ich), statt jener den Lebensgefährten Politik gab, könnte mir sehr wert, aber mein Freund nicht sein und bleiben, erschiene er auch im übrigen mit Recht fast allen noch so herrlich“.

5. Lektüre.

Durch die folgenden Proben, deren Auswahl notwendigerweise recht willkürlich ist, soll die Anlage dieser Gruppe der Aufzeichnungen veranschaulicht werden.

Man hat von so manchen mittelmässigen lateinischen Gedichten neue Ausgaben mit Kommentaren besorgt. Warum nicht von Petrarca's Afrika? (DXXXVI, 149).

Mitscherlichs lat. Gedächtnisrede auf Heyne, Richter, Goede, Göttingen 1812. *P. 13 am Schluss ist die Wendung etwas sonderbar, als zu sehr den schreibenden Professor von Göttingen charakterisierend: „Quare, ut arbor occisa ab ipso ferro opes et animum, ut Horatius ait, sumit, ita nos vulneris nobis inflictis acerbitate ad scribendi commentandique studium acerrimum impelli et ad imitandas exprimendasque summorum virorum laudes atque virtutes excitari patiamur“. Auch die kurz vorher vorkommende Anwendung des virgilischen Tu Marcellus eris auf Goede ist nicht recht passend, ausser anderen nicht recht passenden Beziehungen nicht, weil G. doch wenigstens nahe dem 40. Jahre starb.*

Goethe, Aus meinem Leben. III. 1814. *Noch hat kein Dichter so die stamina der Wirklichkeit zu seinem poetischen Gewebe angegeben . . . Manches, was G. im grossen in seinen Verhältnissen zu Geliebten, Freundinnen, anderen Dichtern seiner Nähe darstellt, erfuhr ich im kleinen an Flk. Auch dieser benutzte seine Liebesverhältnisse als Vehikel seiner Poesie. Dergleichen liest sich besser, als es sich mitlebt. Poesie und (echte) Moral divergieren da nur zu oft¹⁷⁶) . . . Überall macht G. dichterischen Gebrauch vom Inhalt seines Lebens . . . Man sieht hier an einem Exempel recht deutlich, wie wenig Formsinn ohne Gehalt ist. Unmittelbar darauf liest M. seine eigenen alten Aufzeichnungen durch. Wollte ich mein Leben ausführlich schreiben, so wäre schon jetzt reichlicher Stoff und Inhalt für eine lange Erzählung in neun bis zehn Büchern. Als besondere Darstellungen, vielleicht in Form kleiner Romane, könnte ich behandeln die Verhältnisse a) zu W. N., b) zu H. v. S., c) zu Ch. v. L. In a) käme Fd. D. vor, Fnk und Un-*

176) An anderer Stelle über Dichtung und Wahrheit: *Dass der Mensch dem Dichter bei ihm von früh an untergeordnet wurde, zeigt sich bald, zumal bei zarten Herzensverhältnissen, die er, nach echt menschlichem Massstab gemessen, doch zu sehr als poetisches Spiel in der Wirklichkeit zu behandeln scheint (DXXXVI, 153).*

tersuchungen über Moralphilosophie der Alten, in b) Pt. In c) S. v. St. Interessante Charakterzeichnungen gäb's. Am Ende könnte alles wieder in eins zusammenfließen, wenn ich im Leben in der Arbeit dahin käme. Zeit endlich wäre es, wenigstens den Anfang zu machen (Febr. 1815; DXCV, 463 ff).

Ein Gastmahl von Ferd. Delbrück, 1809. *Philosophischer Geist mit Beredsamkeit gepaart . . . wenig Markiertes in den Personen. Der Hang meines Freundes zum Feierlichen, so dass es nahe an Pedanterie streift, ohne es gerade zu berühren, zeigt sich, wie im Leben, auch hier in den prächtig geschmückten Frauen auf Thronsesseln zum Redefest. Morgenstern, den man mit Erstaunen das sagen hört, denkt auch hier an seine eigenen alten Pläne vom philosophischen Dialog, hält es aber für geratener, zunächst einen Bildungsroman mit Benutzung seiner persönlichen Geschichte zu liefern* (DXCV, 478).

Eine theologische Kritik des Briefwechsels von Goethe und Schiller in Hengstenbergs Kirchenzeitung findet folgende Besprechung: *Die Briefe beider grosser Dichter werden nur von ihrer Schattenseite gezeigt. Dass sie auch eine solche haben, mag zugehen auch wer, wie ich, an ihrer Lichtseite sich gefreut hat. Übrigens lasse ich dem Rezensenten gern seine religiösen Ansichten, ohne sie zu teilen und ohne ihn darum zu beneiden* (DXCVIII, 274).

„Mit grossem Vergnügen las ich in den ersten Tagen des Juli (1811) Fernows Leben, herausg. von Johanna Schopenhauer, Tübingen 1810. F.s frühere Schicksale waren mir neu; die Auszüge aus seinen Tagebüchern und Briefen aus Italien zum Teil sehr interessant; sehr achtungswert erschien mir die Bestimmtheit seines Strebens. Wie manches zufällig Scheinende sich am Ende zur Einheit eines Charakters und Talents im Menschenleben fügen muss, ward mir auch hier klarer. Überall waltet bei F. der männliche Verstand vor, obwohl der Schönheitssinn, wie man z. B. hier bei seinen Bemerkungen über Lionardos Abendmahl etc. sieht, nicht fehlt; auch an Spuren von Wärme fehlt es nicht unter der Kälte. Es findet sich bei F. einige Ähnlichkeit mit Seume; doch war F. gebildeter, seine Begriffe bestimmter sowie sein durchgeführtes Streben, das sich am Ende auf Kunstphilosophie und eindringendes Studium der italienischen Sprache konzentrierte. Bei S. war dagegen der Weltbürgersinn des Eiferers für Wahrheit und Recht vorwaltend, übrigens bei äusserlich rauheren Formen. Auch war F. ungeachtet aller Bestimmtheit durchgeführten Strebens bildsamer. Ganz entschieden auf die Bildung seines

Kopfes und Sinnes wirkten Reinhold und Carstens; bei S. kann man einen so entschiedenen fremden Einfluss nicht nachweisen. Das Portraitmalen und Versemachen in früheren Jahren war nicht ganz verloren für die späteren, ersteres zur besseren Einsicht ins Mechanische der Kunst überhaupt, letzteres als Vorbereitung zum gebildeten prosaischen Stil bei F., welchem man übrigens in den Abhandlungen Reinholds Schule anmerkt. Ich erinnere mich schon ehemals in Universitätsjahren zu Halle, ehe ich von F. sonst etwas wusste, seine Aufsätze über Kunst im Merkur mir besonders ausgezeichnet und mit Nutzen gelesen zu haben. Das Vorgefühl des Richtigen fehlte mir überhaupt nie. Der Takt war mir angeboren und wurde durch manches im Leben früh gebildet; die Beschränkung, das Verweilen, die Ausdauer fehlte, trotz aller Genauigkeit im einzelnen, wenn's einmal zum Schreiben kam, wo vernachlässigtes systematisches durchgeführtes Studium sich öfters rächte und nur mühsam verbergen liess. — Mme Schopenhauer, meine alte gute Freundin von Danzig her, in welcher ich auch, früher als andere, wahrnahm, was in ihr liegt, hat als Biographin ihre Data sehr zweckmässig benutzt. F.s Leben und Charakter tritt aus ihrer Zusammenstellung jener Data sehr bestimmt hervor. Künstelei findet man nirgends. Die verständige Frau, die als solche den verständigen Mann anzog, ist überall sichtbar; auch erinnere ich mich jetzt, dass sie schon in früheren Jahren eine geschickte Portraitmalerin in Miniatur war und des Kunstsinns keineswegs ermangelte. Winckelmanns Begeisterung fehlte bei F. ganz, ebenso wie seiner Freundin: aber scharfer Verstand ist da, bei gehaltener Wärme. Zartheit des Sinnes wird bei beiden durch lebhafteste Bestimmtheit ersetzt; natürlich beim Manne in höherem Grad u. s. w. (DXCIV, 14).

Sulzers Lebensbeschreibung, Berlin 1809. Er selbst fühlte öfters, wie auch ich an mir, die Vernachlässigung weiserer Beschränkung. Sein Hang war zwischen wissenschaftlicher Beschäftigung und praktischer Tätigkeit, obwohl die erstere vorwaltete, geteilt. Dazu kam häufige gesellige Zerstreuung, auch im Zirkel der Höhern ... Auch Sulzer übrigens wäre ohne jene Zerstückelung, die er sich selber vorwirft, doch nicht gerade dieser Sulzer, ein in seiner Art sehr verdienstvoller Mann geworden: als académicien, als Verfasser der Theorie der schönen Künste und als Teilnehmer der Reform gelehrter Schulen in Preussen und Kurland, so dass auch er seine Beschäftigungsweise am Ende nicht bereute (S. 31) — Video meliora

muss *ich* jedoch sagen; möchte ich einst nicht das *deteriora sequor* hinzusetzen dürfen! (DXCIV, 17).

Heines Reisebilder, 2 Teile, Hamburg 1826/27. *Bilder meist frisch und anschaulich . . . Doch ist der Ton oft zu burschikos, der Humor zuweilen ein gesuchter. Da H. sich erlaubt, was ihm einfällt, zu sagen, so sagt er unter vielem Unbedeutenden auch manches Pikante. . . . Die 3 kleinen Gedichte: die Wallfahrt nach Kevlaar S 104—110 samt der Erläuterung sind, meines Bedünkens, in aller ihrer Einfalt schön und könnten ihren Platz unter Goethes kleinen Gedichten behaupten.*

6. Morgenstern an Parrot über die Domruine
[undatiert, 1803].

Ich komme von der Ruine. . . Dass die kolossale Idee, das Ganze für unsere Zwecke auszubauen, unsere Kräfte weit übersteigt: darin gebührt Ihrem Verstand von mir nach neuer Prüfung des Lokals vollkommene Beistimmung. Auch wäre es schade, der Ruine ganz den Charakter der Ruine zu nehmen. Gerade ihre imposantesten Teile, die hohen Schwibbogen des mittleren Teils, die Seitengänge u. s. w., müssen unangetastet bleiben, solange sie nicht mit Lebensgefahr drohen, und der blaue Himmel schaue keck hinein. Darin gebührt Ihrem Gefühl mein Dank. M. wendet sich dann gegen die Idee, die Parrot zeitweilig gefallen zu haben scheint, an Stelle des mittleren Teils einen griechischen Tempel zu errichten, macht konkrete Vorschläge für die Einrichtung des von ihm zur Bibliothek bestimmten Teils und fährt fort: Lassen Sie die Idee, die Ruine mit zur Bibliothek zu benutzen, mögen Sie nun dies übrigens einrichten, wie Sie wollen und wie es unser kunstverständiger Krause fürs beste hält, ums Himmels willen nicht fahren. Es ist sündlich, dieses Lokal, diese Aussicht, diese reine, trockene, freie Luft (von der Sicherheit vor Feuer schweig ich) unbenutzt zu lassen. In der Bemerkung, dass in den Gängen der Ruine einer oder der andere bessere Jüngling süß träumen würde und zur Tat erwachen — daran erkannte ich Sie und so wurden Sie mir bisher werter. Aber ich sage, dass Sie sich verleugnen; dass ich Sie erkenne, wenn Sie das Rondeel der Ruine und ihre Aussicht der Bibliothek entziehen. Ich musste Ihnen schreiben. Denn lassen Sie die Idee fallen, so ist sie aufgegeben. Denn den anderen Herren . . . ist die Sache gleichgültig. Diese reden nur von Bequemlichkeit, sich ein paar Schritte zu sparen, oder von ökonomischer

*Ersparnis, da es den Menschen von Sinn hier auf ein paar tausend Rubel mehr oder weniger nicht ankommen kann u. s. w., wo für dem Fremden reicher Genuss wird, vielleicht ein mannigfaltigerer, wenigstens nicht weniger schöner als in den Bibliotheksälen in Wien, Dresden etc. und euern Bücherwächtern für Bücherstaub ein Ersatz, den ihr ihnen sonst nicht geben könnt. Sie wissen selbst quanta vis sit in locis. Lebt der Mensch vom Brot allein? — Doch was red' ich vom Einzelnen? Überhaupt ist die Wahl: entweder bekommt Dorpat einen gemeinen Büchersaal, wie es Hunderte gibt, oder in dem Rondeel nach meiner Idee früher, später durch Inneres und Äusseres eine der interessantesten Bibliotheken des Nordens . . . Ich werde schweigen, wenn ich muss; aber schweigend einem **nie** verzeihen . . . Dixi. — Age! Vale. M.*

Namensverzeichnis.

Vgl. auch die unten mitgeteilte Liste der Dorpater Professoren und Lehrstühle zu M.s Zeit. — Kursivzahlen in Klammer bezeichnen die Fussnoten, die ihnen vorausgehenden Ziffern in normalem Druck die betreffende Seite.

- | | |
|---|------------------------------------|
| Addison 49 (53) | Basedow 8 ff, 80 |
| Adelung 76, 94 | Bayle 39 (40) |
| Aischylos 24 | Beck 80 |
| Albanus 110, 160, 273 f | Beise 213 (125) |
| Alexander I., Kaiser v. Russland 100, | Bekker, Immanuel 22, 35 |
| 103, 113 f, 135, 138 ff, 157 ff, 203, | Bellermann 10 (9) |
| 207, 223, 225, 238, 260, 271 (157), | Bentley 35 (36) |
| 303, 308 | Berg, F. R. von 137 |
| Alexander d. Gr. 134, 223 (133) | Bergmann, E. von 207 (121) |
| Alexandra Feodorowna 286 | Bernhardi, A. F. 282 |
| Ammianus Marcellinus 256 | „ F. 282 |
| Anaitis 251, 254 | „ F. Th. 282 |
| Ancke (Anke) 6, 167 | Bertram 6 |
| Anders 6, 133, 164, 172, 238, 250, 255, 291 | Biedermann 110 |
| Antonius 245 f | Bienemann, Fr. iun. 157 (94) |
| Apelt 59, 60 (64), 68 (68) | „ Fr. sen. 113 (84), 114 (85), |
| Aphthonios 56 | 116 (86), 119 (87), 126 (91), 157, |
| Archimedes 17 | 303 |
| Aretin, Freiherr von 129 | Biester 294 |
| Aristophanes 24, 250 | Blumauer 131 |
| Aristoteles 54, 91, 148 | Blumenbach 92 |
| Arminius 223 | Boeckh 22, 44 |
| Arndt 221 (132), 280 | Boehendorff 208, 211 |
| Arnoldt 23 | Boettiger 93, 107, 259 |
| Augustus 244 | Bonstetten 306 |
| Bach (Jurist) 17 | Bouterwek 93 |
| Baco 71 | Brandes 185 |
| Baehrens 246 | Bremi 79, 81 |
| Baer, K. E. von 125 | Brentano, M ^{lle} 107 |
| Bahrdt 27 ff, 43 ff, 56 f, 197, 274 | Brutus 104 |
| Baldinger 21 (17), 91 | Buchholtz 207 (121) |
| Balk 17, 113, 119, 132, 139, 146, 148, | Budberg 276 (159) |
| 168, 179, 182 (112), 192, 193, 209, | Buhle 59 (63), 83 |
| 235 (140) | Burdach 192, 234 (139) |
| | Bursian 249 |

- Bursy 34
 Busch 206 (120), 208
 Buttmann 74, 103, 298 (174)
- Caelius** 219
 Caesar 134
 Caffé 176
 Calvisius 123
 Carracci 220
 Carstens 313
 Catus 128
 Christ 17
 Ciampitti 246
 Cichorius 180 (111)
 Cicero 9, 16, 24, 35 (35), 45, 125, 129, 143, 238 f, 260, 290, 298
 Cicero der Jüngere 123
 Clossius 172
 Commodus 306
 Cordt 219, 275 (158)
 Cornelius Nepos 256
 Correggio 241
 Craffström 143, 212
 Cramer, A. W. 249
 „ I. A. 8
 Creuzer 253
 Czartoryjski 276 (159)
- Dannenberg** 296 (173)
 Daru 168
 Delbrück, Ferdinand 10, 18, 26, 32, 48 (53), 71, 72, 103, 195, 240, 311, 312
 „ Friedrich 46, 102
 Deutsch 166 f, 214, 268
 Diederichs 270 (156)
 Dio Cassius 79
 Dionys von Halicarnass 60 (64)
 Doering 72
 Doppelmair, Korrespondent der Univ. 138, 179, 191, 217 f, 233 f, 235 (140), 261, 272 f
 „ , Berta, seine Frau 117, 272
 Duentzer 188
 Dyk 99 (76)
- Eberhard** 17, 19, 39 ff, 43, 54 ff, 60, 62 f, 84 ff, 99 (76), 189, 214
 Eherl 70
- Eckardt, Julius 112, 145, 203, 260, 287 (168)
 Eger, Karl 262 (152)
 Eggers 72
 Eichstädt 110 (83)
 Engel 40
 Erasmus 133 f
 Erdmann, Joh. Fr. 166 f, 224 (134)
 Ernesti 17, 56, 78
 Eschenburg 88
 Escher 172
 Euklid 18
 Ewers, Gustav 165 (97), 194, 202, 205, 221 (131), 225 (134), 234 (139), 247, 288 (168)
 Ewers, Lorenz 183, 210, 240
- Falk** 50 ff, 75, 86 ff, 107, 189, 311
 „ seine Frau 52 f, 101
 Fea 246 (146)
 Felsberg 174
 Fernow 4, 312 f
 Ferrara 246
 Feuerbach, Anselm 101
 Fichte 90, 103, 107
 Fielitz 15 (14)
 Fischer, J. Fr. (Leipzig) 79
 Fischer, Joh. (Lübeck) 126 f
 Föhlisch 82
 Förster 55 f
 Forster, J. R. 26, 27 (24), 39, 55 ff, 93, 296
 Francke (Halle) 31 (29), 127
 Francke, Joh. Val. (Dorpat) 147, 160 f, 206, 244, 248 ff, 270, 297
 François, Luise von 281
 Fra Paolo 292
 Frauenstädt 101
 Frey 274
 Friedrich d. Gr. 25, 123, 217
 Frommann 101
 Frotscher 98
 Funk 8, 16 ff, 17 f, 70, 258
 Fuss, Nic. 131 (93)
- Gareis** 176
 Garve 9, 46, 64, 65, 151, 238 (142)
 Gaspari 193

- Gellert 13, 17, 46, 87 f
 Gerhard 174 (107)
 German 132
 Gernet 206 (120)
 Gerstenberg 17
 Gessner 9
 Gibbon 178
 Glinka 224 (134)
 Goebel 288 (168)
 Goede 311
 Goerenz 71
 Goerres 222
 Goeschen 136
 Goethe 13 (13), 33, 50, 63, 86 f, 93, 107 f,
 110, 140 f, 227, 275, 297, 311 f
 Goethes Mutter 101 (78)
 Goetze, P. von 197 (117)
 Golizyn, Fürst 132, 197 ff
 Gorgias, Lehrer von Ciceros Sohn 123
 Grabbe 13
 Graefe 175, 249 (148)
 Gralath 95
 Grass, Karl 150, 278
 Gray, Johanna 130
 „ Thomas 88
 Grenzius 184
 Gries 75
 Grimm (die Brüder) 222
 Grindel 232 (138), 289 (169)
 Grisebach 100
 Gruber s. Jacobs-Gruber
 Gruter 41
 Guete 24
 Gurlitt 69 (70), 136
 Gustav Adolf 126

Hadrian 54
 Haendel 168 (101)
 Hagedorn 88
 Harnack, Ad. 73, 275 (158), 293
 Hasse 176
 Hau 176
 Hayter 246
 Hecker 214
 Heeren 15, 47, 91
 Hehn, Viktor 145, 171, 173
 Heindorf 23, 36 (36), 73 f, 244, 257 f
 Heine 13, 314

 Heinrich, K. F. 249
 Heinse 105
 Heinze 99
 Hemsterhusius 20, 79
 Hengstenberg 312
 Henke 126
 Heraklit 215
 Herder 9, 90, 99 (76), 176
 „ seine Frau 107
 Hermann, Gottfried 13, 38 ff, 41 (44), 71,
 105, 135, 252, 294, 298
 Hermann, K. Th., Gymnasiallehrer in
 Dorpat 157 (94), 229 ff, 232 (138),
 238 (142)
 Hermes 214
 Herodian 35 (35)
 Herodot 134
 Heyne 14 ff, 17, 21, 30, 41 (44), 42 (46),
 47, 71, 77, 80 ff, 120 f, 136, 176 f,
 245, 257, 294, 305 f
 Hezel 92, 132, 146, 197 ff, 210, 234 (139),
 240, 242 f
 Hilmer 214
 Hippias 125
 Hirzel 36
 Hitzig, Ed. 280
 Hoerschelmann 297
 Hofmann, Elisabeth 289 (169)
 Homer 80, 264
 Horaz 9, 16, 70, 78 f, 128, 129, 149, 173
 Horn 180 f
 Hottinger 171
 Huber 136
 Humboldt, Alex. von 72
 „ Wilh. von 80, 257
 Hume 130
 Hupel 8

Iffland 291 (170)
 Immisch 135, 293 (172), 294

Jacobs 72, 163
 Jacobs-Gruber 30 (27)
 Jaesche 29, 106, 141 ff, 160, 177, 209,
 233, 241, 260
 Jagemann, Caroline 90
 Jakob od. Jacob (Philosoph, Halle) 40,
 54 ff, 60, 76, 99 (76)
 „ (Schulpforta) 33 (32), 42 (46)

- Janicke 8
 Jean Paul 13, 94, 107
 Joerdens 189
 Junke 105
 Justi 92, 305
 Juvenalis 29, 53, 249

Kästner 93
 Kaibel 253
 Kaisarow 223
 Kalkreuth 102
 Kallinos 249
 Kaltwasser 72
 Kant 5, 9, 13 (13), 39 (40), 54, 61 (64),
 63 f, 65 f, 77, 84 f, 108, 109, 129,
 138, 151
 Karl August, Herzog von Weimar 108, 141
 Karneades 123
 Kaufmann 188
 Kern 33 (33), 297
 Kinkel, G. 171
 Kleopatra 245
 Klinger 50 (56), 114, 116 (86), 140 ff, 144,
 162, 185 ff, 224 (134), 280 ff, 308 f
 „ seine Frau 187, 238 (142), 271 f,
 310
 Klopstock 8, 13 (13), 88, 140 f, 144, 221 ff
 Klotz 23, 26, 78, 296
 Klügel 44 (48), 55 f
 Knapp 31 (29), 79
 Knebel 141
 Knesebeck 218 (128)
 Knorring, Sophie von 282 f
 Koechly 171
 Koechy 184, 224 (134)
 Köhler, H. K. E. 149 f, 174
 Körte, Wilh. 11 (10)
 Kolbe 232 (138)
 Kotzebue 207, 291
 Kraffström s. Craffström
 Kraschenninikow 297
 Kraus, Theoph. 288 f
 Krause, Emilie 271 f
 „ J. Chr. (Historiker) 55
 „ (Prof. in Dorpat) 6, 22, 47, 88,
 113, 119 (87), 148, 165 (97),
 181 (111), 193, 198, 210, 218, 233,
 243, 254 f, 264 (153), 267 ff, 303

 Krause (Rektor in Hannover) 16, 98
 Kreyssig 246
 Kriehuber 176
 Krüdener, Juliane, Baronin 210, 238
 (142)
 Kruse 176
 Krusenstern 175, 282
 Kügelgen, Gerh. 151, 176, 204, 277 f
 „ Karl 151, 277 f, 281
 „ Konstantin 278 (161)
 „ Leo 176, 277
 Kühlstaedt 160, 255
 Kutusow-Smolensky 141

Lange, Mme 70
 Lauckhard (Laukhard) 27 ff, 44, 47 ff,
 56, 69
 Ledebour 184 (113), 291
 Lehmann, Mlle (Wiborg) 159
 Lehrs 95
 Leibnitz (Kanzlist) 178 f
 Leibniz 20, 39 (40), 237
 Lenz, Fr. D. (Oberpastor) 113, 240, 303
 Leo X. 235 (140)
 Leo, Fr. 176
 Lesedow, Minna von (Morgensterns Gat-
 tin) 53 (58), 270, 279, 289, 290
 Lessing 9, 40, 43, 88, 149
 Lichtenberg 85, 92 f, 170
 Liebau 296 (173)
 Lieven, Fürst 143, 165 (97), 200 f, 206 ff,
 288 (168)
 Lionardo da Vinci 312
 Liphardt 235 (140)
 Lipsius, H. J. 170 (103)
 Lobeck 253
 Locke 20
 Loder 244
 Loeschcke 174
 Loewenstern, von 144
 Lorey 21
 Lucanus 245
 Lucretius 113
 Lüdecke 40 (41)
 Luitse, Königin von Preussen 102 f, 220
 Lukian 70, 125
 Luther 133
 Lyddi, M.s Dienstmädchen 291

- Maass** 57 (60)
Machiavelli 235 (140)
Madai 213
Maedler 289 (169)
Mahne 295
Malmberg 174
Manteuffel, Graf (Kurator) 114, 116
 " Frau von, auf Zierau 284
Marc Anton 123
Marc Aurel 308
Maria Feodorowna, Kaiserinmutter 141, 286
Markus 44
Martreb 6, 167
Matthäus 44,
Maurer-Constant 81, 275 (158)
Meier, M. H. E. 170 (103)
Meinecke, Friedrich 227 (136)
Meineke, A. 95
Meiners 60 (64), 91, 185
Melanchthon 10 (9), 133
Mendelssohn 9, 40
Mendheim 282
Mengs 136 f
Menne 262 (152)
Menon 54
Mercklin 6, 15, 60, 121, 172 f, 174, 204, 241, 255
Merkel, Garlieb 274 f, 288 (168)
Messalina 57
Meyer, Heinrich 110
 " Karl Friedrich (Jurist) 132, 168 (101), 185, 196, 234 (139)
Michaelis 48 (51)
Mitscherlich 91, 93, 311
Mommsen, Theodor 171
Montanari 246 (146)
Montesquieu 55
Mozart, W. A. 291 (170)
 " seine Frau 70
Müller, Christian 285
 " Joh. von 32, 74, 81, 127, 140, 219 ff, 275 ff, 305 ff, 308
 " Lucian 20 (16)
 " (Kanzler) 190
Münchhausen 121
Münter 126
Müthel 214
Müthels Frau 240
Muretus 163
Napoleon I 100, 102 (79), 103, 219 f
Neander 206 (120)
Neff, Timoleon von 176
Neue 161, 167, 213, 288 (168), 297
Neumann, J. G. J. 224 (134)
Neumeyer 173 (106)
Newton 265
Nicolai 40, 103, 107
Nicolovius 102
Niebuhr, Carsten 17, 38, 39
Niemeyer 28 ff, 41, 44 (48), 51 f, 69, 80, 261 (152), 294
 " seine Frau 31, 52, 53, 75, 88, 99, 130, 311
Nikolaus I 212
Noesselt 31 (29)
Nonnos 212
Oken 101
Orelli 246 (146)
Osenbrüggen 169 ff, 213, 299
Otto 169, 299
Ovid 144
Pahlen, Baron von 212
Pareus 41
Parlemann 296 (173)
Parrot, Amalie 265, 307
 " Fr. iun. 271
 " G. Fr. 112, 113 f, 116 (86), 119 (87), 126 (91), 132 f, 139, 156 ff, 165 (97), 180 ff, 186, 193, 210 ff, 218, 226 (134), 231, 232 (138), 233, 237, 242, 260 ff, 289 (169), 303, 307, 308 ff, 314
Passow 100
Paucker 297
Paul (Kaiser) 5, 230, 303
Paulsen 9
Paulucci 168
Perewoschtschikow 161 (95)
Pergolese 70
Perrault 85
Persius 28, 122
Pestalozzi 157

- Petersen, Eugen 174
 Petersen, Karl 145 f, 220 ff, 237 f
 Petrarca 118, 311
 Pfaff, Chr. Heinr. 88
 „ Joh. Fr. (Mathematiker in Dorpat) 183
 Philippi 41
 Pichler, Caroline 88
 Pindar 163
 Platen 13
 Platner 49, 80, 94
 Plato 25, 60 ff, 125, 129, 135, 138
 Plinius d. Ä. 12, 55, 123
 „ d. J. 12
 Plutarch 45 (49), 134
 Pobowski 51
 Poeschmann 119, 146, 160, 178, 285
 Prange 53
 Prantl 10 (9)
 Preller 167, 172, 174, 212 f, 234 ff, 256, 288 (168)
 Purgold 160
 Pyrrhon 20

Quintilian 29, 125, 129

Rabirius 246 (146)
 Raeder 68 (68)
 Raffael 150, 202, 235 (140)
 Rambach 132, 157, 244
 Rasumowskij 199
 Raupach 140, 145
 Recke, Elise von der 208
 Recke-Napiersky 6
 Reimarus 9, 79
 Reinhard 91
 Reinhardt (Bedienter bei Koechy) 184
 Reinhold 313
 Reisig 31 (29)
 Reiske, Ernestine 159
 „ Joh. Jak. 78, 159
 Reiter 23, 37, 38, 80
 Reiz 17, 62, 77 f, 80
 Remmius Palaemon 42 (45)
 Retzer, Joseph von 105
 Reuss 91
 Richter, O. Fr. von 247
 Rieger 185 ff

 Riese 246
 Rink 106, 296 (173)
 Ritter, Heinr. 256
 Rosenberg 6, 232 (138), 288 (169), 289 (169)
 Rousseau 11, 65 (67), 71
 Rüdiger 55
 Ruhnkenius 19, 37, 62, 74, 80, 163, 168 f, 295

Sahlfeldt 296 (173)
 Sallust 246 (146)
 Salmasius 35 (36)
 Sandys 24, 174 f, 305
 Sappho 151
 Sartorius 208
 Savigny 170
 Sawadowskij 168
 Scharnhorst 102, 218 (128)
 Schaumann 92
 Schelling 103
 Schikaneder 229
 Schiller 63, 72, 87, 90, 104, 108, 312
 Schlater 176
 Schlegel, A. W. 73, 222
 „ Fr. 73, 78, 87, 93, 222
 Schleiermacher 10 (9), 64, 74, 240
 Schlichtegroll 72, 73
 Schlosser 61 (64)
 Schmid, Chr. Heinr. (Giessen) 92, 122, 301
 „ Georg 162 (96)
 „ Karl Chr. Erh. (Kantianer) 69 (70)
 Schmidt, Erich 23
 Schmolck 87
 Schneider 78
 Schömann 170 (103)
 Schopenhauer, Adele 100
 „ Arthur 100 f
 „ Johanna 100 f, 279, 312 f
 Schrader 11 (11)
 Schroeder 21
 Schröter, Corona 90, 94, 108
 Schütz, Chr. G. 24, 48, 275
 „ seine Frau 37 (39)
 Schulz (Stadtromusikant in Dorpat) 132
 Schulze, Joh. Ludw. (Orientalist) 54, 55, 56, 69

- Schwab 13
 Schwabe 112, 174, 176
 Schwartz, J. Chr. (Riga) 125
 Segelbach 132, 148, 214 f, 224
 Semel 206 (120), 295
 Semler 24, 27, 31 (29), 47 ff, 56, 78, 240
 Seneca (Philosoph) 123, 253
 Senff 136, 271 (157), 303
 Seume 284, 312 f
 Sextus Empiricus 298 (174)
 Shakespeare 78
 Sintenis 15
 Sivers, Georg, Graf 280
 " von (Landrat) 232
 Skytte 126
 Snell 173, 285
 Sömmering 92
 Sokrates 84, 151
 Sonnenberg 220 (129)
 Sonntag 155, 160, 211, 221, 273 f
 Spalchaber 192 f, 231
 Spalding 40 (41), 258
 Spartian 54
 Spengler 128
 Spohn 249 (148)
 Spranger, Ed. 95 (74), 259, 286 (167)
 Sprengel, Kurt (Botaniker) 58 (60),
 75, 81
 " Matthias (Historiker) 55
 Stackelberg, Magnus von 174
 Steffens 46 (50), 69
 Stein, Charlotte von 94
 Steltzer 196
 Stephani 172, 174
 Stieda, Ludw. 15
 " Wilh. 6, 112, 167 (99), 213 (124)
 Stoffregen 281
 Stolberg, Fr. L., Graf 72
 Storch 281
 Strauch 110
 Strieder 301
 Struve, C. L. (Philol.) 160, 162, 190
 " F. G. W. (Astr.) 161
 Styx 209 (122), 289 (169)
 Süvern 23
 Sulzer 296 (173), 313
 Susemihl 61 (65), 64
 Synesius 151
 Tacitus 29, 54, 98, 103, 222, 227 (135)
 Talma 104
 Tarnow, Fanny 144, 279 ff
 Taylor 40
 Teichmüller, G. 256
 Tennemann 64
 Tezel 235 (140)
 Theokrit 163
 Thiersch 29, 34
 Thimme 281
 Thraemer 6
 Thukydides 221 (130)
 Thunmann 26, 296
 Tiberius 98
 Tibull 77
 Tiebe 296 (173)
 Tieck 222, 282
 Tiedemann 59 (63), 92
 Tieftrunk 55 f
 Tiling 296 (173)
 Tischbein 91
 Titus 308
 Torquato Tasso 144
 Trajan 308
 Trapp 24, 27 (24)
 Ueberweg 59
 Ulmann 212
 Ungern-Sternberg, von 113
 Uwarow 212
 Vahlen 122, 125
 Varro 42 (45)
 Vater, J. S. 23, 35 (35), 54, 105
 Velleius Paterculus 58 (61), 77, 97 f
 Vergilius 54
 Vernet 108
 Vietinghof, von 229
 Villoison 42 (46)
 Vinicius 98
 Volkmann 212
 Voss 84 f, 253
 " Gräfin 102
 Walter, Joh. 196 f
 Watson 296 (173)
 Weber, Mich. 195 f
 Weizsäcker 110 (83)

- | | |
|--|-------------------------------------|
| Welcker 13, 252 | 103, 122 ff, 149, 168, 189, 257 ff, |
| Weltzin, C. E. von 110 | 286, 293 ff |
| Wendt 289 (169) | Woltmann 104 |
| Wiedemann 161 | Wolzogen, W. von 276 (159) |
| Wieland 50 (56), 53, 61 (64), 76, 87 f, | Wytttenbach 19 f, 79, 80, 163 |
| 90, 93 f, 99, 107 f, 140, 222, | |
| 296 (173) | X enokrates 135 |
| Wiggers 279 (163) | Xenophon 54, 71, 276 |
| Wilamowitz-Möllendorff, U. von 67, 253 | |
| Wilhelm, Prinz von Preussen 102 f | Z edlitz 25, 28 |
| William (Williams) 231 (137) | Zeller 65 (67) |
| Wilmer 168 (101) | Zelter 39, 103 |
| Winckelmann 13 (13), 43 (47), 133, | Ziegler 9 |
| 136 ff, 149, 258 f, 305 ff | Zielinski 45 |
| Wöllner, von 81, 214 | Zimmermann 114 (85) |
| Wolf, Fr. Aug. 10 ff, 17, 21 ff, 32 ff, 44 ff, | Zoega 140, 149 |
| 46 (50), 50, 53 ff, 63 (66), 67, | Zoege-Manteuffel, Emilie von 278 |
| 69 (70), 71, 72 f, 76 ff, 99 (76), | „ Marie Helene von 278 |

Sachverzeichnis.

Über die Bezeichnung der Fussnoten vgl. die Vorbemerkung zum Namensverzeichnis.

- | | |
|--|--|
| <p>Adelswunsch 230, 285
 Adressen der Universität 115
 Aktionsausschuss der Professoren 118
 Als ob 65, 287
 Amizistenorden 49
 Antike, die und deutscher Patriotismus 228
 Archäologisches Anschauungsmaterial 299 (175)
 Bandwurm in D. 288 (168)
 Bardiete Klopstocks 222
 Beiträge, Dörptsche 8, 150, 284
 Bellum Actiacum 245 ff
 Berufungen aus dem Ausland 273
 Bibliothek der Univ. D. 5, 178 f, 314 f
 Bleigiessen 262
 Bouts-rimés 247
 Briefe Ciceros 78
 „ M.s 16, 151, 260
 „ Platos 60 (64)
 Catacaymos 54
 Charkow 34 (34)
 Christuskopf M.s 262, 283 f, 288
 Comparativus Klopstockianus 144
 Danziger Goldwasser 81
 Deutsche Sprache 236 f
 Dialog, philosophischer 36 ff, 72, 84, 312
 Dichtung und Wahrheit 311 f
 Disputationen 57 ff
 Disputierübungen im Seminar 35, 92, 162
 Disziplin der Studenten in D. 192 ff, 231 f
 Doktoreid 239
 Doktorgebühren 201
 Domberg 5, 120, 314 f</p> | <p>Domschule in Magdeburg 8 ff, 279 (163)
 Dorpat Höhle der Fama 254
 Druckfehler in D. 184
 Ehen zwischen Professoren und Adel 233 f
 Ehestiftungsversuch Klingers 280 f
 Einfalt, edle 71, 254
 Einquartierung bei Professoren 184
 Einweihung des Univ.-Gebäudes 268
 Elenktischer Charakter der plat. Dia-
 loge 69 (68)
 Eloquenzprofessur 23 ff, 153 ff, 295 ff,
 300 ff
 Engelsbrücke 212
 Englische Erziehung 155 ff
 Ephesinische Kirche 139, 168 (101)
 Epistolae virorum clarorum 130
 Estnische Bibel 127
 Estnische Sprache 161, 166 (98),
 237 (141)
 Feuerlärm in Halle 50 (56)
 Finnland 158 f, 236 f
 Formaler Wert des Sprachstudiums 154
 Französische Sprache 237, 271 f
 Freimaurer 210
 Furor divinus des Poeten 68 (68)
 Gartenanlagen 6, 173 (106)
 Gehalt der Professoren in D. 175, 194,
 206 f
 Gelehrte estnische Gesellschaft 176
 Gerichtbarkeit, akademische in D. 193 f
 Geschichtliches Denken 135, 137, 155,
 205, 259, 267</p> |
|--|--|

- Geselligkeit 135
 Gesellschaft der Wiss. zu Göttingen 93, 306
 Gesellschaftliche Stellung der Professoren 233
 Giessen 92, 301
 Gleichberechtigung der 4. Fakultät 163
 Göttingen 92 f
 Goldmachen 48
 Gothaer Gymnasium 72
 Griechische Ode auf die Univ. D. 147 f
 Grundsteinlegung der Univ. D. 303 f
 Gymnasiallehrerstand 21 f

Hasenjagd 103
 Hausbau in D. 242
 Heiraten oder nicht Heiraten? 105 f, 118, 306 f
 Herculanum 244 f
 Historische Professur in D. 162, 288 (168)
 Humanismus und Philologie 293 ff

Index 78

Jaeger in Göttingen 194
 Jurisprudenz, elegante 169 ff

Kasan 166 (98), 224 (134)
 Kegelbahn 211
 Kitten eines Krückstocks und Europas 264
 Klasseneinteilung fehlt in der Magdeburger Bomschule 9, 17
 Klatschereien 182, 254
 Kolleghefte Wolfs 82
 Kollegienfrequenz in D. 187
 Kosmopolitismus 219, 238
 Kronstipendiaten der Medizin 225 (134)
 Kupferstechen 53, 136, 172

Landwirtschaft und Latein 165 (97)
 Latein als Sprache der Univ. 163, 300
 Lateinfrage 164 ff
 Lateinischsprechen 9, 47, 56, 58, 92, 168 f, 237, 274
 Latinität 34
 Lehrerinstitut 160 f
 Lehrerseminare 274

 Leibeigenschaft 109, 158, 195, 231 (137), 235
 Leipzig 49
 Lektionskatalog 265, 268
 Lettische Bibel 127
 Lettische Sprache 231 (137), 237
 Lettische Taubstummlehrerin 231 (137)
 Liebesverhältnisse in Wirklichkeit und als Vehikel der Poesie 311

Mädchenbildung 159
 Männerfreundschaft 114, 137, 305 ff
 Magistereid 239
 Magisterprüfung 54 ff
 Magister- und Dokortitel 70
 Marburg 92
 Medizin ars muta 54, 296 (173)
 Medizin, elegante 166 f
 Medizin und lat. Sprache 164 ff
 Militarismus 216 ff
 Mitauer akad. Gymnasium 296 (173)
 Mnemonik 128 f
 Münzen 129
 Musik in D. 133

Naturrecht 169
 Naumburger Dom 72

Orden 150, 286, 287 (168)

Pädagogik und Philologie 25
 Paradoxa Ciceros 130
 „ des platonischen Staates 66
 Pferde der Univ. D. 133
 Philanthropinisten 9, 154
 Philosophie als Schulfach 9, 153, 155
 Philosophie und Philologie 19 f, 73, 295
 Pietismus in D. 238 ff
 „ in Halle 49 (54)
 Platos Menon 67 ff
 „ Staat 63 ff
 Plimplamplasko 188
 Plural 253
 Poetik des Aristoteles 91
 Polemik 41 ff, 149, 250 f
 Pompejanischer Stil 176
 Predigtprogramme 50 (56)
 Preussentum 216

Professoreninstitut in D. 162 (96)
 Propaganda für die Univ. D. 191

Rationalismus bei Plato und Rousseau
 66 f

Rednerwahl in D. 131 f

Reifeprüfung 11, 70, 167

„ im Russischen 225 (134)

Reise als remedium amoris 310

Reisekosten 290 (170)

Reitkunst 70

Religion 43 ff, 238 ff

Rheinbund 220 f

Rhetorik 47

Rhetorik bei Plato und Rousseau 66 f

Russische Hornmusik 133

Russische Sprache 161 (95), 223 ff, 237

Scharwache in Halle 194

Schauspieler und Schauspielkunst 103 f,
 173, 291

Schiessgewehr als Ersatz der Beredsam-
 keit 169

Schneiderpromotion in D. 195

Schulaufsätze, deutsche und lat. 17 f

Schuldeklamationen, Schuldramen,
 Schulreden 17

Schwedische Univ. zu D. 126 ff

Seminar, philologisches in D. 161 ff

„ „ „ Göttingen 92
 „ „ „ Halle 25, 35,
 92

Sprachrichtigkeit, deutsche 17, 189, 237

Stallfütterung, gelehrte 170

Statuen als Bibliotheksschmuck 179

Statuten der Univ. 115, 182

Strategische Entwürfe Parrots von
 Krause? 218, 264 (153)
 Studia illiberalia 53

Tabulae gratulatoriae 169, 215, 304

Testament M.s 279 (163)

Textkritik 35, 79, 258

Theologie und Philologie 24 ff

Thesen bei Disputationen 57 f

Titel 286 ff

Trikothemden 235 (140)

Übersetzungen von Klassikern 17, 154

Umfang der Philologie 295 ff

Univ.-Gebäude in D. 129, 231 (137), 268

Utopie bei Plato und Rousseau 67

Verbindungen der Studenten 193 f

Verecundia sui 65, 287

Vermittlungstendenzen zwischen Ost und
 West 213 (125), 236

Waisenhaus zu Halle 25

Wallenstein Schillers 87, 108

Wetter in D. 179, 265

Wiborger Schulwesen 158 f

Wilhelm Meister 50 f, 87, 99 (76)

Wohnungen M.s in D. 291 (171)

Xenien von Goethe und Schiller 40, 72,
 99 (76)

Zensur der Univ. 151 f

Zersplitterung 176 ff, 257, 313 f

Zipperlein 210, 224, 268.

Die Universität Dorpat zu M.s Zeit.

Übersicht über Lehrstühle und ihre Vertreter¹⁷⁷⁾.

I. Theologische Fakultät.

1. Systematische Theologie: Lorenz Ewers (1802—1824), Sartorius (1824—1835).
2. Praktische Theologie: Böhlendorff (1802—1823), Lenz (1823—1829), Walter (1830—1834), Ulmann (1835—1842).
3. Exegese: Hezel (1802—1820).
4. Kirchengeschichte: Horn (1804—1810), Segelbach (1810—1823), Busch (1824—1849).

II. Juristische Fakultät.

1. Livländisches Provinzialrecht: Müthel (1802—1812), Steltzer (1815—1818).
2. Est- und finnländisches Provinzialrecht: Koechy (1805—1817).
3. Civil- und Kriminalrecht: Meyer (1802—1817).
4. Russisches Recht: J. G. J. Neumann (1811—1814, 1818—1826).
5. Römisches und bürgerliches Recht: Otto (1832—1857).
6. Kriminalrecht und Kriminalprozess: Clossius (1824—1837), v. Madai (1837—1842), Osenbrüggen (1843—1851).
7. Staats- und Völkerrecht, Politik: G. Ewers (1826—1830).

III. Medizinische Fakultät.

1. Anatomie: Burdach (1811—1814), Cichorius (seit 1804 Prosektor, Prof. 1814—1827).
2. Physiologie: Fr. Parrot iun. (1821—1826), Joh. Fr. Erdmann (1827).
3. Pharmakologie (Materia medica und Diätetik): Styx (1802—1826).
4. Klinik: Balk (1802—1817), J. F. Erdmann (1817—1823, 1828—1843, s. oben unter Physiologie).
5. Gynäkologie: Deutsch (1804—1831).

¹⁷⁷⁾ Die Liste, die sich auf die in der Darstellung vorkommenden Persönlichkeiten beschränkt, wird dem Leser willkommen sein. Zu beachten ist, dass, zumal in der juristischen und medizinischen Fakultät, die Grenzbestimmungen der Katheder flüssige sind, den hier gewählten Bezeichnungen also nur eine relative Gültigkeit zukommt (vgl. Clossius, Madai, Osenbrüggen, Erdmann).

IV. Philosophische Fakultät.

1. Philosophie: Jaesche (1802—1839).
 2. Klassische Philologie I (und Eloquenz): Morgenstern (1802—1836), Preller (1838—1843), Stephani (1846—1850), Mercklin (1851—1864).
 3. Klassische Philologie II: Francke (1821—1830), Neue (1831—1861).
 4. Russische Sprache und Literatur: Glinka (1803—1810), Kaisarow (1810—1812), Wojeikow (1814—1820), Perewoschtschikow (1820—1830).
 5. Allgemeine Geschichte: Poeschmann (1802—1812), Kruse (1828—1853).
 6. Russische Geschichte: Gaspari (1803—1809), G. Ewers (1810—1826, s. oben unter Staatsrecht, jur. Fakultät).
 7. Kameralwissenschaften: Rambach (1802—1826).
 8. Mathematik: Pfaff (1804—1809).
 9. Astronomie: Struve (1813—1839), Maedler (1840—1865).
 10. Physik: G. Fr. Parrot (1802—1826), Fr. Parrot (1826—1841, s. oben unter Physiologie, med. Fakultät).
 11. Chemie: Grindel (1804—1814), Goebel (1828—1851).
 12. Allgemeine Naturgeschichte: German (1802—1809).
 13. Botanik: Ledebour (1811—1836).
 14. Landwirtschaft und Technologie: Krause (1802—1828).
-

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung	5
I. Magdeburg (1770—1788)	7
Beilagen	14
II. Halle (1788—1798)	19
Beilagen: A. Wolfiana	76
B. Heyniana	83
C. Eberhardiana	84
D. Falkiana	86
E. Tränen	88
F. <i>Εἰς ἑαυτόν</i>	88
G. Reisen	90
III. Danzig (1798—1802)	95
Beilagen (Reisen, Goethe, Athenaeum)	107
IV. Dorpat (1802—1852)	112
1. Erste Eindrücke	112
2. Programmarius	121
3. Orator	131
4. Poeta	143
5. Elegantiarum arbiter	148
6. Der Lehrer und Schulmann	152
7. Der akademische Geschäftsmann	176
8. Der Umschwung	203
A. Universitätsverwaltung	206
B. Der nationale Gedanke	216
. Religion	238
D. Universalismus	241
9. Philologus	244
10. Freunde und Korrespondenten. Persönliches	259
Schluss	293
Beilagen: 1. Grundsteinlegung des Universitätsgebäudes	303
2. Tabula gratulatoria der Juristenfakultät	304
3. Zur Winckelmannrede	305
4. Zur Vorgeschichte der italienischen Reise	308
5. Lektüre	311
6. M. an Parrot über die Domruine	314
Namensverzeichnis	316
Sachverzeichnis	324
Die Universität Dorpat zu M.s Zeit	327

Errata.

S. 175 Z. 1 v. o. lies Graefe statt Graef.

S. 227 Anm. 136 lies Meinecke statt Meineke.

S. 259 Z. 11 v. u. lies vor der Überschrift 10 statt 7.

NOVELLINE POPOLARI SAMMARINESI

PUBBLICATE ED ANNOTATE

DA

WALTER ANDERSON

II

TARTU (DORPAT) 1929

Tipografia C. Mattiesen, Tartu (Dorpat).

A Raffaele Corso.

Proemio.

Spinto dal desiderio di completare la mia raccolta di tradizioni popolari sammarinesi, mi sono recato nel giugno del 1927 nella Repubblica di San Marino. In pochi giorni di dimora (dal 14 al 29 giugno), ho avuto l'opportunità di visitare tutte le scuole elementari del territorio della Repubblica, e di far scrivere agli alunni, sotto la mia guida, i racconti, canzoni, cantilene ecc. di cui serbavano memoria, avvalendomi in questo lavoro della cooperazione dei vari insegnanti e delle commendatizie dei signori *Manlio Gozi* e *Renato Martelli*, il primo Deputato agli Studi, e il secondo Direttore delle Scuole Elementari di San Marino.

In quell'anno, le scuole sammarinesi si contavano in numero di 14, così distribuite nei vari paesi, di cui ricordo i nomi, aggiungendo in parentesi quelli dei rispettivi insegnanti, ai quali sono grato della gentile e preziosa assistenza prestatami:

1) La Serra d'Acquaviva, 3 classi (*Caterina Gatti Stacchini*);

2) Acquaviva, 3 classi (*Cloris Cesarini Stolfi*);

3) Ca-Berlone, 3 classi (*Lucrezia Vita*);

4) Chiesanuova, 3 classi (*Serena Forcellini Pancotti*);

5) Fiorentino, 3 classi (*Marianna Anati*);

6) San Marino (città), 5 classi (*Ottilia Bonelli, Bice Franciosi, Tilde Saglione*);

7) Borgo, 5 classi (*Elvezia Amadori, Ida Bollini Dominici, Maria Campanelli Casali, Linda Francesconi, Renato Martelli*);

8) Montegiardino, 5 classi (*Clara Belluzzi, Stella Capicchioni*);

9) Faetano: a) scuola governativa, classi I-a, II-a e III-a (questa scuola in quel tempo era chiusa, per la malattia della maestra); b) scuola privata, classe IV-a e V-a (*Maria Lassi*);

10) Corianino, 3 classi (*Domenico Valli*);

11) Domagnano, 3 classi (*Giannina Beccari*);

12) Serravalle, 5 classi (*Maria Franciosi Marcucci, Maria Galassi, Gemma Masi, Augusta Mularoni, Silvio Simoncini*);

13) La Dogana, 3 classi (*Eleonora Della Balda Francini*);

14) Falciano, 3 classi (*Ada Borbiconi*).

Col permesso del sig. preside, prof. *Paolo Amaducci*, ho visitato anche il Ginnasio governativo di San Marino, raccogliendo nella III-a classe, con l'assistenza del prof. *Giuseppe Gori*, interessantissimi documenti folklorici.

Molti altri testi preziosi mi son venuti dalle signorine *Rosina Bernardi* di Ca-Berlone e *Maria Luisa Galassi* di Borgo; e dallo studente ginnasiale *Pierino Galassi*, anch' egli di Borgo.

L' attuale raccolta in mio possesso, per la quale sono obbligato ai 505 miei collaboratori diretti, comprende 552 manoscritti del numero complessivo di 2280 pagine. Di tale raccolta pubblico ora soltanto le novelline della parte occidentale della Repubblica, riservandomi di pubblicare in seguito, in altro fascicolo, quelle della parte orientale.

I criteri adottati in questa memoria, sono quelli che mi guidarono nella precedente. La trascrizione dei testi in dialetto non è tanto esatta, come l' avrei voluta, perchè, lontano dalla Repubblica, non ho potuto verificare la pronunzia dei vocaboli e stabilire di ogni forma la precisa fonetica, distinguendo graficamente le varie sfumature delle vocali *e* e *o*. Nondimeno nutro fiducia che il dialetto sia fedele e che riproduca le differenti parlate, essendo stati tutti i miei testi riveduti da sammarinesi residenti nei vari luoghi, d' onde essi provengono, e cioè quelli di Acquaviva dalla signora *Cloris Cesarini Stolfi*, quelli di Ca-Ber-

lone dalla signorina *Rosina Bernardi*, quelli di Chiesanuova dalla signora *Serena Forcellini Pancotti*, quelli di San Marino città dalla signorina *Bice Franciosi* e quelli di Borgo dalla signorina *Maria Galassi*.

Avverto che in fine di parola o davanti ad un apostrofo la *c* si pronunzia *č*, come nel termine *coc'la* (gusciolo); per lo stesso fatto la lettera *g* assume il suono di *dž*, il gruppo *sc* il suono di *š*, il gruppo *ch* il suono di *k*, il gruppo *gh* il suono di *g*. Il gruppo *sg(i)* si pronunzia *ž*, come nella parola *anusgia* (noce).

Esprimo a tutti i collaboratori i più sentiti e cordiali ringraziamenti per la costante cooperazione prestatami nelle ricerche scientifiche; come pure, in particolar modo, al sig. prof. *Raffaele Corso* (Napoli), che si è compiaciuto di rivedere il testo di questo fascicolo prima che fosse stampato, e al sig. prof. *Johannes Bolte* (Berlino), che mi ha gentilmente fornito parecchi preziosi riscontri.

Tartu (Dorpat) in Estonia, li 26 maggio 1929.

Walter Anderson.

Abbreviazioni.

Alb — albanesi.
Arauc — araucani.
Ava — avari.
Bur — buriati.
CI — irlandesi.
Čeč — ceceni.
Čerk — circassi.
Čuk — ciukci.
Darg — darghini.
Dig — digori.
FE — estoni.
FF — finni.
Fil — filippini.
FL — lapponi.
FLiv — livi.
FM — ungheresi.
FMor — morduini.
FSyr — siriani.
FWog — voguli.
FWot — votiacchi.
GD — danesi.
Geo — georgiani.
GG — tedeschi.
GN — norvegesi.
Gre — greci.
GS — svedesi.
GSF — svedesi di Finlandia.
GV — fiamminghi.
Indian — indiani d' America.
Indon — Indonesia.
Jud — ebrei.

Let — lettoni.
Lit — lituani.
Neg — negri.
Oss — osseti.
Pers — persiani.
RC — catalani.
RE — spagnuoli.
RF — francesi.
RI — italiani.
RR — rumeni.
SB — bulgari.
SČ — cechi e slovacchi.
Sin — singalesi.
SP — polacchi.
SR — russi.
SRW — russi bianchi.
SS — serbocroati.
SU — ucraini.
TAlt — turchi altaici.
TB — baschiri.
TČ — ciuvasci.
Tib — tibetani.
TKar — caragassi.
TKir — chirghisi.
TO — turchi ottomani.
TT — tatari.
TUig — uiguri.
TUri — uriancai.
Zig — zingari.
s. = e seguente.

10. La volpe e il gallo.

(Scuola d' Acquaviva.)

U i era una volta una voipa e un gal. La i disc la voipa m' e gal: "O cumpèr galoz, a vlì amni in parent da me?,, Cla birbaciouna d' la voipa la i à fat e pastroc trop leint; e gal u 'n l' à putùd magnè. Allora el dè dap e va la voipa; e gal u i à fat i macaroun t' un fiasch, e la voipa la gn' à putùd magnè. E lora la à ciap e gal e la s' l' à magnèd.

C' erano una volta una volpe e un gallo. La volpe dice al gallo: "O compare galluzzo, volete venire da me a pranzo?,,. Quella birbacciona della volpe gli fece il *pastrocchio* [una specie d' intriso] troppo *lento*; il gallo non lo potè mangiare. Allora il giorno dopo vi va la volpe; il gallo le fece i maccheroni in un fiasco, e la volpe non ne potè mangiare. Allora essa acchiappò il gallo e se lo mangiò.

Iolanda Guidi (di anni 11, III-a classe); domicilio e luogo di nascita: Acquaviva. Il 20 giugno 1927.

Manoscritto: 233, 2.

Tipo: Aarne num. 60.

Monografia: non esiste.

Liste di riscontri: Kirchhof V 159 (7, 29); Wienert 54 (ET 141); 98 (ST 123). — (GSF) Hackman, Kat. num. 60. — (Lit) Plenzat num. 60. — (FF) Aarne, Finn. num. 60. — (FE) Aarne, Estn. num. 60. — (FLiv) Loorits num. 60. — (America.) (Indian) Thompson 450 num. 27 A.

Altri riscontri: (RE) Espinosa III 451 num. 219. — (RI) La Sorsa I 63 num. 21. — (GD) Kristensen, Dyref. 41 s. num. 56; 42 num. 57; 43 num. 58; 43 num. 59. — (GSF) Hackman, Sagor I 14 num. 21; Allardt I 22 num. 25. — (Let) Šmits I 178 s. num. 23. — (SR) Smirnov I 289 num. 69. — (SRW) Andrejev I num. 29. — (SU) Etnogr. Zbirn. 37/38, 418 num. 319; 420 s. num. 322; 421—423 num. 323. — (FE) Peterson 69—71 num. 14. — (TT) Katanov II 62 num. 3. — (TČ) Mészáros II 502 num. 47; Nikoljskij 3, 399 s.; 34, 68 s. — (Asia.) (Gre) Megas 17 s. num. 4 = Kretschmer 72 s. num. 23.

Areale: tutta l' Europa, Asia Minore, America settentrionale.

La versione più antica conosciuta: Fedro I 26 (Italia, sec. 1^o).

11. Le tre ochine.

(Scuola d' Acquaviva.)

Una volta u i era tre ucareini ch' al gireva per e mond. La più granda la à det: "Cavec'mi da tre peni pron e femma una bela caseina!,, E li la à fata. Cand la fo stè fnida, la più granda la à det: "Andè veda s' el tet, s' u i è nisoun busc!,, E al gli è andedi. La più granda, cla birbaciouna, la gli à ciusi ad fura. E allora al piangeva e al geva: "Avresmi!,, Inveci d' avri, la geva: "Chi è dreinta è dreinta, chi è 'd fura è ad fura!,,

Una volta c' erano tre ochine che giravano per il mondo. La più grande disse: "Caviamoci ognuna tre penne e facciamo una bella casina!,, E la fecero. Quando fu finita, la più grande disse: "Andate sul tetto a vedere, se ci è nessun buco!,, Ed esse vi andarono. La più grande, quella birbacciona, le chiuse di fuori. E allora esse piangevano e dicevano: "Aprimi!,, Invece d' aprire, ella diceva: "Chi è dentro è dentro, chi è di fuori è di fuori!,,

Augusto Masi (di anni 11, III-a classe); domicilio e luogo di nascita: Acquaviva. Il 20 giugno 1927.

Manoscritto: 234, 1.

Tipo: Aarne-Thompson num. 124 (frammento).

Monografia: non esiste.

Liste di riscontri: v. fasc. I, p. 10 num. 2 "Le tre ocarine,,.

Altri riscontri: (RE) Espinosa III 445 num. 212 (?); 491—493 num. 257. — (RI) Keller 19—23; La Sorsa I 45 s. num. 11.

Areale: Spagna, Francia, Italia, Germania meridionale, Belgio, Inghilterra, arabi, negri d' America.

La versione più antica conosciuta (?): J. O. Halliwell, *The nursery rhymes of England*, London 1843, num. 55 (Inghilterra, 1843: Cosquin II 314).

12. L' ortana e la manzola.

(Scuola d' Acquaviva.)

U i era una volta una ragazeta che u i era mort la ma', e la era resta sno s' e bab e s' la madregna. E la la mandeva a fura sa una manzola. E la su madregna la i deva d' la gran stopa da filè. Mo lia, cum la feva a filè tot cla stopa? la feva filè la su manza. Allora un dè, cus ch' la fa la su madregna? La la va a badè, e la ved che la feva filè la su manza. Allora

el dè dop cla manza i gli à amazedà. Allora cand i la à fnida ad magnè, la i des ma la su madregha: "Tu 'n me mand più a fur' ades,,.

C' era una volta una ragazzetta di cui era morta la mamma, ed ella era rimasta sola col babbo e colla matrigna. E questa la mandava fuori con una manza. E la sua matrigna le dava molta stoppa da filare. Ma ella, come faceva a filare tutta quella stoppa? Faceva filare la sua manza. Allora un giorno, cosa fa la sua matrigna? La va a sorvegliare, e vede che fa filare la sua manza. Allora il giorno dopo quella manza gliel' hanno ammazzata. Allora, quando l' hanno finita di mangiare, [la ragazzetta] ha detto alla sua matrigna: "Tu non mi mandi più fuori adesso...".

Ada Fabbri (di anni 12, III-a classe); domicilio: Gualdicciolo; luogo di nascita: Sogliano al Rubicone (provincia di Forlì, nel Regno). Il 20 giugno 1927.

Manoscritto: 230, 5.

Tipo: Aarne num. 510 A (frammento; l' ultima frase pare fittizia).

Monografia: *M. R. Cox*, *Cinderella*, London 1893 (= Publications of the Folk-Lore Society 31 *).

Liste di riscontri: Bolte-Polívka I 165—188 num. 21. — (RR) Schullerus num. 510 A (cf. p. 91 num. 98). — (GG) Plenzat p. 34. — (GV) De Meyer num. 510 A. — (GSF) Hackman, Kat. num. 510. — (GN) Christiansen num. 510 A; suppl. num. 510. — (FF) Aarne, Finn. num. 510 A; Finn. Erg. I num. 510 A. — (FE) Aarne, Estn. num. 510 A. — (FLiv) Loo-rits num. 510 A. — (FL) Qvigstad, L. M.- u. Sv. num. 510 A. — (FM) Honti num. 510 A. — (Asia.) (Indon) de Vries, Volksverh. I 365 num. 23; II 406 num. 174. — (America.) (Indian) Thompson 382—391 num. 7.

Altri riscontri: (CI) Béaloideas 1 (1927/28), 366—377. — (RE) Espinosa II 212—216 num. 111; 217—220 num. 112; Cabal 30—35; 36—40. — (RI) de Giacomo 245—249 num. 12 (?); Rossi 145—148 num. 19; Keller 155—160 (?); Folklore 7 (1921), num. 4, p. 30—33; 8 (1922), 189—193. — (GSF) Hackman, Sagor I 196—211 num. 81, 1—22 (22 versioni); Allardt I 289—306 num. 173—176. — (Lit) Cappeller 30—35 num. 14; 73—75 num. 27. — (Let) Šmits V 337—339 num. 21, 22; 345—347 num. 22, 3. — (SR) Burcev I 424—431 (?); Smirnov I 185—187 num. 33; Arch. Soc. Geogr. R. A 209 II 59—61; Karnauchov num. 2; Nikiforov A num. 33; B num. 27. — (SRW) Arch. Soc. Geogr. R. XLVI 9, 4 b—6 a num. 2. — (SU) Levčenko II 492—494 num. 563 (?); 497—500 num. 567. — (SČ) Kubín-Polívka, Podkrkon. z. I 146—148 num. 69; 152—157 num. 74; 158—160 num. 75; III 675 num. 69; 676 s. num. 74; 677 num. 75; 822 s. num. 69; Podkrkon. v. 272—277 num. 193; 430 num. 193. — (FF) Löwis 79—81 num. 27. — (FE) Tönnisson I 20—28 num. 5; Eisen, Kuninga-jutud 71—76 num. 12; Eesti ennem. jutud I 34—39; Kallas, Kr. maar. 127 num. 4; Löwis 255—259 num. 82. —

*) Cf. E. Cosquin, *Les contes indiens et l' Occident*, Paris 1922, p. 30—58: "La pantoufle de Cendrillon dans l' Inde,,.

(*FL*) Qvigstad, L. e. o. s. I 60—65 num. 15; 64—67 num. 16; II 66—71 num. 30, 2; 72—77 num. 30, 3; 128—131 num. 38. — (*FSyr*) Wichmann 100—104 num. 35; 104—110 num. 36; Nyelvt. Közl. 42 (1913), 105—109 num. 8 (?). — (*Zig*) Aichele 45—56 num. 12 (?). — (*Asia.*) (*Indon*) de Vries, Volksverh. I 110—118 num. 23. — (*Fil*) Fansler 314—319 num. 45; 442 num. 45. — (*Affrica.*) (*Neg*) Parsons I 170—176 num. 56. — (*America.*) (*RE*) Catálogo p. 106 (menzione d' un testo inedito: "La cenicienta,,).

Areale: tutta l' Europa, Caucaso, Siberia, India, Indocina, Indonnesia, Filippine, Affrica, America.

La versione più antica conosciuta: Giambattista Basile, Il Pentamerone I 6 (Italia, 1636).

13. La donna e i carabinieri.

(*Scuola d' Acquaviva.*)

I era una volta una dona; la pasa per 'na via e la vid una paca d' un baghin; e la l' à mesa sora al spali, e pu dap la va via. E i l' à vesta do carabignin; i i è 'ndè in chesa sota i let. E lia la feva: "Dormi, a chero mio! è rivato la barbara tua; se ti sentono, ti portano via!,, E la feva vesta ch' e fus un burdel sota un archet.

E l' è andeda d' e capitèn, e l' à det: "Com ò da fè?,, E lu u i à det: "Di: Buf, buf!,, E lu u i à det: "Basta che tu m' daga una paca enca ma me,,. Inveci la i à det: "Buf enca ma te!,,

C' era una volta una donna che passa per una via e vede una pacca di maiale; e l' ha messa sulle spalle, e poi se ne va via. L' hanno vista due carabinieri, e le sono andati in casa sotto i letti. E lei faceva: "Dormi, caro mio! è venuta la barbara tua; se ti sentono, ti portano via!,, E faceva vista che ci fosse un bambino sotto un archetto.

Poi è andata dal capitano e ha detto: "Come devo fare?,, E lui le ha detto: "Di: Buf, buf!,, E lui le ha detto: "Basta che tu mi dia una pacca anche a me [del maiale] ... E allora lei ha risposto: "Buf anche a te!,,

Giuseppe Celli (di anni 10, III-a classe); domicilio e luogo di nascita: Acquaviva. Il 20 giugno 1927.

Manoscritto: 229, 1.

Tipo: Questo racconto un poco confuso è una combinazione di due tipi indipendenti: 1) *L' oggetto rubato cullato* come se fosse un bambino (Aarne [FFC 33] num. 1525 H**); 2) *Maitre Pathelin* (Aarne num. 1585: l' avvocato consiglia l' accusato a non rispondere altro che bè; dopo l' assoluzione costui risponde così anche all' avvocato stesso che gli chiede l' onorario).

1. L' oggetto rubato cullato.

Tipo: Aarne (FFC 33) num. 1525 H**.

Monografia: non esiste.

Liste di riscontri: Wickram III 368 s. num. 23. — (RR) Schullerus p. 95 s. num. 2. — (FF) Aarne, Finn. Erg. I num. 1525 H**.

Altri riscontri: (RE) Llano 159 s. num. 70. — (GG) Bronner 51. — (SR) Burcev II 344; 367; Arch. Soc. Geogr. R. A 209 XIV 7, 18; A 209 XVI 75. — (FE) Eisen, Eesti rahvan. 125 s. num. 244 = Eldring 37 num. 90.

Areale: forse tutta l' Europa.

La versione più antica conosciuta: Towneley Mysteries (Inghilterra, principio del sec. 15^o: Creizenach I 209).

2. Maître Pathelin.

Tipo: Aarne num. 1585.

Monografia: St. Prato, La scène de l' avocat et du berger de la farce Maître Pathelin dans les rédactions littéraires et populaires, françaises et étrangères, Revue des trad. pop. 9 (1894), 537—552; Th. E. Oliver, Some analogues of Maître Pierre Pathelin, Journal of American Folk-Lore 22 (1909), 395—430.

Liste di riscontri: Wickram III 371 num. 36; Zeitschr. d. V. f. Vk. 16 (1906), 34¹; 21 (1911), 187. — (GV) De Meyer num. 1585. — (FF) Aarne, Finn. num. 1585.

Altri riscontri: (RI) Balladoro, Due var. veron. 6—9 num. 1; 10—12 num. 2. — (SR) Smirnov I 455 s. num. 164. — (SU) Levčenko I 221 num. 319. — (Jud) Anderson, Ebr. 357, 1025.

Areale: forse tutta l' Europa, America settentrionale.

La versione più antica conosciuta: Maître Pathelin (farsa francese, Francia, circa 1470).

14. Bertoldino e i pulcini.

(Scuola d' Acquaviva.)

I era una volta Bertoldino. La su ma' la i eva det ch' e guarnes i plein; invece Bertoldino l' à fat un' infilza, e pu u i à ded m' e feich, e pu u i geva: "Tira e biench, ch' e vein tut i elt!,, E pu l' è s' andèd da la su ma' a diglie. Dap la su ma' la i à det: "O pora me! mo s' u 'l sa e ba'?,, E Bertoldino: "S' u 'l sa e ba', a i degh ch' i è mort.,,

C' era una volta Bertoldino. La sua mamma gli aveva detto che desse da mangiare ai pulcini; invece Bertoldino ne ha fatto una infilzata, e poi li ha dati al falco, e poi gli diceva: "Tira il bianco, chè vengono tutti gli altri!,,

E poi è andato dalla sua mamma a dirglielo. Dopo la sua mamma gli ha detto: "Povera me! ma se lo sa il babbo?,, E Bertoldino: "Se lo sa il babbo, gli dico che sono morti,,.

Narciso Vannucci (di anni 9, III-a classe); domicilio e luogo di nascita: Acquaviva. Il 20 giugno 1927.

Manoscritto: 235, 1.

Tipo: Aarne num. 1876.

Monografia: non esiste.

Liste di riscontri: Bolte-Polívka III 337 s. num. 185. — (*GSF*) Hackman, Kat. num. 1876. — (*FF*) Aarne, Finn. num. 1876; Finn. Erg. I num. 1876. — (*FE*) Aarne, Estn. num. 1876 (?).

Altri riscontri: (*GSF*) Hackman, Sagor II 301 s. num. 398, 2. 3 (2 versioni). — (*SU*) Bessaraba 66 s. num. 33. — (*TC*) Mészáros II 450—456 num. 29; Nikoljskij 63, 205 s.

Areale: forse tutta l'Europa.

La versione più antica conosciuta: Laurentius Abstemius, *Hecatomythium secundum*, ediz. 1520, fol. D5a (Italia, 1499: Bolte-Polívka III 337).

15. La storia del re bismè bisconte minè.

(Scuola d' Acquaviva.)

C' era una volta un re bismè bisconte minè. Questo re bismè bisconte minè aveva una figlia bisbiglia bisconte miniglia. Questa figlia bisbiglia bisconte miniglia aveva una passera bispassera bisconte minassera. Questa passera bispassera bisconte minassera volò via. Allora il re bismè bisconte minè cacciò fuori gli avvisi, che chi trovava la passera bispassera bisconte minassera, lo dava per marito alla sua figlia bisbiglia bisconte miniglia. Allora un uomo cencioso rognoso trovò la passera bispassera bisconte minassera. E il re bismè bisconte minè gli disse: "Va via, brutto uomo cencioso rognoso, chè la mia figlia bisbiglia bisconte miniglia non è per te!,,.

Ada Fabbri (di anni 12, III-a classe); domicilio: Gualdicciolo; luogo di nascita: Sogliano al Rubicone (provincia di Forlì, nel Regno). Il 20 giugno 1927.

Manoscritto: 230, 15.

Tipo: manca nel catalogo dell' Aarne.

Monografia: non esiste.

Riscontri: (*RE*) Espinosa I 114 s. num. 62; Llano 244 s. num. 156. — (*RI*) Zanazzo 87 num. 13; 111—114 num. 18.

Areale: Spagna, Italia.

16. La mamma di San Pietro.

(Ca-Berlone.)

U i era una volta la mama id San Pietri, ch' la era avera e la 'n deva gnint a ma niscioun. Una volta, lavend ma la founta i sceler, u i n' è casch una foia, e no pudendla ciapè, la à det: "Vaga per i puret!,,

Finalmeint la murè, e da u Signor la fo cundaneda per la su avarizia at l' inferni. San Pietri, vidend che la su ma' la era at l' inferni, l' andò da u Signor e u i des: "Signore, la mia mamma' è all' inferno e io sono fra i gaudi eterni: fa' che anche lei venga in paradiso con noi!,, E Signor e rispos: "Guarda nel gran libro d' oro, guarda, se ha fatto qualche opera buona!,, Det e fat: San Pietri l' andò m' e libri d' or, e u i era sgnid che l' aveva una foia id sceler; e alora u Signor el des: "Tirla so a sa cla foia!,, E alora e calò cla foia at l' inferni, e la ma' id San Pietri la s' atacò dri; ma lia u s' n' atacò d' li elti che el vleva andè in paradis. Sicom ma li ch' u i era selt un po' d' argoi per esa la ma' id San Pietri, la l' mandò via gendie: "Via da chi dri, chè voielti a 'n si degni d' avni in paradis sa me, ch' a 'n avid i fiul sent cum è ia! via, via da chi dri!,, Ma l' argoi e la pirdè, perchè e Signor vidend ch' la era acsè tresta, la foia la si s-ciantò, e li l' andò un' enta volta at l' inferni.

C' era una volta la mamma di San Pietro, che era avara e non dava niente a nessuno. Una volta, lavando a una fonte i sedani, ve ne cascò una foglia, e non potendola acchiappare, ella disse: "Vada per i poveretti!,,

Finalmente ella morì, e dal Signore fu condannata per la sua avarizia all' inferno. San Pietro, vedendo che la sua mamma era all' inferno, andò dal Signore e gli disse: "Signore, la mia mamma è all' inferno e io sono fra i gaudi eterni: fa' che anche lei venga in paradiso con noi!,, Il Signore rispose: "Guarda nel gran libro d' oro, guarda, se ha fatto qualche opera buona!,, Detto fatto: San Pietro andò al libro d' oro, e vi era segnato ch' ella aveva una foglia di sedano; e allora il Signore gli disse: "Tirla su con quella foglia!,, E allora egli calò quella foglia nell' inferno, e la mamma di San Pietro vi s' attaccò; a lei se n' attaccarono pure delle altre che volevano andare in paradiso. Siccome a lei v' era saltato un po' d' orgoglio per essere la mamma di San Pietro, ella le mandò via dicendo: "Via di qua dietro, chè voi altre non siete degne di venire in paradiso con me, chè non avete i figliuoli santi come ho io! via, via di qua dietro!,, Ma l' orgoglio la perdette, perchè il Signore vedendo che ella era così trista, la foglia si schiantò, e lei andò un' altra volta all' inferno.

Signa *Rosina Bernardi*; domicilio: Ca-Berlone. Il 25 giugno 1927.

Manoscritto: 349, 1 "La mamma di San Pietro ...

Tipo: Aarne-Thompson num. 804.

Monografia: non esiste.

Liste di riscontri: Bolte-Polívka III 538—542 num. 221. — (FF) Aarne, Finn. Erg. I num. 804**.

Altririscontri: (RE) Espinosa I 138 s. num. 78. — (RI) Balladoro, Novell. 41 s. num. 36; Massaroli, Pagan. ed uman. 47 s.; 52—54. — (SR) Smirnov I 257—260 num. 55; Arch. Soc. Geogr. R. A 209 III 61 s. (?); A 209 VIII 3 (?); Nevzorov VII num. 2. — (SRW) Arch. Soc. Geogr. R. A 131, 95 s. num. 11. — (SU) Striževskij 129 s. num. 5; Kravčenko II 38 s. num. 54; Zelenin, Opis. I 325 num. 1. — (FL) Charuzin 469 s. (?). — (TČ) Nikoljskij 100, 21—24; 102, 89—91. — (Caucaso.) (Geo) Chachanov I 256; 360.

Areale: forse tutta l' Europa, Caucaso.

La versione più antica conosciuta: "Der holzhaker und sant Peter,, (poemetto tedesco, Germania, sec. 15^o: Bolte-Polívka III 541).

17. Il mortaio d' oro.

(Ca-Berlone.)

C' era una volta un contadino che aveva un' unica figliola. Appena spuntava il sole, il buon uomo se ne andava al lavoro dei campi e ritornava a casa in sul tramonto. Una mattina, intento a piantar viti, con la zappa battè in qualche cosa di solido che lì per lì credette un sasso, ma, quando vide che quel sasso mandava lampi al sole, lo estrasse e, ripulitolo ben bene della terra che lo copriva quasi tutto, si accorse che era un bellissimo mortaio d' oro, tutto istoriato di finissimi bassorilievi. Il contadino, pieno di meraviglia, posò la zappa a terra e, raggiante dalla gioia, corse a farlo vedere alla famiglia. Tanto la moglie che la figliola ammirarono la bellezza di quel ricco mortaio e consigliarono il padre a venderlo, per poter uscire dalla miseria in cui si trovavano. Ma il contadino disse: " Che vendere, che vendere! Voglio invece presentarlo al re che, certo, mi darà una somma maggiore di quella che mi darebbe un orefice o altri che lo comprasse ... La figliola che, sebbene nata in campagna, aveva il cervello fine, consigliò il padre a non portare quel mortaio al re, perchè questi, certo, gli avrebbe detto:

Il mortaio è raro e bello;

Ma, villan, dov' è il pestello?

“Ma che pestello! ma che pestello!,, disse il contadino. E il giorno dopo, alzatosi di buon' ora, s' incamminò verso la città, e giunto al palazzo reale, si fece annunziare, dicendo che aveva un oggetto prezioso da consegnare in persona al re. Condotto alla sua presenza, gli mostrò quel magnifico mortaio; ed il re, osservatolo attentamente, disse:

Il mortaio è raro e bello;

Ma, villan, dov' è il pestello?

Il contadino, nell' udire queste parole, si battè con la mano la fronte, esclamando: “Oh, mia figlia mi aveva detto che avrei avuto da Vostra Maestà proprio questa risposta!,, — “Che cosa ha detto questa tua figliola?,, — “Ha detto che, nell' offrirvi il mortaio, Vostra Maestà avrebbe appunto esclamato:

Il mortaio è raro e bello;

Ma, villan, dov' è il pestello?,,

— “Ah, sì?,, Il re, meravigliato, come in una rozza campagnuola vi potesse essere tanto discernimento, disse al contadino: “Desidererei di conoscere questa tua figlia; perciò torna a casa e fa' che venga a palazzo domani, chè le voglio parlare; ma bada bene che non giunga nè di giorno, nè di notte, nè digiuna, nè satolla, nè a piedi, nè a cavallo, nè nuda, nè vestita,,. Il contadino, dispiacente per l' esito che aveva avuto la sua offerta, e molto più per quanto gli aveva ingiunto il re riguardo alla sua figliola, si congedò e, mogio mogio, abbandonò il palazzo reale, incamminandosi verso la sua casetta. Era notte, e la moglie e la figlia, vedendolo tardare, pensavano gli fosse accaduta qualche disgrazia, tanto più che nel bosco vicino scorazzavano i briganti. Mentre le due donne pregavano davanti un' immagine, udirono due colpi alla porta, e la figliola scattando come una molla corse ad aprire: era il padre. Appena entrato in casa, tanto la moglie che la figlia, rivedendogli il mortaio in mano, gli dissero: “Come mai l' avete riportato?,, Al che egli rispose: “Era meglio, figliola mia, che avessi dato retta a te, perchè il re mi ha detto le tue precise parole. Vi è anche qualche cosa di più serio: chè il re domani ti vuole vedere, e fin qui non vi sarebbe nulla di male; il difficile eccolo: il re vuole che tu giunga alla sua presenza come mi ha ingiunto, cioè nè di giorno, nè di notte, nè digiuna, nè satolla, nè a piedi, nè a cavallo, nè nuda, nè vestita,,. — “Eh! vi sgomentate per questo? Io non vi penso nemmeno; andiamo a cena,

e poi mi preparerò per recarmi dal re nel modo che vi ha ingiunto. „ Terminata la parca cena, ella si alzò e trasse dalla stalla la sua graziosa capretta, e spogliatasi dalle proprie vesti, si avvolse tutta in una finissima rete da pesca. Poi si mise una castagna secca in bocca, cavalcò la capra e, salutando i genitori, si diresse alla volta della città, e giunse al palazzo reale quando appunto stava per spuntare in cielo l'aurora. Le guardie del re, vedendo quella strana apparizione, le impedirono il passo; ma ella insistè tanto, che finalmente fu fatta passare e ammessa alla presenza del re. Allora si annunciò per la figlia del contadino che, il giorno prima, gli aveva mostrato il mortaio d'oro, ed a cui aveva ingiunto di mandargli la figlia nè di giorno, nè di notte, nè digiuna, nè satolla, nè a piedi, nè a cavallo, nè nuda, nè vestita. Il re le disse: “ Io sono proprio attratto dal tuo ingegno; mi avveggo che sei una donna di una intelligenza non comune, ed ho risoluto quindi di fare di te la compagna di tutta la mia vita. Acconsenti di essere mia sposa? ma con un patto: tu non devi entrare mai nei fatti miei e nelle faccende del mio governo „ La contadina rispose: “ Acconsento „ Fissarono il giorno delle nozze, e intanto il re mandò carrozze e servitori a prendere i genitori della sposa. Il matrimonio fu celebrato con la maggior pompa nella cappella del palazzo e con l'intervento di tutti i dignitari del regno. Dopo il consueto pranzo di nozze, il re pregò il padre e la madre della moglie di voler restare a palazzo e formare una sola famiglia; ma i genitori preferirono di tornare in campagna. E il re, dando loro una borsa piena d'oro, il giorno dopo li fece accompagnare alla loro casetta.

Terminate le feste del fausto sposalizio del re, i sudditi ritornarono alle loro consuete occupazioni; tanto più che in quel tempo aveva luogo la consueta grande fiera annuale, per la quale v'era numeroso concorso di gente da tutti i paesi. Un contadino che abitava nella Valle Nera, caricato il suo birroccio, si recò a quella fiera a vendere erbaggi, e giunto che fu alle mura, staccò la somara, la legò con la cavezza ad una ruota, le mise davanti un piccolo fastello d'erba e s'inoltrò nelle vie della città. La somara, nell'assenza del contadino, diede alla luce un bell'asinello, il quale, appena nato, andò a giacersi sotto un carro vicino, appartenente ad un altro campagnuolo. Tornato il padrone della somara e veduto che questa si era sgravata, si avvicinò al carro dove giaceva l'asinello, per prenderselo; ma il padrone del carro vi si oppose

a viva forza, dicendo che quel somaro a lui, e non ad altri, apparteneva, perchè stava sotto il suo carro. Per questo nacque fra i due contadini una lite, che fortunatamente venne così sopita: "Via...", disse il padrone della somara a quello del carro, "andiamo dal re, e rimettiamoci al suo giudizio!", — "Sta bene!", rispose l'altro. E tutt' e due andarono al palazzo reale, dove, fattisi annunziare, furono condotti alla presenza del re. Il re, seduto sul trono, dopo aver udito le ragioni dei contadini, disse in tono autorevole: "Se il somarello fu trovato sotto il carro, non vi è dubbio che esso non appartenga, per legge, al padrone del carro... Questa fu la sentenza, e i due litiganti vennero licenziati. Il padrone della somara non ne restò contento però, e mentre sconcolato se ne andava, la regina, che aveva ascoltato tutto dalla prossima sala, fece cenno al padrone della somara e così gli parlò: "Domani di buon' ora vai sul prato che è in faccia al palazzo e, con una rete, fa' vista di pescare tra l' erba. Il re che, appena alzato, va sul balcone a respirare l' aria mattinata, vedendoti pescare, ti dirà: "O villano, quando mai i prati fanno i pesci?.. E tu allora gli risponderai: "Quando i carri faranno i ciuchi!.. Ma bada bene di non dire al re chi ti ha suggerito questa risposta... Il contadino, assicurandola del suo silenzio, si congedò dalla regina. La mattina dopo, il contadino non mancò di recarsi sul prato del palazzo reale e di fare quanto la regina gli aveva suggerito, e, dopo parecchie manovre come di chi è intento alla pesca, il re, dal balcone, gli disse: "O villano, quando mai i prati fanno i pesci?.. E il contadino: "Quando i carri faranno i ciuchi!.. A questa risposta il re andò su tutte le furie, e comandò alle guardie che arrestassero subito quell' uomo e lo conducessero alla sua presenza. Le guardie obbedirono, e quel contadino fu condotto alla presenza del re, il quale gli intimò d' indicargli la persona che gli aveva suggerito quella risposta. Il contadino, fedele alla promessa data, mantenne il più stretto silenzio; ma avendolo il re minacciato del taglio della testa, il contadino disse: "Maestà, me l' ha suggerita vostra moglie... Il re allora soggiunse: "Adesso sono contento, va'!.. — e lo licenziò.

Il re chiamò la moglie e, in tono grave, le disse: "È così che tu mantieni la tua promessa? Io ti avevo fatta mia moglie con il patto che tu non entrassi mai nei fatti miei e nelle faccende del mio governo; perciò, fino da questo momento il nostro matrimonio rimane sciolto, e tu tornerai dai tuoi genitori. Prendi pure dalla

reggia l' oggetto più prezioso e più caro, e parti „. La regina pianse; ma le sue lacrime non riuscirono a impietosire il cuore del re, il quale, per levarselo di torno, si dispose a partire per la caccia. Il re era già montato a cavallo, e i dignitari del regno lo seguivano numerosi, quando la regina scarmigliata, piangendo, gli si gittò in ginocchio davanti, implorando una grazia, l' ultima: “ Partirò sì, partirò; ma prima voglio che sia data una lauta cena; desidero restare con te tutta la sera „. Il re acconsentì di buon grado a questa preghiera. Infatti, diede ordine che fosse imbandita la cena, alla quale tutti i dignitari dello Stato furono invitati: e mentre fra l' allegria e i brindisi si vuotavano i bicchieri, la regina prese un involtino e versò inosservata un forte narcotico nel bicchiere del re, che, bevutolo, cadde in un profondo sopore. La servitù, accorsa, lo prese e lo mise a letto; gli invitati abbandonarono il palazzo reale congedandosi dalla regina, che dette ordine affinché fosse preparata una carrozza. Appena questa fu pronta, comandò ai servi che prendessero con mille precauzioni il re e lo mettessero dentro la carrozza. Ciò fatto, la regina salì anch' ella nella carrozza, ordinando al cocchiere di condurla alla sua casetta paterna. Giuntavi, la regina scese, e fattolo dai servitori levare dalla carrozza pian piano, il re fu coricato nel letto appartenente alla sposa, quando era ragazza. Allo spuntare dell' alba i galli cominciarono a cantare sull' aia e, canta canta, il re si svegliò, e non vedendo nè arazzi, nè mobili di lusso in quella camera, non sapeva orizzontarsi dove fosse, nè sapeva se ancora sognasse. E si diede a gridare: “ Servitori! servitori! „. A queste grida accorse subito la moglie, alla quale egli domandò: “ Dove sono? „ — “ Càlmati, càlmati! „, soggiunse la moglie, “ sei in casa mia. „ — “ Ma perchè ciò? „, rispose il re. — „ Tò'!.. questa è bella!.. non mi dicesti che dovevo ritornare a casa mia e che avessi preso dalla reggia l' oggetto a me più caro? Siccome per me, l' oggetto più prezioso della reggia sei tu, così ti ho portato via! „. Allora il re rispose: “ Ho visto che con te non la vinco; dammi un bacio, torniamo alla reggia e regneremo tranquillamente! „.

I cocchieri attaccarono la carrozza e ricondussero il re e la regina alla città, dove vissero felici e contenti per tutta la vita.

Fecero un pranzo, e un pranzetto;

A me, non diedero manco un confetto.

Sig^{na} *Rosina Bernardi*; domicilio: Ca-Berlone. Poco prima del 14 agosto 1927.

Manoscritto: 547, 1 "Il mortaio d' oro ...

Tipo: Aarne num. 875.

Monografia: J. de Vries, Die Märchen von klugen Rätsellösern, Helsinki 1928 (= FFC 73). (Si parla qui anche del nostro testo sammarnese: p. 428 s.)

Liste di riscontri: Bolte-Polivka II 349—373 num. 94. — (RR) Schullerus num. 875. — (GG) Plenzat num. 875. — (GV) De Meyer num. 875. — (GSF) Hackman, Kat. num. 875. — (FF) Aarne, Finn. num. 875; Finn. Erg. I num. 875. — (FE) Aarne, Estn. num. 875. — (FLiv) Loo-rits num. 875. — (FL) Qvigstad, L. M.- u. Sv. num. 875. — (FM) Honti num. 875.

Altri riscontri: (CI) Béaloideas 1 (1927/28), 163—165 num. 2. — (RI) La Sorsa I 147—149 num. 13. — (GG) Meyer, Hass. 51—57 = Plattd. Volksm. 112—116 num. 36; Zaunert 157—163. — (SR) Černyšov V num. 47; Eliaš I num. 3; Karnauchov num. 47. — (SU) Levčenko II 562 s. num. 617; 563—565 num. 618; 565—567 num. 619 (= de Vries, D. Märch. 22 num. 124). — (SS) Šaulić I 2, 31—33 num. 31. — (FE) Eisen, Eesti ennem. jutud II 270—279 num. 42. — (Gre) Kretschmer 103—106 num. 31 (?). — (Asia.) (SR) Azadovskij, Sib. 35—39 num. 4 (= de Vries, D. Märch. 430 s.). — (TKir) Sb. mat. d. stat. Syr-Darj. obl. 5 (1896), 2, 75—77.

Areale: tutta l' Europa, Caucaso, Siberia, Oriente musulmano, Filippine.

La versione più antica conosciuta: Ragnarssaga Lodbrókar (Norvegia, sec. 13^o o 14^o: Bolte-Polivka II 355 s.).

18. L' abate senza pensieri.

(Ca-Berlone.)

U i era una volta un fret che l' era pedri guardièn; ste fret l' era imbiziòs e trest. Sora la porta d' e su cunveint l' eva fat scriva in letri d' or el segueint paroli: "*Qui abita l' abate senza pensieri*...".

Un dè, e re l' è pas a cacia dri che cunveint, e e lès st' iscrizioun. Quand e fo a chesa, e mandò a ciamè e guardièn, e u i get, che da ge ch' l' era senza pensier, ch' e vleva savè: Quant l' era elt e ciel, quel ch' e pinseva lu at che mumeint, e quel ch' e valeva e pepa. Termni tri dè, a purtèi el risposti.

E guardièn l' andò a chesa, e per chel dè u 'n fe che sospirè; el dè dop — l' istes. U 'l sintè e cugh, e u i dmandò: "Cus ch' l' à fat, pedri guardièn, da sospirè acsè?..", "S' a savesvi cus ch' u m' è suces! gnint id mench, e re e vo savè: l' alteza d' e

ciel; cus ch' e peinsa e re; e quel ch' e vel e pepa,,. E cugh e des: "È 'l cunteint, pedri guardièn, ch' a vaga ia in vece sua?,, — "Magari!,, e rispos prount. El dè dop alora e partè, ma prima d' andè via, el tulè un ghefli id fil, e sota la tonga u s' mis un mescli da pasè e brud.

Apeina riv, u s' fec anunziè, e fo intrudot a la preseinza d' e re.

"Maestà, a so avnùd purtè el risposti m' i su quesiti: Ech quest l' è l' alteza giusta d' e ciel, e s' u 'n gni cred, ch' u 'l vaga a misurè. In quant e pepa, e vel un sold id mench d' e Signor: sicom e Signor e fo vendùd per trentatrè sold, e pepa u n' vel trentadò. Lu e peinsa che ia a sia e pedri guardièn — invece a so e cugh: ech a qua e misculein da pasè e brud!,,

E difat, cavendsi e misculein da sota la tonga, u 'l presentò m' e re.

E re u 'l perdunò, ma però e pedri guardièn u 'l fe cugh, e m' e cugh u 'l fe pedri guardièn. E re e fe tut quest per puni e pedri guardièn e la su boria da fes ciamè "l' abate senza pensieri,,.

Stretta è la foglia, larga è la via,
Dite la vostra, ch' io ho detto la mia!

C' era una volta un frate che era padre guardiano; questo frate era ambizioso e tristo. Sopra la porta del suo convento aveva fatto scrivere in lettere d' oro le seguenti parole: "*Qui abita l' abate senza pensieri*,,.

Un giorno, il re passò a caccia vicino a quel convento, e lesse questa iscrizione. Quando fu a casa, mandò a chiamare il guardiano, e gli disse, che dacchè egli era senza pensieri, voleva sapere: Quanto era alto il cielo, quello che pensava lui in quel momento, e quello che valeva il papa. Termine tre giorni, a portargli le risposte.

Il guardiano andò a casa, e per quel giorno non fece altro che sospirare; il giorno dopo — lo stesso. Lo sentì il cuoco, e gli domandò: "Cos' ha fatto, padre guardiano, da sospirare così?,, — "Se sapeste che cosa m' è successo! niente di meno, il re vuole sapere: l' altezza del cielo; cosa che pensa il re; e quello che vale il papa,,. Il cuoco gli disse: "È contento, padre guardiano, che vada io in vece sua?,, — "Magari!,, rispose egli pronto. Il giorno dopo [il cuoco] partì, ma prima d' andar via, prese un gomitollo di filo, e si mise sotto la tonaca un mestolo da passare il brodo.

Appena arrivato, si fece annunziare, e fu introdotto alla presenza del re.

"Maestà, sono venuto a portare le risposte alle sue questioni: Ecco questa è l' altezza giusta del cielo, e se non ci crede, lo vada a misurare. In quanto al papa, egli vale un soldo di meno del Signore: siccome il Signore fu venduto per trentatrè soldi, il papa ne vale trentadue. Lei pensa che io

sia il padre guardiano — invece sono il cuoco: ecco qua il mestolino da passare il brodo!.,

E difatti, cavandosi il mestolino di sotto alla tonaca, lo presentò al re.

Il re gli perdonò, ma però il padre guardiano lo fece cuoco, e il cuoco lo fece padre guardiano. Il re fece tutto questo per punire il padre guardiano e la sua boria di farsi chiamare "l' abate senza pensieri...".

Stretta è la foglia, larga è la via,

Dite la vostra, ch' io ho detto la mia!

Sig^{na} *Rosina Bernardi*; domicilio: Ca-Berlone. Poco prima del 14 agosto 1927.

Manoscritto: 547, 2 "L' abate senza pensieri...".

Tipo: Aarne num. 922.

Monografia: W. Anderson, Kaiser und Abt, Helsinki 1923 (= FFC 42).

Liste di riscontri: v. fasc. I, p. 7 num. 1 "Le tre questioni", — (RR) Schullerus num. 922. — (GG) Plenzat num. 922. — (GN) Christiansen, suppl. num. 922.

Altri riscontri: v. fasc. I, p. 7 num. 1. — (RI) Keller 90—92. — (SR) Nikiforov A num. 68. — (SW) Levčenko II 470 s. num. 552 (= Anderson, Kais. u. Abt 57 num. 375). — (SC) Kubín-Polívka, Podkrkon. v. 90 s. num. 69; 357 num. 237; 412 num. 69; 437 num. 237. — (FE) Eisen, Eesti ennem. jutud II 270—279 num. 42 (= Anderson, Kais. u. Abt 67 s. num. 495); 280—286 num. 43. — (Jud) Bloch 56—59. — (Asia.) (SR) Ončukov, Sib. II 1 num. 6; III 2 num. 5. — (Fil) Fansler 223—226 num. 25.

Areale: tutta l' Europa, Caucaso, Siberia, Asia Minore, Siria, Mesopotamia, Ceylan, Filippine, Egitto, Capo Verde, Stati Uniti.

La versione più antica conosciuta: Ibn 'Abdilhakam, Futûhu Mişra wa l-Magrib (Egitto, copti, circa 850: Bolte-Polívka III 216 s.).

19. Stornelli contadineschi detti in un ballo.

(Ca-Berlone.)

Due ballavano assieme. Ad un tratto la signorina, vedendo ch' era molto ammirata, disse:

O che bel fior di Canada!

Tutti mi guardano, ma nessun m' avrà.

Un giovanotto allora rispose:

Tira veint, e volta foia;

Quei ch' i t' guerdà, peins ch' i t' voia? *)

E la ragazza, dopo questa risposta, rimase molto mortificata.

*) Tira vento, e volta foglia;

Quei che ti guarda, pensi che ti voglia?

Sig^{na} *Rosina Bernardi*; domicilio: Ca-Berlone. Poco prima del 14 agosto 1927.

Manoscritto: 547, 3 "Stornelli contadineschi detti in un ballo ...

Tipo: Manca nel catalogo dell' Aarne.

Monografia: non esiste.

Riscontro: (GG) H. Meyer, *Der richtige Berliner* 221 num. 264:

Denkste denn, denkste denn,

Du Berliner Flanze,

Denkste denn, ick liebe dir,

Weil ick mit dir danze?

20. Il gallo e la volpe.

(*Scuola di Chiesanuova.*)

La voipa la disc m' e su cumpèr gal: "Andemmo a magnè agli anusgi?,, — "Sè, andemmo!,, Quand i fu ma la nusc, e gal ch' l' eva agli eli la gli à fat a muntè; ma la voipa ch' la 'n li eva, la i disc m' e su cumpèr: "Botmi giù un' anusgia!,, E su cumpèr u i disc: "Ciud i oc e presc la boca!,, La voipa la 'l fec; e gal u i bota giù una coc'la e u i disc: "È la bona?,, — "L' è un po' 'mera; u 'n m' anporta: quand t' ven giù, a t' ciap t' e cupet!,, E gal e cuminciò a cantè: "Chicchiriri!,, — "Chenta, chenta, ch' a t' dagh ia!,, Quand e gal l' è sted giù, la voipa la 'l ciapa t' e cupet. E du caciador ch' i era poch d' long i disc: "Guerda, guerda, cla voipa la i à un gal at boca!,, E gal u i disc: "Di i s' u i anporta!,, La voipa la lascia e gal e la i disc: "E t' anporta?,, E gal via, in cima un ciarisc; e ma la voipa, la resta s' un peim ad nes.

La volpe dice al suo compare gallo: "Andiamo a mangiare le noci?,, — "Sì, andiamo!,, Quando furono al noce, il gallo che aveva le ali, [la volpe] ve lo fece salire; e la volpe [stessa], che non le aveva, dice al suo compare: "Buttami giù una noce!,, Il suo compare le dice: "Chiudi gli occhi e apri la bocca!,, La volpe lo fece; il gallo le butta giù un gusciolo e le dice: "È buona?,, — "È un poco amara; non m' importa: quando vieni giù, ti acchiappo alla gola!,, Il gallo cominciò a cantare: "Chicchiriri!,, — "Canta, canta, chè ti do io!,, Quando il gallo è stato giù, la volpe l' acchiappa alla gola. E due cacciatori che erano poco lontani dicono: "Guarda, guarda, quella volpe ha un gallo in bocca!,, Il gallo le dice: "Di', se loro importa!,, La volpe lascia il gallo e dice: "E t' importa?,, Il gallo via, in cima a un ciliegio; e la volpe resta con un palmo di naso.

Torquato Macina (di anni 13, III-a classe); domicilio e luogo di nascita: Poggio. Il 25 giugno 1927.

Manoscritto: 361, 1 " Il gallo e la volpe ...

Tipo: variazione del tipo Aarne num. 61.

Monografia: A. Graf, Die Grundlagen des Reineke Fuchs, Hels. 1920 (= FFC 38), p. 25—47.

Liste diriscontri: Bolte-Polívka II 206—210 num. 86; Pauli II 419 num. 743; Wienert 52 (ET 118=122); 97 (ST 116); 98 (ST 124). — (GV) De Meyer num. 6*** e 61. — (GN) Christiansen num. 61; suppl. num. 61. — (FE) Aarne, Estn. num. 61.

Altririscontri: (RI) de Pasquale, Raccolta 7 s. num. 10; Balladaro, Novell. 250 s. num. 204. — (RF) Perbosc I 82—85. — (Let) Šmits I 324 s. num. 121 (2 versioni).

Areale: forse tutta l' Europa.

La versione più antica conosciuta: " Gallus et vulpes „ (poemetto latino, Belgio, sec. 11^o: Graf 41).

21. La bimba nel palazzo dei ladri.

(Scuola di Chiesanuova.)

U i era 'na volta tre sureli che agli andeva a tò la cherna. L' è rivèd un chen e u i l' à porta via. Che chen l' è pas un busch, e una surela dri ma che chen. Che chen l' è rivèd t' un palaz. At che palaz u i era tuti al facendi da fè. Lia la à fat tut' al facendi e pu la s' è andeda a mascè spesa una casa. Allora la à sintùd a vni su per la schela. La s' è mesa a piengia, perchè la aveva paura d' i ledre. I ledre i à det: "Nu pieng, chè noun la nota andàm a rubè e el dè a durmèm „. I ledre però i è mort, e cla roba d' e palaz la è arvenza tuta ma cla burdela.

C' erano una volta tre sorelle che andavano a prendere la carne. È arrivato un cane e l' ha loro portata via. Quel cane è passato per un bosco, e una delle sorelle dietro quel cane. Quel cane arriva in un palazzo, dove ci sono tutte le faccende da fare. La bimba le ha fatte tutte, poi si è andata a nascondere sotto una cassa. Allora ha sentito venire su per la scala. Si è messa a piangere, perchè aveva paura dei ladri. I ladri le hanno detto: "Non piangere, chè noi la notte andiamo a rubare e il giorno dormiamo „. I ladri però sono morti, e quella roba del palazzo è rimasta tutta a quella bimba.

Agata Rondelli (di anni 11, II-a classe); domicilio e luogo di nascita: Chiesanuova. Il 25 giugno 1927.

Manoscritto: 355, 1 + 549, 1.

Tipo: manca nel catalogo dell' Aarne.

Monografia: non esiste.

Riscontro: Gonzenbach II 118—122 = 201—204 num. 78.

Areale: Italia (sola?).

22. L' intelligenza.

(Scuola di Chiesanuova.)

U i era una volta un om ch' el geva: "Che cheld! — Va là, lundè a vagh da u re,.. St' om e va da u re e u i disc: "Bon dè, signor maestà! ia a so vnud a veda che l' invern è trop fred e l' insteda l' è trop chelda; allora, sor maestà, bisogna armistè tut insen!,, Allora u re u i disc: "Va da una dona ch' l' à l' intelligenza da venda!,, Allora st' om e va da sta dona e u i disc: "L' è ver che l' à l' intelligenza da venda?,, — "Sè, a la ò, ma la costa una masa!,, — "Ambè, u 'n m' anporta!,, — "La costa 3000 french!,, Allora cla dona la to una scatla e pu la i met un sorc, e pu la i disc pronta: "Ciapa la scatla e pu va via!,, Dop ch' l' è scap, e va a guardè ma cla scatla: e cu sorc e scapa via. Cl' om u s' met a circhè l' intelligenza, ma u 'n la po truvè; e disc: "Va pu là, fra tut i m' à frighèd!,,

C' era una volta un uomo che diceva: "Che caldo! — Va' là, lunedì vado dal re,.. Quest' uomo va dal re e gli dice: "Buon giorno, *signor* maestà! sono venuto a *vedere* che l' inverno è troppo freddo e l' estate è troppo calda; allora, *sor* maestà, bisogna rimestare tutto insieme!,, Allora il re gli dice: "Va' da una donna che ha l' intelligenza da vendere!,, Allora quest' uomo va da questa donna e le dice: "È vero che lei ha l' intelligenza da vendere?,, — "Sì, l' ho, ma costa una massa!,, — "Ah, bene, non m' importa!,, — "Costa 3000 franchi!,, Allora quella donna prende una scatola e poi vi mette un topo, e poi dice pronto: "Prendi la scatola e poi va' via!,, Quell' uomo appena uscito va a guardare nella scatola: e quel topo fugge. Quell' uomo si mette a cercare l' intelligenza, ma non la può trovare; e dice: "Va' poi là, *fra tutto* m' hanno canzonato!,,*)

Nazzareno Capicchioni (di anni 12, III-a classe); domicilio e luogo di nascita: Veglio. Il 25 giugno 1927.

Manoscritto: 360, 1 + 550, 1 "L' intelligenza,..

*) La storia dovrebbe finire così: La gente che passa chiede all' uomo, che cosa abbia perduto, ed esso risponde: "Ho perduto l' intelligenza!,, (Si confronti un testo raccolto a Faetano — 289, 5 — che verrà pubblicato nel terzo fascicolo.) W. A.

Tipo: manca nel catalogo dell' Aarne.

Monografia: non esiste.

Lista di riscontri: R. Köhler, Kl. Schr. I 324 s. num. 19.

Altri riscontri: (RI) de Pasquale, Seconda raccolta 70 s.; Balladaro, Novell. 131—133 num. 121.

Areale: Italiá (sola?).

23. Il cavolo.

(Scuola di Fiorentino.)

C' era una volta un contadino che aveva un orto di cavoli; e ce n' era uno, che più l' adacquava e ci dava lo stabbio, ed era sempre più piccolo. Un giorno il contadino prese una corda, e tira, tira, e... *patabum!* casca per terra. Dopo un bel pezzetto il padrone si rialzò e andò a casa. Dopo andò *oltre* e vide una buca. C' era una scaletta; andò per la scaletta. Dentro la scaletta c' era una tavola; *nella* tavola c' era preparata la minestra e il fritto e le frutta ed il dolce. E il contadino si mangiò tutto quello che c' era in tavola. Dopo un pezzetto sentì *a* bussare alla porta: pum, pum, pum! "Chi è? .. — "Sono io, apri! .. Il contadino apri, e c' era il lupo che lo mangiò tutto in un boccone.

Federico Fattori (di anni 8, III-a classe); domicilio: Fiorentino; luogo di nascita: San Marino. Il 24 giugno 1927.

Manoscritto: 314, 1.

Tipo: Aarne num. 428 (frammento).

Monografia: E. Tegethoff, Studien zum Märchentypus von Amor und Psyche, Bonn u. Leipz. 1922 (= Rhein. Beitr. u. Hülfsb. z. germ. Philol. u. Volksk. 4).

Liste di riscontri: Bolte-Polívka II 229—273 num. 88; Cosquin II 217—230 num. 63 (specialmente p. 223); 236—246 num. 65. — (GSF) Hackman, Kat. num. 428. — (GN) Christiansen num. 425; suppl. num. 425. — (FF) Aarne, Finn. num. 428. ‡

Altri riscontri: (RE) Espinosa II 256—258 num. 126. — (RI) Causa 146—159 "Prezzemolina"; Rossi 102—106 num. 8; Folkl. Calabr. 1 (1915), num. 12, p. 8+2 (1916), num. 1, p. 4 s. num. 2. — (FE) Eisen, Rahwa-raam. V 51—53 num. 22 (?).

Areale: Portogallo, Spagna, Francia, Italia, Scandinavia, Finlandia, India (?).

Le versioni più antiche conosciute: Apuleio, Metamorphoses 4, 28 — 6, 24 (Italia, sec. 2°); Giambattista Basile, Il Pentamerone V 4 (Italia, 1636).

24. Il lupo pescatore.

(Scuola di San Marino.)

U i era un lup e una galena. La galena la i à det m' e lup: "Met la tu coda at cla vaschetta: t' vidrè che tut i pesci s' ataca tut ma la coda,.. Mo la nota l' aqua la si streng, e e lup tira che te tira, e la coda la i si s-centa. E la galena la i fa la coda ed stopa; mo di burdel per burla i i va tirè la coda, mo la si s-centa, e che pore lup l' è arvenz murtifichèd.

C' erano un lupo e una gallina. La gallina disse al lupo: "Metti la tua coda in quella vaschetta: vedrai che tutti i pesci s' attaccano *tutti* alla coda,.. Ma la notte l' acqua si gela, e il lupo tira quanto può, e la coda si schianta. E la gallina gli fa la coda di stoppa; ma dei bambini per burla vanno a tirargli la coda, ed essa si schianta, e quel povero lupo è rimasto mortificato.

Antonio Lividini (di anni 10, IV-a classe); domicilio e luogo di nascita: San Marino. Il 28 giugno 1927.

Manoscritto: 523, 1.

Tipo: Aarne num. 2.

Monografie: K. Krohn, Bär (Wolf) und Fuchs, Journ. de la Soc. Finno-Ougr. 6 (1889), 1—132 (v. p. 25—45); O. Dähnhardt, Natursagen IV, Leipzig—Berlin 1912, p. 219—230; A. Graf, Die Grundlagen des Reineke Fuchs, Hels. 1920 (= FFC 38), p. 58—69.

Liste di riscontri: Bolte-Polívka II 111—117 num. 73; Cosquin II 160 s. num. 54. — (RR) Schullerus num. 2. — (GG) Plenzat num. 2. — (GV) De Meyer num. 2. — (GSF) Hackman, Kat. num. 2. — (GN) Christiansen num. 2; suppl. num. 2. — (FF) Aarne, Finn. num. 2; Finn. Erg. I num. 2. — (FE) Aarne, Estn. num. 2. — (FLiv) Loorits num. 2. — (FL) Qvigstad, L. M.- u. Sv. num. 2. — (FM) Honti num. 2. — (America.) (Indian) Thompson 437—449 num. 24 B.

Altri riscontri: (RE) Espinosa III 437 s. num. 203; 454 s. num. 223. — (GG) Meyer, Plattd. Volksm. 156 num. 64. — (GSF) Hackman, Sagor I 1—3 num. 2 (8 versioni); Allardt I 1—4 num. 1—4; 8—10 num. 12. — (Lit) Cappeller 12 s. num. 7 B. — (Let) Šmits I 142—144 num. 2 (6 versioni); 146—153 num. 5 (7 versioni). — (SR) Zelenin, Vjatsk. 232 s. num. 79; 383—385 num. 120; Smirnov I 475 num. 173; II 523—526 num. 185; 619—622 num. 225; 753 s. num. 293; Arch. Soc. Geogr. R. XL 6, 9a—9b; Černyšov V num. 5; Grinkova I num. 24; Karnauchov num. 42; Nikiforov A num. 1; B num. 1 e 2a. — (SRW) Andrejev I num. 11. — (SU) Etnogr. Zbirn. 37/38, 118—121 num. 91. — (SP) Chociszewski 105—111. — (FF) Kettunen II 1—3 num. 1; 102—105 num. 37. — (FE) Kallas, Kr. maar. 126 num. 1; Peterson 38—42 num. 8. — (FL) Charuzin 343; Qvigstad, L. e. o. s. II 2—8 num. 1, 1; 8—11 num. 1, 2; 10—15 num. 1, 3; 14 s. num. 2, 1. — (FMor) Paasonen 10 s. num. 5; Klemm 49 s. num. 13; Arch. Soc. Geogr. R. A V 39, 6 a num. 2; Lewy num. 13. — (FWot) Munkácsi, Votj. 124—129 num. 3. —

(*FSyr*) Wichmann 136—138 num. 59; 141—143 num. 62 (= Rogov 148—150); Nyelvt. Közl. 44 (1915/17), 278 s. num. 32. — (*TČ*) Mészáros 491—493 num. 42; Anderson, Ciuv. num. 43; Nikoljskij 3, 651 s.; 6, 71—74. 81—83. 216—219; 7, 120—124; 13, 480—482; 15, 168—173a; 31, 76—80; 64, 167—170; 97, 793—799. — (*Asia.*) (*TT*) Radloff IX 256 s. num. 141; 392—395 num. 380. — (*TUri*) Radloff IX 101 s. num. 879.

Areale: tutta l' Europa, Caucaso, Turkistan, Siberia, Affrica, America settentrionale.

La versione più antica conosciuta: Ysengrimus 1, 529—2, 158 (poema latino, Fiandra, circa 1148: Graf 62 s.).

25. Il lupo e la volpe.

(*Scuola di San Marino.*)

U i era una volta una volpa e un lup. I è andèd at un fond a magnè al galeni; e e lup e magna, e u n' magna una masa che mai è; invece la volpa ch' la era piò birba la magneva, mo la andeva a veda s' la i paseva ma la finestra. E allora u s' n' incorg e padron, e e ven giò, e la volpa la i paseva, e la i à fugid senza avè avùd al boti; invece e lup, che u 'n era andèd a veda s' u i paseva, lu l' à 'vùd piò fadiga a pasèi, e e padron a sa che baston u i à rot tut' agli osi.

E dop i è andèd giò per una pianura; e la volpa la i à det m' e lup: "O di, cmarèn, purtèm una muliga, chè a i ò tut' agli osi roti!,, E e lup u i à det: "Muntèd pu, cmarena!,, E dop la volpa, quand la era monta, la canteva sta bela canzuncena:

"Giò giò per e pien,

E rot e porta e sen!,,

E dop finalment i è arivèd a m' un poz, e la volpa la i à det m' e lup: "Cmarèn, ia a i ò seda: tu m' ten t' la coda, chè a vagh a bè at che poz?,, — "Sè, ades a t' la tengh ia, dop tu m' la è da tni te!,, La volpa la i à det: "Sè, va là, cmarèn, nu dobita, chè a t' la tengh!,, E li la i è andeda giò, e e lup u i tniva la coda. "Cmarèn, nu lascèm!,, E lu u 'n la à lascia, e u la à tireda so. "Ades a voi andè giò ia, cmarena!,, L' è andèd giò. "Cmarena, nu lascèm!,, E la volpa la i à rispost: "O Dio, cmarèn lup, la coda la m' scapa!,, E e lup u s' è afughèd, e la volpa la i è andeda vi da per lia.

C' erano una volta una volpe e un lupo. Andarono in un fondo [o pollaio] a mangiare le galline; e il lupo mangia, e ne mangia una massa, che

mai è; invece la volpe che era più birba mangiava, ma andava a vedere se passasse per la finestra. E allora se n' accorge il padrone, e viene giù, e la volpe vi passava, e fuggì senza avere avuto una legnata; invece il lupo, che non v' era andato a vedere se vi passasse, ebbe più fatica a passarvi, e il padrone gli ruppe con quel bastone tutte le ossa.

E dopo andarono giù per una pianura; e la volpe disse al lupo: "O di', compare, portatemi un poco, chè ho tutte le ossa rotte!.. E il lupo le disse: "Montate pure, comare!.. E poi la volpe, quando era montata, cantava questa bella canzoncina:

"Giù giù per il piano,
Il rotto porta il sano!..

E dopo finalmente arrivarono a un pozzo, e la volpe disse al lupo: "Compare, io ho sete: mi tieni alla coda, chè vo a bere in questo pozzo?.. — "Sì, adesso te la tengo io, dopo me la devi tenere tu!.. La volpe gli disse: "Sì, va' là, compare, non dubitare, chè te la tengo!.. E lei andò giù, e il lupo le teneva la coda. "Compare, non mi lasciare!.. E lui non la lasciò, e la tirò su. "Adesso voglio andare giù io, comare!.. Andò giù. "Comare, non mi lasciare!.. E la volpe gli rispose: "O Dio, compare lupo, la coda mi scappa!.. E il lupo si affogò, e la volpe andò via sola.

Vincenzo De Biagi (di anni 11, IV-a classe); domicilio e luogo di nascita: Le Piaggie. Il 28 giugno 1927.

Manoscritto: 523, 1 "E lup e la volpa,...

Tipo. Combinazione di tre tipi indipendenti: 1) la volpe passa per la finestra divenuta troppo stretta per il lupo (Aarne num. 41); 2) "il rotto porta il sano,, (Aarne num. 4); 3) la volpe annega il lupo nel pozzo (manca nel catalogo dell' Aarne).

1. La volpe passa per la finestra divenuta troppo stretta per il lupo.

Tipo: Aarne num. 41.

Monografie: O. Dähnhardt, *Natursagen IV*, Leipzig—Berlin 1912, p. 232 s.; A. Graf, *Die Grundlagen des Reineke Fuchs*, Hels. 1920 (= FFC 38), p. 69—77.

Liste di riscontri: Bolte-Polivka II 109 s. num. 73; Cosquin II 162 s. num. 54. — (GG) Plenzat num. 41. — (GV) De Meyer num. 41. — (FE) Aarne, Estn. num. 41. — (FLiv) Loozits num. 41. — (FM) Honti num. 41. — (America.) (Indian) Thompson 437—449 num. 24 C.

Altri riscontri: (RE) Espinosa III 440 num. 205. — (RI) Balladoro, Novell. 252—255 num. 206; Keller 40—44; La Sorsa I 29—31 num. 2. — (GG) Meyer, Plattd. Volksm. 251 s. num. 139. — (Let) Šmits I 167 num. 11; 168 num. 12. — (SU) Etnogr. Zbirn. 37/38, 172 s. num. 132. — (Africa.) (Neg) Parsons I 15 s. num. 7 = II 10 s. num. 7.

Areale: Europa occidentale, centrale e meridionale, Oriente musulmano, Capo Verde, America settentrionale.

La versione più antica conosciuta: Odo de Ciringtonia (Inghilterra, circa 1180: Dähnhardt IV 233).

2. Il rotto porta il sano.

Tipo: Aarne num. 4.

Monografie: K. Krohn, Bär (Wolf) und Fuchs, Journ. de la Soc. Finno-Ougr. 6 (1889), 1—132 (v. p. 58—61); O. Dähnhardt, Natur-sagen IV, Leipzig—Berlin 1912, p. 252—256.

Liste diriscontri: Bolte-Polívka II 117—119 num. 74. — (GG) Plenzat num. 4. — (GSF) Hackman, Kat. num. 4. — (FF) Aarne, Finn. num. 4; Finn. Erg. I num. 4. — (FE) Aarne, Estn. num. 4. — (FL) Qvigstad, L. M.- u. Sv. num. 4. — (FM) Honti num. 4. — (America.) (Indian) cf. Thompson 437—449 num. 24 L.

Altri riscontri: (RE) Llano 255 s. num. 165. — (RI) de Pasquale, Raccolta 3 s. num. 2; Balladoro, Novell. 252—255 num. 206; Keller 40—44; La Sorsa I 27 s. num. 1. — (GG) Meyer, Plattd. Volksm. 251 s. num. 139. — (GSF) Hackman, Sagor I 3 s. num. 3 (4 versioni); Allardt I 1—3 num. 1. 2; 5 s. num. 5; 7 s. num. 10. — (Let) Šmits I 146—153 num. 5 (7 versioni). — (SR) Smirnov II 523—526 num. 185; 753 s. num. 293; Arch. Soc. Geogr. R. XL 6, 9a—9b; Grinkova I num. 24; Nikiforov B num. 1. — (SU) Sabov 222 s. num. 13; Etnogr. Zbirn. 37/38, 123 s. num. 95. — (FF) Kettunen II 1—3 num. 1; 102—105 num. 37. — (FE) Eisen, Rahwa-raam. IV 41—43 num. 26; Peterson 43—47 num. 9. — (FMor) Lewy num. 13. — (TC) Mészáros II 491—493 num. 42; Anderson, Ciuv. num. 43; Nikoljskij 2, 599—614; 31, 76—80; 97, 793—799.

Areale: Europa meridionale, centrale ed orientale.

La versione più antica conosciuta: Rosenplänters Beiträge 8 (1817), 122 s. num. 2 (Estonia, 1817).

3. La volpe annega il lupo nel pozzo.

Tipo: manca nel catalogo dell' Aarne.

Monografia: non esiste.

Riscontri: (RI) Balladoro, Novell. 252—255 num. 206; La Sorsa I 31—33 num. 3 (??).

Areale: Italia (sola?).

26. Il lupo e le tre oche.

(Scuola di San Marino.)

C' era una volta tre oche: una bianca, una nera, una rossa. Un giorno queste tre oche incontrarono un lupo della montagna; esso disse loro: " Questa sera verrò da voi, per farne un buon boccone ... Le oche, spaventate dalle parole del lupo, si costruirono una casina da loro. La prima si levò tutte le sue piume, e con

queste si fabbricò la casina; la seconda la fece di legno; la terza si fabbricò una bella casina di ferro. La sera il lupo arrivò alla casina dell' oca bianca: diede una spinta, e questa cadde; poi mangiò l' oca e s' incamminò verso la casa della seconda. Arrivato, preso un fiammifero e bruciata la casa che era di legno, si mangiò anche l' oca nera. Arrivato alla casa della terza, chiamò l' oca. Essa disse: "Aspetta un momento!,, Intanto l' oca fece bollire una caldaia d' acqua; poi, la buttò sopra al lupo, il quale si spe-
lacchiò tutto e dovette morire. L' oca scese le scale, aprì la porta, e preso un coltello, scannò il lupo e ne levò le sue due sorelle. Poi le portò in casa sua, dove vissero assieme contente e felici.

Maria Tonnini (di anni 10, V-a classe); domicilio: San Marino; luogo di nascita: Parigi. Il 28 giugno 1927.

Manoscritto: 545, 1 "Le tre oche,,

Tipo: Aarne-Thompson num. 124.

Monografia: non esiste.

Riscontri, areale, versione più antica conosciuta:
v. p. 8 num. 11 "Le tre ochine,,

27. Il lupo e le quattro ochine.

(Ginnasio governativo di San Marino.)

C' era una volta una famiglia di ochine, ed erano quattro sorelle. Ciascuna si fabbricò una casetta: la più grande in zinco, la seconda in rame, la terza in zolfo, e la più piccola in ferro. Mentre le ochine erano in casa, venne il lupo; e volendo mangiarsi le ochine, andò dalla maggiore, e non volendogli aprire la porta, la atterrò con un colpo di zampa, e così fece con l' altra. Alla terza, diede fuoco allo zolfo, e così la mangiò digià cotta. Alla quarta, non riuscì ad atterrare la casa; e così, mentre il lupo dormiva, ella con un coltello gli tagliò la pancia e così salvò le sorelle.

Mirko Salvi (di anni 15, III-a classe); domicilio e luogo di nascita: Cesena (nel Regno). Il 22 giugno 1927.

Manoscritto: 279, 10 "Le ochine,,

Tipo: Aarne-Thompson num. 124.

Monografia: non esiste.

Riscontri, areale, versione più antica conosciuta:
v. p. 8 num. 11 "Le tre ochine,,

28. Il cece.

(Scuola di San Marino.)

Una donna coceva i ceci. Passa un uomo sotto alla finestra. Venne una ventata forte, e cadde un cece in terra. L' uomo prese il cece e andò da una donna. L' uomo disse: " Mi tiene il cece? „ La donna: " No, chè ci ho la pecora che lo mangia „. Lo mette nella porta, e andò a fare un giro, e tornò a casa per andare a prendere il cece, ma non c' era più: l' aveva mangiato la pecora. L' uomo disse: " Il cece dov' è? „ Allora l' uomo volle la pecora, e andò da un' altra donna e disse: " Mi tenete questa pecora, mamma? „ — " No, chè ci ho l' asino che la potrebbe mangiare. „ — " Mettetela *nella* porta! „ E andò a spasso. Tornò a casa: la pecora l' aveva mangiata l' asino. " Io allora voglio l' asino! „ E la donna glielo dà. E' va da un' altra donna: " Buona donna, mi tiene questo asino? „ — " Non posso, chè ci ho la bambina che lo vuole. „ Lo mette lì *nella* porta e va via. La bimba sentì l' odore e disse: " Dammi una fetta di asino! „ La mamma ne taglia una fetta e la dà alla bimba. L' uomo prese la bimba, e la mette nel sacco e la porta in Montagna. Qui arrivò e aprì il sacco: e scappò il cane e gli diede un morso nel naso. E' disse: " Dammi il mio nasino, chè ti do pane e cacino! „

L' uomo dovette farsi il naso di cartone. La bambina *fu stata* salvata dalla zia che passava di lì.

Clara Marina Capicchioni (di anni 7, II-a classe); domicilio: San Marino. Il 28 giugno 1927.

Manoscritto: 472, 2.

Tipo: Aarne-Thompson num. 170.

Monografia: non esiste.

Liste di riscontri: v. fasc. I, p. 12 num. 4 " I due fagioli „.

Altri riscontri: v. fasc. I, p. 12 num. 4. — (CI) Béaloideas 1 (1927/28), 286—289. — (SR) Černyšov, Skaz. komiss. 1927, p. 21 num. 37; Nikiforov A num. 9. — (Asia.) (Gre) Dawkins 520—523 num. 17.

Areale: tutta l' Europa, Siberia, Asia Minore, Arabia, India, Filippine, Affrica, Giamaica, Brasile, Chile.

La versione più antica conosciuta(?): C. u. Th. Colshorn, Märchen und Sagen, Hannover 1854, num. 30 (Germania, 1854: Cosquin II 206).

29. Il mago delle sette teste.

(Scuola di San Marino.)

U i era un burdel sa la su ma'; l' aveva tre piguri. La mama la i des: "Va fura s' al piguri!,, Mentre l' andeva giò, l' incontrò un om sa tre chen. U i des: "Femma barat!,, E burdel u i des: "No, perchè la mi ma' la m' bastona,,. Mo lu a preghè, e che burdel u i dè ona pigura e e ciapò on chen. La su ma', quand la l' à vest, la l' à sgridèd. E sgond dè la su ma' la à det ch' l' andas a fura s' li piguri e che u 'n li vindes; e e burdel u i des 'ed no. Allora l' andò giò, e cl' om u i des: "Arfemba barat!,, E burdel u i des ch' u 'n eva da fè, mo per preghè l' à 'vùd da fè enca sta volta. L' andò so da la su ma'. Quand la l' à vest, la i des: "Ah, brut birichin, a t' degh, se t' vend st' elta pigura, a t' mand via per e mond sa i tu cagnin!,, Allora e pasò e terz dè, e la su ma' la i des ch' l' eva d' andè a fura s' la pigura, e la i des ch' u 'n la aveva da venda. L' andò giò, e cl' om u l' aspteva e u i des: "Vo t' venda la tu pigura, chè ia a t' dagh e mi chen?,, Mo e burdel u i des: "A 'n pos, si no la mi ma' la m' manda via per e mond,,. — "Va là, chè la tu ma' la fa apostà!,, Allora e burdel l' andò a chesa, e la mama la i des: "La pigura?,, E e burdel u i des: "A 'n la i ò,,. Allora la mama la i des: "Va via da chesa; va vagabond per e mond!,,

Camena, camena; l' incontrò un vec e u i des: "A 'n savid, cus' ch' u i è at che palaz?,, E che vec u i des: "U i è un megh ed set testi, ch' e vo magnè la fiola d' e re,,. — "E quand i la porta via, u 'n la s' po andè cumpagnè?,, E lu u i des ed sè: "Mo quand la sè andèd a cumpagnè, u t' toca andè via, si no u t' magna,,.

U ven l' ora da andèla a cumpagnè. L' andò s' i su cagnin, e u l' andò a cumpagnè. Quand fu a là ch' u la magneva, u i des ma Pasa-dimpertot e Spaca-muntagni e Strapa-cadeni: "Magna e megh ed set testi! — E dii m' e tu ba' ch' a t' ò salvèd ia,,. E lia la i des ed sè. Allora la camena; l' incontra un carbunèr, e lu u i des ch' u la aveva salvèd lu. Allora la fiola d' e re l' à det: "U 'n è sted e carbunèr,,. E l' andò a chesa sua. E e carbunèr u i andò dri. Allora e re u l' invitò a magnè. Quand i magneva, e burdel e mandò so i su tre cagnin che sa una

zucheda i arbaltò la tevla. Pu i andò a tò e su padron ch' e ciapò e post d' e carbunèr. M' e carbunèr i 'l mitè in prision.

C' era un ragazzo colla sua mamma; essa aveva tre pecore. La mamma gli disse: "Va' fuori colle pecore!,, Mentre egli andava giù, incontrò un uomo con tre cani. Esso gli disse: "Facciamo a baratto!,, Il ragazzo gli disse: "No, perchè la mia mamma mi bastona!,, Ma lui a pregare, e quel ragazzo gli diede la pecora e prese il cane. La sua mamma, quando l' ebbe visto, lo sgridò. Il secondo giorno la sua mamma disse ch' egli andasse fuori colle pecore e che non le vendesse; e il ragazzo le disse di no. Allora egli andò giù, e quell' uomo gli disse: "Facciamo un' altra volta a baratto!,, Il ragazzo gli disse che non lo aveva da fare, ma per pregare l' ebbe da fare anche questa volta. Andò su dalla sua mamma. Quando essa l' ebbe veduto, gli disse: "Ah, brutto birichino, ti dico, se vendi quest' altra pecora, ti mando via per il mondo coi tuoi cagnini!,, Allora passò il terzo giorno, e la sua mamma gli disse ch' egli aveva da andare fuori colla pecora, e gli disse che non l' aveva da vendere. Egli andò giù, e quell' uomo l' aspettava e gli disse: "Vuoi vendere la tua pecora, chè io ti do il mio cane?,, Ma il ragazzo gli disse: "Non posso, se no — la mia mamma mi manda via per il mondo!,, — "Va' là, chè la tua mamma fa per ischerzo!,, Allora il ragazzo andò a casa, e la mamma gli disse: "La pecora?,, E il ragazzo le disse: "Non ce la ho!,, Allora la mamma gli disse: "Va' via da casa; va' vagabondo per il mondo!,,

Cammina, cammina; incontrò un vecchio e gli disse: "Non sapete, cosa v' è in quel palazzo?,, E quel vecchio gli disse: "V' è un mago di sette teste, che vuole mangiare la figliuola del re,,. — "E quando la portano via, non si può andare ad accompagnarla?,, E lui gli disse di sì: "Ma quando sei andato ad accompagnarla, devi andare via, se no — egli ti mangia!,,

Venne l' ora da andarla ad accompagnare. Egli andò coi suoi cagnini, e andò ad accompagnarla. Quando [il mago] fu là per mangiarla, egli disse a Passa-dappertutto, Spacca-montagne e Strappa-catene: "Mangia il mago di sette teste! — E di' al tuo babbo che t' ho salvata io!,, Ed ella gli disse di sì. Allora ella cammina; incontrò un carbonaio, e questi le disse che l' aveva salvata lui. Allora la figliuola del re disse: "Non è stato il carbonaio!,, E andò a casa sua. E il carbonaio andò dietro a lei. Allora il re l' invitò a pranzo. Mentre mangiavano, il ragazzo mandò su i suoi tre cagnini che con una testata rovesciarono la tavola. Poi andarono a prendere il loro padrone che prese [a tavola] il posto del carbonaio. Il carbonaio lo misero in prigione.

Carlo Casadei (di anni 12, IV-a classe); domicilio e luogo di nascita: le Piaggie. Il 28 giugno 1927.

Manoscritto: 520, 1 "La fola del mago di sette teste,, + 551, 1.

Tipo: Aarne num. 300.

Monografia: E. S. Hartland, *The legend of Perseus*, London 1894—1896, III 1—65.

Liste di riscontri: Bolte-Polivka I 547—553 num. 60; Cosquin I 72—78 num. 5; II 58 s. num. 37; Chauvin VI 1—5 num. 181; 5 s. num. 182.

— (*RR*) Schullerus num. 300. 303. 304. 315. 315 A. 315 B. — (*GG*) Plenzat num. 300 e p. 35. — (*GV*) De Meyer num. 300. — (*GSF*) Hackman, Kat. num. 300. — (*GN*) Christiansen num. 300; suppl. num. 300. — (*SČ*) Tille I 1—65 num. 1. — (*FF*) Aarne, Finn. num. 300; Finn. Erg. I num. 300. — (*FE*) Aarne, Estn. num. 300. — (*FLiv*) Looorits num. 300. — (*FL*) Qvigstad, L. M.- u. Sv. num. 300. — (*FM*) Honti num. 300. — (*Asia.*) (*Indon*) de Vries, Volksverh. II 405 num. 141. — (*America.*) (*Indian*) Thompson 323—334 num. 1.

Altri riscontri: (*CI*) Béaloideas 1 (1927/28), 290—297; 309—315; 388—394. — (*RE*) Espinosa II 289—292 num. 139; 336—341 num. 157. — (*RC*) Ferrer 147—174. — (*RI*) Keller 148—154. — (*GG*) Jungbauer 35—38 num. 10; Meyer, Plattd. Volksm. 40—48 num. 14; 126—129 num. 43; 200—206 num. 119; Zaunert 80—92. — (*GSF*) Hackman, Sagor I 42—48 num. 48a (9 versioni); 48—50 num. 48b, 1—3. 5 (4 versioni); Allardt I 55—61 num. 67; 61—64 num. 68; 64—68 num. 69; 116—119 num. 88. — (*Lit*) Boehm-Specht 196—202 num. 12; Salkind num. 970. — (*Let*) Šmits II 8—13 num. 1, 1; 15—27 num. 1, 3—8 (6 versioni); 38—40 num. 2, 4; 44 s. num. 2, 6; 58—61 num. 3, 1. 2 (2 versioni); 68—74 num. 3, 7—9 (3 versioni); 465—470 num. 20, 9. 10 (2 versioni); Boehm-Specht 51—56 num. 5. — (*SR*) Burcev I 162 s.; 199—203; 432—437; II 153—165; Zelenin, Vjatsk. 30—37 num. 6; 96—99 num. 24; 224—227 num. 75; Sokolovy 29—34 num. 16; 90—99 num. 57; 232—238 num. 129; Smirnov I 3—12 num. 1; 203—209 num. 38; II 611—613 num. 220; 661 s. num. 243; Černyšov, Skaz. komiss. 1927, p. 19 num. 26; 23 num. 47; 25 s. num. 50; Živ. St. 21 (1912), 241—245 num. 11; Arch. Soc. Geogr. R. XL 36, 64—72; Černyšov V num. 77; Jedemskij B (p. 39) num. 3; Nevzorov I num. 18; Nikiforov A num. 15 e 16; B num. 10—12 e 16 b. — (*SRW*) Zelenin, Opis. I 448 num. 3; Andrejev I num. 14. — (*SU*) Sabov 214 s. num. 4; Javorskij I 81—88 num. 31 b; Levčenko II 344—348 num. 488; 407—409 num. 515; 409—413 num. 516; 413 num. 517; Arch. Soc. Geogr. R. D 6 III 1—33 num. 5. — (*SČ*) Kubín-Polivka, Podkrkon. z. I 84—87 num. 36; 94—99 num. 39; 300—305 num. 151; II 362 s. num. 181; 382—387 num. 211; 387—393 num. 212; 410—414 num. 229; 436 s. num. 246; cf. 479—482 num. 283; 505—510 num. 292; III 614 num. 36; 615 num. 39; 700—704 num. 151; 710 num. 181; 724 num. 211. 212; 731—765 num. 229; 767—771 num. 246; cf. 782 num. 283; 789 num. 292; 824 num. 151; 825 num. 229; Podkrkon. v. 184—188 num. 139; 201 s. num. 156; 268—271 num. 192; 311—316 num. 214; 352—354 num. 234; 389—393 num. 253; 422 num. 139; 424 num. 156; 430 num. 192; 435 num. 214; 436 num. 234; 439 num. 253; Polivka, Súpis I 161—246 num. 1. — (*SS*) Šaulić I 2, 183—199 num. 219. — (*FF*) Löwis 26—31 num. 8; 109—113 num. 36. — (*FE*) Eisen, Talup. kun. väim. 46—53 num. 9; 54—67 num. 10; 68—76 num. 11; Eesti ennem. jutud I 43—51. — (*FL*) Qvigstad, L. e. o. s. II 32—41 num. 22. — (*FMor*) Klemm 30—34 num. 3. — (*FM*) Kálmány, Hagym. II 12—23 num. 2; Ipolyi 48—54 num. 8; 56—59 num. 10; 59—70 num. 11; 70—77 num. 12. — (*TT*) Vasiljev 7 num. 3; 7 s. num. 3a; 8 s. num. 3b; 9 s. num. 3 v; 10—12 num. 3 g; 56—59 num. 17; 146—150 num. 47; 162—164 num. 51; 164—168 num. 52. — (*TČ*) Mészáros II 363—377 num. 12; Anderson, Ciuv. num. 3, 7 e 66; Nikoljskij 2, 357—367. 388—399; 8, 319—322; 15, 352—360b; 35, 215—223;

63, 473—477; 66, 5—17; 94, 316—352; 97, 400—407(?). 415—444; 101, 102—139; 112, 329—337; 122, 173—182. — (*Gre*) Kretschmer 240—246 num. 56; 267—280 num. 59. — (*Alb*) Schirò 411—439 num. 10. — (*Zig*) Aichele 151—154 num. 36; cf. 242 s. num. 56. — (*Asia.*) (*Gre*) Megas 94—102 num. 10. — (*Caucaso.*) (*Ava*) Sborn. sv. o k. g. 2 (1869), 5, 16—24. — (*Dig*) Miller, Dig. sk. 78—98 num. 3. — (*Geo*) Chachanov I 81 s. — (*Oss*) Sborn. sv. o k. g. 9 (1876), 2, 35—64. — (*Asia.*) (*SR*) Gerasimov 32—34 num. 8; Smirnov II 787—791 num. 305; Azadovskij, Verchnel. I 39—46 num. 6; Sib. 63—72 num. 12; Živ. St. 21 (1912), 331—340 num. 5; Ončukov, Sib. II 1 num. 4. — (*FWog*) Munkácsi, Vog. IV 344—351 num. 2. — (*Sin*) Skaz. komiss. 1926, p. 55—59. — (*Africa.*) (*Neg*) Parsons I 261—263 num. 87; 263—272 num. 88. — (*America.*) (*RE*) Laval, Carahue 98—116 num. 5. — (*Arauc*) de Saunière 20—24 num. 2(?); 34—38 num. 4(?); 143—148 num. 16(?).

Areale: tutta l' Europa, quasi tutta l' Asia, Affrica, America.

La versione più antica conosciuta(?): Firdusi, Šâh-nâmeh (Persia, 1010: Bolte-Polívka I 547 s.).

30. Cappuccetto rosso.

(Scuola di San Marino.)

La mamma disse a Cappuccetto rosso: “Va dalla nonna a portarci le uova!,, Cappuccetto rosso ubbidì. Per la strada incontrò il lupo. Il lupo disse a Cappuccetto rosso: “Dove vai?,, — “Vado dalla nonna a portarci le uova.„ Il lupo disse: “Tu passa per questa strada chè fai prima, io passo da quest' altra!,, Il lupo arrivò prima. Il lupo fece: pum, pum! La nonna venne ad aprire. Il lupo le saltò addosso e la sbranò. Il lupo si mise la scuffia e la camicia. Arrivò Cappuccetto rosso. Gli diede le uova. Il lupo, quando ebbe finito di bere le uova, mangiò Cappuccetto rosso. Il lupo andò via contento.

Adolfo Riba (di anni 8, II-a classe); domicilio: San Marino; luogo di nascita: Grenchen (in Svizzera). Il 28 giugno 1927.

Manoscritto: 484, 4.

Tipo: Aarne num. 333.

Monografia: A. Olrik, Den lille Rødhætte ecc., Naturen og Mennesket 1894, p. 24—39.

Liste di riscontri: Bolte-Polívka I 234—237 num. 26. — (*RR*) Schullerus num. 159 III*. — (*GV*) De Meyer num. 333. — (*GSF*) Hackman, Kat. num. 333(?). — (*GN*) Christiansen num. 333(?); suppl. num. 333(?). — (*FF*) Aarne, Finn. num. 333(?); Finn. Erg. I num. 333(?). — (*FE*)

Aarne, Estn. num. 333 (?). — (FL) Qvigstad, L. M.- u. Sv. num. 333(?). — (FM) Honti num. 333.

Altri riscontri: (Lit) Cappeller 72 s. num. 26. — (Let) Šmits IV 119—121 num. 8, 1. 2 (2 versioni).

Areale: Portogallo, Francia, Italia, Germania, Belgio, Lettonia, Ungheria, Transilvania.

La versione più antica conosciuta: Charles Perrault, Le petit Chaperon rouge (Francia, 1697).

31. Cappuccetto rosso.

(Ginnasio governativo di San Marino.)

C' era una volta un bambino con un cappuccetto rosso in testa. Un giorno che la sua nonna stava poco bene, la mamma gli diede da portare alla nonna della roba da mangiare. Per la strada vide il lupo, che gli chiese, dove andava; e Cappuccetto gli rispose: " Vado dalla nonna „. Cappuccetto, passando per una selva, si fermò a raccogliere fiori, e fece molto tardi. Di notte giunse dalla nonna e le chiese, come stava, ma questa non gli rispose che con un mugolo. Cappuccetto, non sospettando di nulla, andò ad abbracciare la nonna, ma il lupo, che era arrivato prima di lui dalla nonna e se l' era mangiata, con un morso se lo mangiò.

Mirko Salvi (di anni 15, III-a classe); domicilio e luogo di nascita: Cesena (nel Regno). Il 22 giugno 1927.

Manoscritto: 279, 11 "Cappuccetto rosso „.

Tipo: Aarne num. 333.

Monografia, riscontri, areale, versione più antica conosciuta: v. p. 35 s. num. 30 "Cappuccetto rosso „.

32. La pupina di legno.

(Scuola di San Marino.)

C' era una volta un re che aveva tre figlie. Un giorno il re andò fuori e disse alle figlie, che cosa doveva loro portare. Le figlie più grandi dissero che volevano un vestito di seta. Egli andò dalla più piccola e disse: " Tu che cosa vuoi? „. Ella rispose: " Mi devi comprare una *pupina* di legno „. Il babbo andò e comperò i vestiti di seta alle due figlie più grandi e la pupina di legno alla più

piccola. Quando arrivò il babbo, la figlia più piccola corse incontro al babbo e gli disse, se aveva preso la pupina. Il babbo le disse che l'aveva presa. Il babbo diede la pupina alla figlia più piccola, e alle figlie più grandi i vestiti. Alla sera la più piccola andò a letto, e portò la pupina a letto con sè; e la mattina, quando si svegliò, trovò tanti *di quei soldi che mai*. Allora le due più grandi la vollero anche loro, ma la mattina non trovarono niente. Allora dalla *tigna* la buttarono giù dalla finestra. E in quel mentre passò il principe che andava a caccia; e per prenderla su, [la pupina] gli si attaccò alle mani, che non *ci* si poteva più staccare; che dovettero andare a chiamare la sorellina di quelle ragazze che la buttarono via, e così si potè staccare.

Maria Bollini (di anni 11, IV-a classe); domicilio e luogo di nascita: San Marino. Il 28 giugno 1927.

Manoscritto: 518, 1 "La pupina di legno...

Tipo: manca nel catalogo dell' Aarne.

Monografia: non esiste.

Riscontri: (RI) Straparola V 2; Basile V 1. — (America.) (RE) de Saunière 198—207 num. 1; Laval, Carahue 189—196 num. 13.

Areale: Spagna, Italia, Chile.

La versione più antica conosciuta: Giovanfrancesco Straparola, *Le piacevoli notti* V 2 (Italia, 1550).

33. La scatola magica.

(Scuola di San Marino.)

U i era una volta tre fradel: do più grand e on più c'nen. Che più c'nen u 'n aveva voia da fè gnint. Una matena i do più grand i era andèd a fè l' erba, e ma che c'nen i i aveva det che e duveva dè l' erba m' e caval; mo che c'nen invece da dèi da magnè u s' la è durmida. I fradel i è vnud a chesa e i à vest ch' e durmiva. Alora i tre fradel i s' è scumpartid la chesa; ma che più c'nen i i à ded 100 french.

Alora che burdel l' è andèd s' e merchèd e l' à cumpred un brichin sa chi 100 french, e pu l' è 'ndèd via s' e su brichin. E quand l' è stèd t' na pianura, u i s' è fundèd e brichin. Alora da lè e pasò un om s' una scatula. Alora ste ragaz u i à det: "O bon om, a m' aiutèd a cavè ste brichin?,, — "Sè!,, Alora i s' è mes a cavèl, e dop cavèd st' om u i à ded sta scatula. Ste ragaz u l' à tolta, e pu l' è 'ndèd via per la streda.

Per la streda l' à incontro un fret, e ste fret l' à tuchèd ma cla scatula, e u s' è 'tachèd a lè. Camena che te camena; i ariva da un calzulèr ch' e steva sota un' ombra d' un arvù. Allora ste fret u s' ataca ma che banchet, e e va dri tut nicosà.

Alfen i ariva m' e cancel d' la regina; e u i era tut i om e i ragaz, chè chi feva rida la fiola d' e re, u la spuseva. Allora l' è entrèd ste ragaz sa tut stl' atach, e e fa rida la fiola d' e re; e alfen la fiola d' e re la rid, e la s' è spuseda sa che ragaz.

C' erano una volta tre fratelli: due più grandi e uno più piccolo. Quel più piccolo non aveva voglia di fare niente. Una mattina i due più grandi andarono a fare l' erba, e a quel piccolo avevano detto ch' egli doveva dare l' erba al cavallo; ma quel piccolo invece di dargli da mangiare se la dormì. I fratelli vennero a casa e videro ch' egli dormiva. Allora i tre fratelli si divisero la casa; a quel più piccolo diedero cento franchi.

Allora quel ragazzo andò al mercato e comprò un somarino con quei cento franchi, e poi andò via col suo somarino. E quando fu in una pianura, il somarino gli si affondò [perchè c' era molto fango]. Allora di là passò un uomo con una scatola. Allora questo ragazzo gli disse: "O buon uomo, m' aiutate a levare questo somarino?.. — "Sì!.. Allora si misero a levarlo, e dopo levato quest' uomo gli diede questa scatola. Questo ragazzo la prese, e poi andò via per la strada.

Per la strada incontrò un frate, e questo frate toccò quella scatola, e si attaccò a lei. Camminano, camminano; arrivano da un calzolaio che stava all' ombra d' una rovere. Allora questo frate s' attacca a quel panchetto, ed ogni cosa li segue.

Finalmente arrivano al cancello della regina; e v' erano tutti gli uomini e i ragazzi, chè chi faceva ridere la figlia del re, la sposava. Allora entrò questo ragazzo con tutto quest' attacco, e fa ridere la figlia del re; e finalmente la figlia del re ride, e si sposò con quel ragazzo.

Mario Raganini (di anni 11, IV-a classe); domicilio e luogo di nascita: San Marino. Il 28 giugno 1927.

Manoscritto: 533, 1 "I tre fradel..."

Tipo: Aarne num. 571.

Monografia: J. Polívka, *Pohádkoslovné studie, Národop. Sborník Českoslov. 10, 2 (1904), p. 67—106: "Nezasmálka",*

Liste di riscontri: Bolte-Polívka II 39—44 num. 64. — (RR) Schullerus num. 571. — (GV) De Meyer num. 571. — (GSF) Hackman, Kat. num. 571. — (GN) Christiansen num. 571; suppl. num. 571. — (SČ) Tille I 231—236 num. 6. — (FF) Aarne, Finn. num. 571; Finn. Erg. I num. 571. — (FE) Aarne, Estn. num. 571. — (FM) Honti num. 571. — (America.) (Indian) Thompson 411—414 num. 16; 454 s. num. 27 C.

Altri riscontri: (RI) Zanazzo 172—177 num. 26. — (GG) Meyer, Plattd. Volksm. 27—29 num. 7. — (GSF) Hackman, Sagor I 349—351 num. 128 a (6 versioni); 352—356 num. 128 b (9 versioni). — (Lit) Boehm-Specht 280—283 num. 32. — (SR) Burcev II 38—40; Zelenin, Vjatsk. 87—91 num.

22; 188—190 num. 55; Smirnov I 220 s. num. 44; Nikiforov A num. 40; B num. 38 a, b, v. — (SU) Arch. Soc. Geogr. R. D 10, 136—141 num. 49. — (SS) Šaulić I 2, 9 s. num. 8. — (FF) Kettunen II 132 s. num. 48; Löwis 78 s. num. 26. — (FE) Eisen, Talup. kun. wäim. 17—20 num. 3. — (FM) Kálmány, Hagym. I 79—81 num. 17. — (TT) Vasiljev 74—78 num. 27. — (TC) Anderson, Ciuv. num. 9; Nikoljskij 66, 87—99. — (Asia.) (SR) Smirnov II 846 s. num. 333; Ončukov, Sib. IV num. 32.

Areale: tutta l' Europa, Caucaso, Siberia, America settentrionale.

La versione più antica conosciuta: The tale of the basyn (poemetto inglese, Inghilterra, sec. 15^o: Bolte-Polívka II 40²).

34. Pignichirillo.

(Scuola di San Marino.)

U i era una volta Pignichirel ch' l' era un burdlen ed cinquan. Un dè la su mama la i des: “Va sora che per a badè al peri!,, Pignichirel ch' l' era svelt com la polvra l' andò sora un per e u s' mis a magnè al peri, perchè u 'n li rubas la genta ch' la andeva a la fira. E pasò una vcina, e la i des: “Botme una pera!,, Pignichirel u i la butò, mo lia la 'n la ciapò, e la des ma lu: “Ven giò, chè a 'n me pos gubè!,, Pignichirel l' è sted giò, mo cla vecia la 'l ciapò, la 'l mitè drencia t' e sach e la andò via. Da long la evdè un grop ed ledre, la mitè e sach dri un elbur, e lia la s' masiò sota un bosch. E pasò i ledre, i 'l ciapò e i 'l purtò sa luielt. La nota i andò a rubè e i fec pasè Pignichirel per un finistren, e i i fec avrì la porta. Al piguri al scapò, e i ledre i gli andò a venda s' e merchèd ed Cisenà. Dop Pignichirel e des ma i ledre: “A v' ò rubèd al piguri, e ades mandem a chesa!,, I ledre i i insgnò la streda ma Pignichirel per andè a chesa. Lu e cor com una pala da sciop, e la su mama ch' la piangeva la s' mis a rida, e besia, besia . . . e i è là ch' i s' besia ancora!*)

C' era una volta Pignichirillo che era un ragazzetto di cinque anni. Un giorno la sua mamma gli disse: “Va su quel pero a badare alle pere!,,

*) Il testo originale contiene parecchie forme aliene dal dialetto sammarinese, perchè il ragazzo stette un po' di tempo dai suoi parenti di Romagna: (l. 3) andè, (5) butam, (6) butè, ciapè, (8) e stasè zò, ciapè, (9) andè, ledar, (10) elbar, masè, ledar, (11) ciapè, purtè, luietar, andasè, fasè, (12) fasè, (13) pigri, scapè, ledar, andè, marchè, (14) ledar, (15) pigri, ledar, in[s]gnè, ecc.

Pignichirillo che era svelto come la polvere andò sur un pero e si mise a mangiare le pere, perchè non le rubasse la gente che andava alla fiera. Passò una vecchietta e gli disse: " Buttami una pera!.. Pignichirillo gliela buttò, ma lei non l'acchiappò e gli disse: "Vieni giù, chè non mi posso chinare!.. Pignichirillo scese, ma quella vecchia l'acchiappò, lo mise dentro al sacco e andò via. Ella vide da lungi un gruppo di ladri, mise il sacco dietro a un albero e si nascose sotto un bosco. Passarono i ladri, presero Pignichirillo e lo portarono seco. La notte andarono a rubare e fecero passare Pignichirillo per una finestrina, e gli fecero aprire la porta. Le pecore scapparono, e i ladri andarono a venderle al mercato di Cesena. Dopo Pignichirillo disse ai ladri: " Ho rubato per voi le pecore, e adesso mandatemi a casa!.. I ladri insegnarono a Pignichirillo la strada per andare a casa. Egli corre come una palla da schioppo, e la sua mamma che piangeva si mise a ridere, e bacia, bacia... e sono là che si baciano ancora!

Romano Michelotti (di anni 10, V-a classe); domicilio e luogo di nascita: San Marino. Il 28 giugno 1927.

Manoscritto: 542. 1 "La fola ad Pignichirel,..

Tipo: Aarne num. 700.

Monografia: G. Paris, *Le petit Poucet et la Grande-Ourse*, Mémoires de la Soc. de linguistique de Paris 1 (1875), 384 ss.

Liste di riscontri: Bolte-Polivka I 389—398 num. 45; Cosquin II 150—155 num. 53. — (RR) Schullerus num. 700. — (GG) Plenzat num. 700. — (GV) De Meyer num. 700. — (GSF) Hackman, Kat. num. 700. — (GN) Christiansen num. 700; suppl. num. 700. — (FF) Aarne, Finn. num. 700; Finn. Erg. I num. 700. — (FE) Aarne, Estn. num. 700. — (FLiv) Loo-rits num. 700. — (FM) Honti num. 700. — (Asia.) (Indon) cf. Voorhoeve 83 s. num. 22 A. — (America.) (Indian) cf. Thompson 428 num. 20.

Altri riscontri: (RE) Espinosa II 341 s. num. 158; 343 s. num. 159. — (RC) Ferrer 103—110. — (RI) Keller 223—228; Folkl. Calabr. 5 (1919), num. 1/6, p. 9. — (GG) Jungbauer 59 s. num. 21; Meyer, Plattd: Volksm. 217—221 num. 124. — (GSF) Hackman, Sagor I 395—398 num. 146 (6 versioni); Allardt I 501 s. num. 257. — (Lit) Cappeller 77—80 num. 29; Salkind num. 970(?). — (SR) Burcev I 488—491; Zelenin, Vjatsk. 287—292 num. 97; Smirnov I 468—471 num. 172; Černyšov I num. 13; II B num. 3; V num. 25; Grinkova III num. 2; Nikiforov A num. 47. — (SU) Javorskij I 253 num. 1; Arch. Soc. Geogr. R. D 6 III 1—33 num. 5(?). — (SČ) Kubín-Polivka, Podkrkon. z. II 491—494 num. 286; III 783—787 num. 286. — (SS) Šaulić I 2, 69—71 num. 66. — (FF) Löwis 101 s. num. 34. — (FSyr) Wichmann 91 s. num. 31; 92—94 num. 32; Nyelvt. Közl. 42 (1913), 145—150 num. 18; 45 (1917/20), 438—441 num. 7. — (TČ) Mészáros II 412 s. num. 20; Anderson, Ciuv. num. 44; Nikoljskij 3, 122—125. 196—201. 253—256; 4, 305—307; 35, 231 s.; 65, 522—525; 129, 19—23. — (Asia.) (SR) Gerasimov 46 s. num. 15; Smirnov II 910—916 num. 366. — (TKir) Melkov num. 5. — (Affrica.) (Neg) Parsons I 14 s. num. 6 = II 9 s. num. 6. — (America.) (RE) de Saunière 262—266 num. 6.

A reale: tutta l' Europa, Caucaso, Siberia, Oriente musulmano, India, Affrica, America.

La versione più antica conosciuta: Tom Thumbe, his life and death (poemetto inglese, Inghilterra, sec. 16^o: Bolte-Polívka I 390 s.).

35. La pecora bianca o la nera.

(*Ginnasio governativo di San Marino.*)

C' era una volta un bambino che passava dal buco delle serrature, di nome Pagnacca. Questi una notte andò con dei ladri, che lo mandarono dentro una stalla, dicendogli di rubarne delle pecore del padrone una sola. Pagnacca andò, e vedendo delle pecore nere e bianche, si mise ad urlare: " Volete la bianca o la nera? „. Sentendo *a* urlare, il padrone scese nella stalla, ma non vide nessuno, perchè Pagnacca si era nascosto dietro ad un trave, — non vide i ladri, perchè erano fuggiti alle urla di Pagnacca, — e se ne tornò a letto. Pagnacca se ne andò a casa sua e non rubò più per tutta la vita, avendo *passato* spavento per la venuta del padrone.

Mirko Salvi (di anni 15, III-a classe); domicilio e luogo di nascita: Cesena (nel Regno). Il 22 giugno 1927.

Manoscritto: 279, 12 "La pecora bianca o la nera „.

Tipo: Aarne num. 700 (frammento).

Monografia, riscontri, areale, versione più antica conosciuta: v. p. num. 34 "Pignichirillo „.

36. La figlia del re e i quaranta ladri.

(*Scuola di San Marino.*)

C' era una volta un re che aveva una figlia che voleva andare dalla zia. Il babbo non voleva mandarla, ma la bambina voleva andare. Allora la fece accompagnare da un servo. Camminano e camminano; arrivarono alla porta della zia. Bussarono, ma non venne ad aprire nessuno. Si rivoltarono indietro: videro una squadra di ladri. Al servo gli tagliarono la testa, e *alla* bambina la misero in una camera buia. La mattina dopo uscirono i ladri, e la bambina andò alla finestra. Li contò: erano trentanove; quell' altro era nascosto dentro la madia per stare attento a lei. Vide *a* passare un uomo che aveva un cavallo con venti casse.

Diciannove erano piene di penna, solo una era vuota. La bambina gli disse: "Buon uomo, mettetemi in quella cassa vuota!,, La bambina andò giù per la finestra. L' uomo la mise dentro nella cassa, e fuggirono. Per strada incontrarono i ladri. I ladri presero giù le casse, ma la bambina non la trovarono. Allora il padrone del cavallo correva più che poteva. I ladri arrivarono in casa: videro che la bambina non c' era più. Allora il capo dei ladri si vestì da cappuccino e andò a bussare alla porta del re: "Volete le medaglie?,, La bambina strillava: "Non prendere niente, chè è il capo dei ladri! È il capo dei ladri!,, — strillava la fanciulla. Il re fece entrare il cappuccino per fare dare le polveri nelle camere, perchè c' erano le zanzare. Ma il cappuccino, invece di dare la polvere per fare morire le zanzare, diede la polvere per fare dormire. Venne la sera; andarono tutti a dormire. Solo la bambina pregava la Madonna che non venisse il capo dei ladri; quand' ecco alle dieci sentì a bussare. Andò ad aprire: era il capo dei ladri, che voleva mettere la bambina nella caldaia grande piena di acqua bollente. La bambina andò di sopra e andò a bussare alla porta di un servo. Il servo non sentì. Allora la fanciulla entrò nella camera e svegliò il servo. Il servo stette su, e andarono a cavare il re dal letto, e andarono a svegliare tutti i servi. Allora fecero una fila lunga, davanti c' era la bambina e dopo c' era il re e dopo il re c' erano tutti i servi. Andarono giù e presero il ladro, e gli cavarono tutti i campanelli, e lo misero dentro la caldaia. Dopo hanno suonato tutti i campanelli, e vennero tutti i ladri. A uno a uno li misero tutti dentro la caldaia. Dopo fecero un bel pranzo.

Ercole Capicchioni (di anni 11, III-a classe); domicilio e luogo di nascita: San Marino. Il 28 giugno 1927.

Manoscritto: 495, 1.

Tipo: Aarne-Thompson num. 956 B.

Monografia: non esiste.

Liste di riscontri: Bolte-Polvka I 373—375 num. 40; Cosquin I 180—185 num. 16. — (GG) Plenzat p. 53. — (FE) Aarne, Estn. num. 955*.

Altri riscontri: (RE) Espinosa I 88 s. num. 39; 90 s. num. 40. — (RI) Causa 236—252 "Spauracchio,, (fine); Zanazzo 227—236 num. 32 (fine); Folkl. Calabr. 4 (1918), num. 1/6, p. 6 s. — (GG) Zaunert 29—33; 104—111. — (SR) Zelenin, Permsk. 380 s. num. 71; Smirnov I 391—393 num. 127; 445 s. num. 156 a; Sarat. etn. sb. 1 (1922), 259 num. 4; Černyšov, Skaz. komiss. 1927, p. 16 num. 1; Arch. Soc. Geogr. R. X 54, 115 s.; Otvety na programmy num. 207, fol. 8a—9a; Andrejev II num. 6 (?); Černyšov IV

num. 11(?); V num. 59, 59 A, 60 e 61(?); Jedemskij B (p. 39) num. 7; Nevzorov VII num. 7. — (SRW) Arch. Soc. Geogr. R. XLVI 4, 36—39; A 190 XII 90—93 num. 9. — (SU) Levčenko II 512 s. num. 575; 513 s. num. 576; Arch. Soc. Geogr. R. D 6 II 27—36 num. 4; D 7, 51—68 num. 66; D 17, 1—7 num. 3. — (SC) Kubín-Polívka, Podkrkon. z. I 233—237 num. 115; 245—247 num. 122; III 683 s. num. 115; 692 num. 122; Podkrkon. v. 174 s. num. 132; 421 num. 132; (cf. 179 s. num. 135, 322—324 num. 217, 421 num. 135, 435 num. 217). — (SB) Deržavin II 76 s. num. 47. — (FM) Ipolyi 441—445 num. 96. — (TT) Bálint I 33 = 118 num. 21; 34 s. = 119 s. num. 23; Vasiljev 19—22 num. 6; 23 s. num. 6a. — (TČ) Nikoljskij 2, 478—481; 13, 517—524; 37, 238—241. — (Asia.) (SR) Azadovskij, Verchnel. I 120—125 num. 20; Sib. 151 s. num. 20. — (Gre) Dawkins 342—345 num. 3; Kretschmer 14—18 num. 4.

Areale: tutta l' Europa, Siberia, Asia Minore.

La versione più antica conosciuta(?): Von den drei Müllerstöchtern (libro popolare, Germania, circa 1850[?]: Bolte-Polívka I 373).

37. I tre ladri.

(Ginnasio governativo di San Marino).

U i era una volta un cuntadein ch' l' andeva e merchèd a caval d' un brech, e l' aveva di dri una chevra s' un campanel lighèd m' e col. I 'l ved tre ledre, e on d' luiet e disc: "Vli v' scumeta che me a so bon d' rubèi la chevra?,, E un ent: "E me a so bon d' rubèi e brech,,. E terz: "E me a so bon d' rubèi i pan,,.

Infat e prim e staca e campanel ma la chevra e u 'l lega ma la coda d' e brech. E cuntadein e sentiva ancora sunè e campanel, e crideva che la chevra la fos ancora di dri. Dop avè fat un pez ed streda, u s' n' incorg che u 'n gn' era più la chevra. E sgond ledre u i dmanda, s' l' à pers una chevra, e e cuntadein l' arspond ed sè. U s' fa tni e brech da l' om, e pu e va a circhè la chevra. Intent e ledre l' è scap via s' e brech. Quand e cuntadein l' artorna, u 'n trova più gnenca e brech, e allora u s' aveia vers chesa piangend. U 'l ved e terz ledre ch' l' era dri un poz, e u i disc ch' u i è casch una caseta d' or t' e poz, e che s' u l' andeva a tò, u i deva cinqu maranghin. E cuntadein, cunteint d' guadagnè i cinqu maranghin, u si spoia e pu e va giò t' e poz, mo u 'n trova gnint. L' artorna so, e u 'n trova più gnenca i pan.

I i aveva rubèd chevra, brech e pan.

C' era una volta un contadino che andava al mercato a cavallo d' un somaro, e aveva di dietro una capra con un campanello legato al collo. Lo vedono tre ladri, e uno di loro dice: " Volete scommettere che io sono buono a rubargli la capra? „ E un altro: " E io sono buono a rubargli il somaro „. Il terzo: " E io sono buono a rubargli i panni „.

Infatti il primo stacca il campanello alla capra e lo lega alla coda del somaro. Il contadino sentiva ancora sonare il campanello, e credeva che la capra fosse ancora di dietro. Dopo aver fatto un pezzo di strada, egli s' accorse che non c' era più la capra. Il secondo ladro gli domanda, se abbia perduto una capra, e il contadino risponde di sì. Si fa tenere il somaro dall' uomo, e poi va a cercare la capra. Intanto il ladro scappò via col somaro. Quando il contadino ritorna, non trova più neanche il somaro, e allora s' avvia verso casa piangendo. Lo vede il terzo ladro che era vicino a un pozzo, e gli dice che gli è cascata una cassetta d' oro nel pozzo, e che s' egli l' andasse a prendere, gli darebbe cinque marenghi. Il contadino, contento di guadagnare i cinque marenghi, si spoglia e poi va giù nel pozzo, ma non trova niente. Ritorna su, e non trova più neanche i panni.

Essi gli avevano rubato capra, somaro e panni.

Lino Bernucci (di anni 15½, III-a classe); domicilio: Rimini (nel Regno); luogo di nascita: Montegiardino. (La novellina è stata sentita a Forlì, dunque nel Regno, ma riprodotta in dialetto sammarinese.) Il 22 giugno 1927.

Manoscritto: 272, 10 " I tre ledre „.

Tipo: variazione del tipo Aarne num. 1525 D.

Monografia: non esiste.

Lista di riscontri: Bolte-Polívka III 390—392 num. 192.

Altririscontri: (SS) Šaulić I 2, 97 s. num. 90. — (Gre) Megas 139—142 num. 4. — (Asia.) (TKir) Živ. St. 25 (1916), 116 num. 26. — (Pers) Christensen 65—67 num. 9.

Areale: Italia, Jugoslavia, Grecia, Oriente musulmano.

38. La somara tinta.

(Ginnasio governativo di San Marino.)

Giuseppe Franciosi, soprannominato *Pep ed Pachin* *), era un simpatico sammarinese, di carattere gioviale, burlone, intelligente ed arguto. Il suo divertimento era quello di burlare il prossimo, specie i più furbi di lui.

Una volta egli acquistò una *somarina* (vale a dire un' asina) di pelo grigio, la quale aveva il vizio di tirar calci e di fermarsi ad ogni discesa senza poterla costringere al passo. Si deve sapere

*) Peppe [= Beppe] di Pachin.

che la somarina piena di vizi, l' aveva comprata, in buona fede, da un prete di campagna. Accortosi dei vizi della bestia, che pensò di fare il nostro Peppe? Comprò del lucido da scarpe nero, tinse bene bene tutta la somarina, le diede da mangiare molta biada, le diede da bere un po' di vino, e così tinta e rafforzata, il mercoledì (giorno di mercato a San Marino) la presentò al prete che gliel' aveva venduta; e seppe tanto ben dire e tanto ben fare, poichè la faceva marciare come un cavallino, che il prete innamoratosi chiese di acquistarla. In principio il nostro Peppe finse di aver gran dispiacere di privarsi di un così caro animale, poi acconsentì di vendergliela ad un prezzo due volte maggiore di quello che gli costava. Il prete la pagò in contanti e, tutto contento, se ne tornò a casa, seguito dal suo fedele servitore. Lungo la strada la bestia, dopo aver digerito, presentava i suoi vecchi vizi, ma il prete non le fece caso. Quando, attraversando un piccolo fiumicello, la somarina si lavò le gambe e queste cambiarono colore, il servo di tratto in tratto sussurrava: "*Sor arciprit, ma questa l' è la sumara ed prima!* „ *). E il prete: "Sciocco, sbagli! la mia somara era di pelo grigio, e questa è nerissima „ — "*Ma arciprit, s' el prova ed lavèla tota, la i diventa cenera enca questa; ch' el guerda m' el gambi!* „ **). Il prete infuriato scese di sella e, osservato bene, rispose: "Hai ragione, quel volpone me l' ha fatta: credevo d' averlo ingannato io, vendendogliela prima con tanti difetti; mi ha invece burlato lui! „

Passati alcuni giorni, il Reverendo tornò da Peppe a reclamare il suo danaro, ma questi bonariamente disse: "Caro arciprete, chi la fa l' aspetti! „

Pierino Galassi (di anni 12, II-a classe); domicilio e luogo di nascita: Borgo. Il 10 maggio 1927.

Manoscritto: 80, 1 "Una burla di Peppe di Pachin „

Tipo: manca nel catalogo dell' Aarne.

Monografia: non esiste.

Riscontri: (GG) Hesekei 24 ss.; Fliegende Blätter 14 (1851), num. 321, p. 65—67 (= Reuter XI 21—24: Läuschen un Rimels I num. 4). — (Lit) Boehm-Specht 263—271 num. 28.

A reale: forse tutta l' Europa.

*) "Signor arciprete, ma questa è la somara di prima! „

**) "Ma arciprete, se Ella prova di lavarla tutta, le diventa di color grigio anche questa; guardi alle gambe! „

39. Il matto, l' albero e i ladri.

(Scuola di San Marino.)

In una famiglia c' erano madre e due fratelli. Uno di questi era matto. Un giorno la sua mamma ha detto a quel matto di andare al mulino, ed egli andò. Per la strada c' era un albero che faceva un verso, perchè tirava il vento. Allora il matto disse: "La *) vuoi macinare tu?,, E lui seguitava. Allora il matto mise la soma vicino al tronco e andò via, dicendogli che domani l' andava a prendere. Appena arrivato a casa, la madre gli disse: "Cosa ti ha detto il *mulinaio*?,, E lui rispose: "Ha detto che la devo andare a prendere domani... Il giorno dopo andò dov' era l' albero, e non vide niente. Allora ritornò a casa tutto arrabbiato, prese nella casa una mannaia e andò via, dicendo alla madre che il *mulinaio* non gli voleva dare la soma. Quando fu vicino all' albero, si mise a tagliare l' albero alle radici, *perfino* che l' albero fu tagliato. Tra le radici *gli* trovò una pignatta piena di marenghi d' oro, ma lui diceva che erano ferracci, e ritornato a casa, tutto arrabbiato fece vedere quella pignatta. Allora la madre tutta contenta disse: "Dammeli a me!,, E lei li portò via, nascondendoli sotto il letto; ma il matto li aveva visti.

Un giorno di lì passò un uomo con un asino caricato di due paniere piene di piatti. Allora quel matto fece vedere quella pignatta a quell' uomo, il quale gli disse, se gliela voleva dare, che gli dava l' asino e i cocci. E allora il matto disse subito di sì. E allora l' uomo andò via tutto contento. Il matto, per mettere l' asino dentro un porcile, gli tagliò le gambe, e quando ritornò a casa sua madre, le raccontò il fatto. Allora lei dal dolore si mise a letto e disse di non mangiare più. Allora il figliolo matto le fece la pappa e gliela fece andar giù col lasagnolo; ma quella povera donna dopo pochi giorni morì.

Il fratello, quello che aveva un po' di più di giudizio, gli disse di andar via, perchè se l' avessero saputo i soldati, li avrebbero messi in prigione. E la sera andarono via. Mentre uscivano, il giudizioso disse all'altro di *battere* l'uscio: e invece il matto lo portò via. Andarono in una foresta; poi andarono sopra un albero, e il matto portò anche l' uscio. La notte vennero sotto l' albero due

*) Intendi: la farina.

ladri, che contavano dei soldi. Ma il matto disse al fratello che voleva fare un bisogno; ma il fratello non lo voleva, e lui lo fece lo stesso. Poi gli uscì la porta dalle mani: allora i ladri fuggirono, lasciando tutti i soldi. La mattina scesero i due fratelli e presero i denari, e ritornarono a casa tutti contenti.

Francesco Fabiani (di anni 14, V-a classe); domicilio: San Marino; luogo di nascita: Santa Mustiola. Il 28 giugno 1927.

Manoscritto: 539, 11.

Tipo. Combinazione di due tipi indipendenti: 1) il matto vende qualche cosa a un albero e trova un tesoro (Aarne num. 1642); 2) i fratelli sull'albero e i ladri (Aarne num. 1653 B).

1. Il matto vende qualche cosa a un albero e trova un tesoro.

Tipo: Aarne num. 1642 (= Aarne-Thompson num. 1643).

Monografia: non esiste.

Liste di riscontri: Bolte-Polivka I 60 s. num. 7; Cosquin II 178—182 num. 58; Chauvin VI 125 s. num. 280. — (RR) Schullerus num. 1642. — (GG) Plenzat num. 1642. — (GV) De Meyer num. 1642*. — (GSF) Hackman, Kat. num. 1642. — (FF) Aarne, Finn. num. 1642; Finn. Erg. I num. 1642. — (FE) Aarne, Estn. num. 1642. — (FLiv) Looorits num. 1642. — (FM) Honti num. 1642.

Altri riscontri: (RE) Espinosa III 405—407 num. 185. — (RI) Zanazzo 214—221 num. 30; Balladoro, Una novellina popol. racc. a Po-veglio Ver. 5—11; Verlengia 3—6; La Sorsa I 111 num. 50. — (GG) Meyer, Platt. Volksm. 148—150 num. 56; Zaunert 96 e 327—333. — (GSF) Hackman, Sagor II 147—150 num. 288, 1—5. 8 (6 versioni); Allardt II 252 s. num. 248. — (SR) Zelenin, Vjatsk. 389 s. num. 124; Smirnov II 711—713 num. 266; Živ. St. 21 (1912), 226 s. num. 3; Černyšov IV num. 10(?); V num. 35(?); Grinkova I num. 53. — (SRW) Andrejev I num. 19(?). — (SU) Javorskij I 225 s. num. 90; Levčenko II 575 s. num. 629. — (SC) Kubín-Polivka, Podkrkon. z. I 210—213 num. 100; II 526 s. num. 300; III 682 num. 100; 809 num. 300; Podkrkon. v. 57—60 num. 36; 295—298 num. 203; 409 num. 36; 433 num. 203. — (SS) Šaulić I 2, 144 s. num. 171. — (FE) Eisen, Rahwa-raam. II 62—67 num. 17. — (FMor) Pelissier 15 s. num. 10. — (FSyr) Wichmann 116 s. num. 41. — (FM) Kálmány, Hagym. II 138 s. num. 32. — (TČ) Nikoljskij 2, 645—648; 63, 480 s. — (Zig) Dobrovoljskij I 4 s. num. 2; Aichele 162—167 num. 40. — (Asia.) (SR) Smirnov II 775 s. num. 302; 791—793 num. 306; Ončukov, Sib. III 2 num. 3. — (Gre) Dawkins 326—329 num. 3; 404—409 num. 1; Kretschmer 61 s. num. 19; Megas 143—150 num. 5. — (Fil) Fansler 352 s. num. 49. — (Africa.) (Neg) Parsons I 288 s. num. 93 = II 159—161 num. 93.

Areale: tutta l'Europa, Siberia, Oriente musulmano, Filippine, Capo Verde.

La versione più antica conosciuta(?): Giambattista Basile, Il Pentamerone I 4 (Italia, 1636).

2. I fratelli sull' albero e i ladri.

Tipo: Aarne num. 1653 B.

Monografia: non esiste.

Liste di riscontri (tipi Aarne num. 1653 A e 1653 B): Bolte-Polivka I 520—527 num. 59; Cosquin I 241—245 num. 22. — (GV) De Meyer num. 1653. — (GSF) Hackman, Kat. num. 1653. — (GN) Christiansen num. 1654; suppl. num. 1654. — (FF) Aarne, Finn. num. 1653; Finn. Erg. I num. 1653. — (FE) Aarne, Estn. num. 1653. — (FLiv) Loooris num. 1653. — (FL) Qvigstad, L. M.- u. Sv. num. 1653. — (FM) Honti num. 1653. — (Asia.) (Indon) de Vries, Volksverh. II 366 s. num. 119; 395 num. 183; 412 num. 306; Voorhoeve 119 s. num. 98; 168 num. 180. — (America.) (Indian) Thompson 419—426 num. 19 E; 428 num. 20.

Altri riscontri (tipi Aarne num. 1653 A e 1653 B): (RE) Espinosa III 403—405 num. 184; Llano 119—122 num. 42. — (RC) Ferrer 42—52. — (RI) Zanazzo 214—221 num. 30; Keller 36—39. — (GG) Jungbauer 60—62 num. 22; Meyer, Plattd. Volksm. 236—238 num. 131. — (GSF) Hackman, Sagor II 151—153 num. 291 (15 versioni); Allardt I 174—176 num. 110. 111; II 202—209 num. 204. 205. — (Let) Šmits III 460—463 num. 19 (3 versioni); 471—475 num. 20. 8. 9 (2 versioni); Salkind num. 950 e 954. — (SR) Černyšov, Skaz. komiss. 1927, p. 16 num. 9; 23 num. 49; Živ. St. 21 (1912), 249—255 num. 15; Černyšov V num. 17(?) e 36(?); Grinkova I num. 53; Karnachov num. 55; Mindaljev, Lastočkina num. 9; Nikiforov A num. 81, 83 e 84. — (SRW) Andrejev I num. 19. — (SU) Javorskij I 215—217 num. 84; 225 s. num. 90; Levčenko II 576—578 num. 630. — (SČ) Kubin-Polivka, Podkrkon. z. I 281—291 num. 148; III 697 num. 148; Podkrkon. v. 75—77 num. 59; 291—293 num. 201; 411 num. 59; 432 num. 201. — (SS) Šaulić I 2, 121 num. 124. — (FE) Eisen, Jaani raam. 95 s. num. 13. — (FL) Qvigstad, L. e. o. s. II 308—311 num. 77. — (FMor) Sarat. etn. sb. 1 (1922), 149 s. num. 6; Lewy num. 5. — (FSyr) Nyelvt. Közl. 42 (1913), 98—102 num. 6; 44 (1915/17), 313 s. num. 41. — (FM) Kálmány, Hagym. II 121—124 num. 21; 186—190 num. 60; 190 s. num. 61. — (TT) Bálint I 32 s. = 117 s. num. 20. — (TČ) Mészáros II 236—242 num. 1; Anderson, Ciuv. num. 31; Nikoljskij 2, 1—8. 247—249. 402—406; 3, 106—111; 4, 275—279. 321 s.; 7, 177—185; 13, 486—500; 16, 62—65; 35, 230 s.; 37, 230—233; 63, 198 s. 469—471. 523 s. — (Zig) Aichele 162—167 num. 40. — (Asia.) (SR) Ončukov, Sib. IV num. 16. — (Gre) Dawkins 330—333 num. 1; Megas 143—150 num. 5. — (Zig) Aichele 5—8 num. 2. — (Indon) de Vries, Volksverh. II 117—119 num. 119. — (Fil) Fansler 338—353 num. 49; 443 num. 49. — (Africa.) (Neg) Parsons I 194—197 num. 65 = II 113—115 num. 65. — (America.) (RE) Laval, Carahue 209—219 num. 16.

Areale: tutta l' Europa, Siberia, Mongolia, Oriente musulmano, India, Indonesia, Filippine, Affrica, America.

La versione più antica conosciuta(?): Siddhi-Kür, cap. 6 (Mongolia, testo anteriore all' anno 1787: Cosquin II 243).

40. La vecchina, la volpe e la faina.

(Scuola di Borgo.)

C' era una volta una vecchina che era sulla porta, piangendo perchè la sua gallina non le faceva le uova. Allora passò la volpe vestita da frate, e disse: "Perchè piangete, buona vecchierella? „ Allora la vecchina disse: "Piango, perchè la mia cara gallinella non fa le uova „. Allora la volpe, tutta contenta, disse: "Se la date a me per due o tre giorni, vedrete che farà le uova „. La vecchina disse [di sì. La volpe disse:] "Allora domattina la passo a prendere „. E la volpe si avviò verso casa.

La faina, vestita da *spranghino*, urlava: "Chi ha i piatti rotti? „ — e passò davanti alla vecchina, e disse: "Perchè siete sì afflitta? „ E la vecchina disse: "Perchè la mia gallinella non fa le uova „. — "Datela a me e vedrete che entro tre giorni le uova le farà!, [La vecchietta disse di sì, e la faina disse che l' altro giorno verrebbe a prendere la gallina.]

Allora un vicino che le aveva conosciute, che erano volpe e faina, disse alla vecchina: "Buona donna, domani, quando la volpe e la faina verranno per prendere la gallina, il cane salterà loro addosso, agguantandole e sbranandole „.

Detto fatto: la mattina dopo il vicino le diede il cane. Allora la volpe entrò franca per prendere la gallina; non aveva fatto che un passo, che il cane le saltò addosso e la sbranò. Dopo un quatticello la faina, come la volpe, entrò, e non aveva fatto che un passo, che le toccò la stessa fine della volpe.

La gallina ricominciò a fare le uova, e la vecchina tornò ad essere allegra e filare la rocca.

Ilde Giacomini (di anni 12, V-a classe); domicilio e luogo di nascita: Borgo. Il 27 giugno 1927.

Manoscritto: 457, 1.

Tipo: manca nel catalogo dell' Aarne.

Monografia: non esiste.

Riscontri: non ne conosco. -

41. La capra dalla lingua a sega.

(Scuola di Borgo.)

C' era 'na volta 'na medre col su fiol. Un giorno la medre i à det: "Mario, vien con me a fè la legna! „ Mario dis de sè,

e andò via con la medre senza chiud la porta. A metà streda la medre i à det: "È chius la porta?,, E el fiol i à det de no. Allora la medre i à det: "Torna indietro!,, E el fiol ubdi, ma mentre che steva per chiud la porta, vid che c' era la chepra da la lingua a sega, e fugì spaventèt a chiedi socors a l' ucin, e i promès, se avreb scacièt la chepra, i avreb det un bel pezz de pen. L' ucin ubdi e dis de sè. Apena che arivò, i dis la chepra: "Io sono la lingua a sega e ti pos seghè tuta la testa!,, L' ucin rispos: "Io con el mi bechetin ti for el cervelin!,, La chepra spaurita fugì via; e Mario died el pezz de pen a l' ucin, chius l' uscio e andò via.

C' era una volta una madre col suo figliuolo. Un giorno la madre gli disse: "Mario, vieni con me a fare la legna!,, Mario disse di sì, e andò via con la madre senza chiudere la porta. A mezza strada la madre gli disse: "È chiusa la porta?,, E il figliuolo le disse di no. Allora la madre gli disse: "Torna indietro!,, E il figliuolo ubbidì, ma mentre che stava per chiudere la porta, vide che c' era la capra dalla lingua a sega, e fuggì spaventato a chiedere soccorso all' uccellino, al quale promise, che se avesse scacciata la capra, gli avrebbe dato un bel pezzo di pane. L' uccellino ubbidì e disse di sì. Appena che arrivò, gli disse la capra: "Io sono la lingua a sega e ti posso segare tutta la testa!,, L' uccellino rispose: "Io con il mio beccettino ti foro il cervellino!,, La capra spaurita fuggì via; e Mario diede il pezzo di pane all' uccellino, chiuse l' uscio e andò via.

Luigi Lazzarini (di anni 14. V-a classe); domicilio: Borgo; luogo di nascita: Clutar [?] in Germania. (La novellina è stata sentita a Cagli, prov. di Pesaro e Urbino, dunque nel Regno, e riprodotta in un dialetto non-sammarinese.) Il 27 giugno 1927.

Manoscritto: 460. 1 „La chepra con la lingua a sega e l' ucin ...

Tipo: Aarne-Thompson num. 212.

Monografia: A. Fischer, Bajka o kozie obdartej, Lud 16 (1910), 347—357.

Liste di riscontri: Bolte-Polivka I 346—349 num. 36; Cosquin II 116 s. num. 47. — (RR) Schullerus num. 103 I*. — (GG) Plenzat p. 9 s. — (FM) Honti num. 212.

Altri riscontri: (RE) Espinosa III 477—479 num. 251; 479 s. num. 252. — (RC) Ferrer 11—14. — (RI) Causa 20—24 "La capra ferrata", de Pasquale, Seconda raccolta 12—15 num. 4. — (GG) Jungbauer 63—68 num. 23; 68—70 num. 24. — (Let) Šmits I 317 s. num. 110. — (SR) Zelenin, Permsk. 403 s. num. 79; Smirnov II 668 s. num. 248; Arch. Soc. Geogr. R. II 51 (cf. Zelenin, Opis. I 83); XXIII 134 fol. 50 b num. 24; A 209 II 61; Otveti na programmy num. 243, fol. 7b—8a num. 4; Černyšov I num. 11; II A num. 8; V num. 4 e 9. — (SRW) Andrejev I num. 29. — (SU) Javorskij I 161 s. num. 62; Levčenko II 294 s. num. 454; 295 num. 455; Etnogr. Zbirn. 37/38, 44 s. num. 31; 198—200 num. 153; 295—298 num. 222; 298 s. num. 223; 299—301 num. 224; 301—305 num. 225; 305—307 num. 226. — (SČ)

Kubín-Polívka, Podkrkon. z. II 539 s. num. 317; III 818 num. 317. — (*FE*) Eisen, Rahwa-raam. V 120 s. num. 46; Hans ja wanap. 98 s. num. 102. — (*FWot*) Munkácsi, Votj. 120—124 num. 2. — (*FSyr*) Wichmann 40—43 num. 14; 113 s. num. 39; Nyelvt. Közl. 44 (1915/17), 314—317 num. 42. — (*TC*) Anderson, Ciuv. num. 56; Nikoljskij 3, 400—405; 7, 91—95; 13, 529—532. — (*Asia.*) (*SR*) Gerasimov 51 num. 19.

A reale: tutta l' Europa, Caucaso, Siberia.

La versione più antica conosciuta: Grimm, Kinder- und Hausmärchen num. 36 (Germania, 1812).

42. Il lupo e la lumaca.

(*Scuola di Borgo.*)

Il lupo e la lumaca mentre un giorno erano nella via del Borgo, disse il lupo: "O buon giorno!,, E la lumaca rispose: "Buon giorno! Ove va lei?,, Il lupo disse: "In città,, La lumaca rispose: "Ora che anche io vado in quel luogo? Faremo a chi fa prima ad arrivare alla porta del paese!,, E il lupo disse di sì. La lumaca, più furba, montò sulla coda del lupo; e intanto il lupo corse, corse... La lumaca scese giù e disse: "O sei arrivato adesso tu?,, — "Sì!,, disse il lupo. — "Ed io, è tanto che sono qui!,, Allora la lumaca e il lupo andarono a prendere un caffè. Appena finito, la lumaca andò via, e così dovette pagare il lupo.

Raffaella Michetti (di anni 10, III-a classe); domicilio e luogo di nascita: Borgo. Il 27 giugno 1927.

Manoscritto: 420, 11.

Tipo: Aarne num. 275.

Monografia: O. Dähnhardt, Natursagen IV, Leipzig—Berlin 1912, p. 46—97 (specialmente p. 72—85).

Liste di riscontri: Bolte-Polívka III 350—355 num. 187. — (*FF*) Aarne, Finn. num. 275; Finn. Erg. I num. 275. — (*FE*) Aarne, Estn. num. 275. — (*FLiv*) Loores num. 275. — (*FL*) Qvigstad, L. M.- u. Sv. num. 275. — (*Asia.*) (*Indon*) de Vries, Volksverh. I 359 s. num. 9; II 404 num. 121. — (*America.*) (*Indian*) Thompson 437—449 num. 24 R.

Altri riscontri: (*RE*) Espinosa III 463 num. 230; 463 s. num. 231; Llano 263 num. 175. — (*RI*) de Pasquale, Seconda raccolta 8—10 num. 2; Balladoro, Novell. 247 s. num. 202; La Sorsa I 59 s. num. 18; Folklore 8 (1922), 91. — (*Lit*) Cappeller 7 s. num. 6. — (*Let*) Šmits I 381 s. num. 197 (2 versioni); 382 num. 198; 382 s. num. 199. — (*SR*) Arch. Soc. Geogr. R. XL 14, 5a num. 2. — (*SU*) Etnogr. Zbirn. 37/38, 479 num. 369; 479 s. num. 370. — (*FE*) Löwis 250 s. num. 80. — (*Asia.*) (*TKir*) Sb. mat. d. stat. Syr-

Darj. obl. 4 (1895), 2, 127—136; 6 (1897), 2, 103 s. — (*America.*) (*Arauc*) de Saunière 104—107 num. 11.

A reale: tutta l' Europa, Caucaso, Siberia, Oriente musulmano, India, Indocina, Indonesia, Giappone, Affrica, America, Fiji.

Le version i più antiche conosciute: "Fuchs und Krebs,, (poemetto tedesco, Germania, sec. 13^o: Dähnhardt IV 80); favole di Vartan (Armenia, sec. 13^o: Dähnhardt IV 78).

43. Tribgino e il mago.

(*Scuola di Borgo.*)

Tribsgin l' era e fiul d' un om ch' u i era mort la moi; e l' à mes un pera ed scherpi, che quand u gli aveva tarlèd, u si spuseva. Un giorn e sta dona la ved Tribsgin e la i disc: "To un fer da calzet e va tarlè el scherpi!,, Allora e su ba' e va veda, e egli era tarledi. Allora u si sposa; e dap un mes la i disc m' e su marid: "Se te tu 'n mand via e tu fiul, a vagh via ia!,, Allora un giorn e su ba' e to una pagnota ed pen, e u 'l porta via at 'na macia. L' era nota, e Tribsgin u 'n po più truvè la streda da vni a chesa; e ved un lumicin, ch' l' era la chesa d' e megh. E va là. Apena l' entra, e ved una vecia e u i disc: "U i è e post da durmì? perchè a 'n pos più truvè la streda d' andè a chesa,,. E la i disc: "A i ò e mi fiul ch' e magna i burdel,,. E Tribsgin u i disc: "A c' masgiarèm!,, e e va a durmì. L' ariva e megh e disc: "O, che poza ed cristièn!,, E la su ma' la i disc: "L' è d' u burdel ch' i è vnud a durmì, perchè e 'n à putùd truvè la streda d' andè a chesa,,. E megh e disc: "Dmateina a m' e magn da clazion,,. E u s' l' è magnèd.

Tribgino era il figliuolo d' un uomo, la cui moglie era morta; e costui s' era messo un paio di scarpe, che quando sarebbero tarlate, prenderebbe moglie. Un giorno questa donna vede Tribgino e gli dice: "Prendi un ferro da calza e va' a *tarlare* le scarpe!,, Allora il suo babbo va a vedere, ed esse erano tarlate. Allora egli si sposa; e dopo un mese ella dice a suo marito: "Se tu non mandi via tuo figliuolo, vado via io,,. Allora un giorno il suo babbo prende una pagnotta di pane, e lo porta via [il figliuolo] in una macchia. Era notte, e Tribgino non può più trovare la strada da tornare a casa; e vede un lumicino, che era [quello del]la casa del mago. E va là. Appena entra, vede una vecchia e le dice: "C' è il posto da dormire? perchè non posso più trovare la strada da andare a casa,,. E lei gli dice: "Ci ho il mio figliuolo che mangia i ragazzi,,. E Tribgino dice: "Ci nasconderemo!,, e va a dormire. Arriva il mago e dice: "Oh, che puzza di cristiani!,, E la sua mamma gli dice: "È del ragazzo che ci

è venuto a dormire, perchè non ha potuto trovare la strada da andare a casa ... Il mago dice: " Domattina me lo mangio *da* colazione,, E se lo mangiò.

Marino Berti (di anni 13, IV-a classe); domicilio e luogo di nascita: Borgo. Il 27 giugno 1927.

Manoscritto: 429, 1.

Tipo: Aarne num. 327 A (manca la seconda parte; l' ultima frase è fittizia).

Monografia: E. Cosquin, *Études folkloriques*, Paris 1922, p. 349—399: " Le conte de " la chaudière bouillante et la feinte maladie,, dans l' Inde et hors de l' Inde,,.

Liste di riscontri (tipi Aarne num. 327 A, Aarne-Thompson num. 327 C ed Aarne num. 1121): Bolte-Polívka I 115—123 num. 15. — (RR) Schullerus num. 327 A. — (GG) Plenzat num. 327 A. — (GV) De Meyer num. 327 A. — (GSF) Hackman, Kat. num. 327 A, 327*, 327** e 1121. — (GN) Christiansen num. 327 A e 327**; suppl. num. 327 e 327*. — (FF) Aarne, Finn. num. 327 A e 1121; Finn. Erg. I num. 327 A e 1121. — (FE) Aarne, Estn. num. 327 A. — (FLiv) Loozits num. 327 A. — (FL) Qvigstad, L. M.-u. Sv. num. 327 A e 1121. — (FM) Honti num. 327 A e 1121. — (Indon) de Vries, Volksverh. I 362 s. num. 16; II 405 num. 148; Voorhoeve 158 num. 158. — (America.) (Indian) Thompson 357—366 num. 5.

Altri riscontri (tipi Aarne num. 327 A, Aarne-Thompson num. 327 C ed Aarne num. 1121): (RE) Cabal 191—193. — (RC) Ferrer 99—102(?). — (RF) Perbose I 1—24. — (RI) Causa 85—96 " La maestra,,; La Sorsa I 232—234 num. 3(?). — (RR) Obert 89 num. 57. — (GG) Jungbauer 25—27 num. 5; Meyer, Plattd. Volksm. 19—21 num. 4; 21—24 num. 5. — (GSF) Hackman, Sagor I 106—110 num. 57a (14 versioni); 110—112 num. 57b (4 versioni); 112—114 num. 57c (4 versioni); II 2 s. num. 202a, 3; 4 s. num. 202b, 3; 6 s. num. 202b, 5; 17 s. num. 202b, 19; 18 s. num. 202b, 20; 19 s. num. 202b, 21; 117 num. 275, 9; Allardt I 165—176 num. 103—111; II 112 s. num. 96; 130—132 num. 103. — (Let) Šmits III 463—484 num. 20 (15 versioni); 484—495 num. 21 (14 versioni); 499—501 num. 23 (2 versioni); Salkind num. 954 e 961. — (SR) Cejtin 184—186 num. 10; Zelenin, Permsk. 414—416 num. 86; Vjatsk. 53—56 num. 11; 275 s. num. 87; 287—292 num. 97; 357—360 num. 115; Smirnov I 213 s. num. 40; 373—376 num. 120; 419 s. num. 143; II 630 num. 231; 670—672 num. 250; Černyšov, Skaz. komiss. 1927, p. 23 num. 46(?) e 49; Živ. St. 21 (1912), 289—292 num. 2; Arch. Soc. Geogr. R. X 54, 9 s. num. 3; Černyšov I num. 2; IV num. 17(?); V num. 15—19, 37, 77, 101 e 101 A; Mindal'ov, Kulikova num. 4 e Lastočkina num. 7, 9; Nikiforov A num. 79 e 81; B num. 19 a, b, v, g. — (SRW) Arch. Soc. Geogr. R. XLVI 9, 15b—17b num. 5. — (SU) Javorskij I 43 s. num. 22; Bessaraba 84—86 num. 48; Levčenko II 301 s. num. 465; 302 s. num. 466; 487 s. num. 561(?); Zelenin, Opis. I 296 num. 7; 471; Arch. Soc. Geogr. R. D 6 IV 77—92 num. 16. — (SP) Kupiec I 63—72. — (SČ) Kubín-Polívka, Podkrkon. v. 179 s. num. 135; 260—265 num. 190; 282—284 num. 195(?); 421 num. 135; 429 num. 190; 431 num. 195(?). — (SS) Šaulić I 2, 169 num. 204. — (SB) Deržavin II 69—72 num. 40. — (FF) Kettunen I 113—118 num. 31. — (FE) Kunder 15—17; Eisen, Rahwa-raam. II 3—6 num. 1;

Wanap. jutud I 88—91 num. 32; Koerakoonlased 36; 52 s.; Kalevip. esi-isad 119—122; Eesti ennem. jutud II 224—226 num. 28. — (*FL*) Qvigstad, L. e. o. s. II 42—47 num. 24(?). — (*FMor*) Sarat. etn. sb. 1 (1922), 159—161 num. 14; 267 num. 8; Lewy num. 14. — (*FSyr*) Nyelvt. Közl. 44 (1915/17), 226—233 num. 19; 45 (1917/20), 426—428 num. 4. — (*FM*) Ipolyi 441—445 num. 96. — (*TČ*) Anderson, Ciuv. num. 31; Nikoljskij 2, 1—8. 247—249. 402—406; 7, 24—34. 177—185; 35, 227; 37, 230—233; 63, 469—471. — (*TB*) Zelenin, Permsk. 485—488 num. 108(?). — (*Asia.*) (*SR*) Gerasimov 48 s. num. 17(?); Smirnov II 861 s. num. 343; Živ. St. 21 (1912), 319 s. num. 1. — (*TT*) Radloff IX 446—449 num. 437(?). — (*TKir*) Melkov num. 3(?); Sb. mat. d. stat. Syr-Darj. obl. 9 (1901), 2, 22—25 num. 1(?); 25—28 num. 2(?). — (*TAlt*) Verbickij 156 s.(?); 157(?). — (*TKar*) Radloff IX 626 s. num. 114(?); 629 s. num. 125(?). — (*TUri*) Radloff IX 10 s. num. 150(?); 158—160 num. 1319(?). — (*Bur*) Rudnev III 041—045 num. 8(?). — (*Gre*) Dawkins 484—489 num. 6. — (*Zig*) Aichele 5—8 num. 2. — (*Indon*) de Vries, Volksverh. I 75—78 num. 16. — (*Fil*) Fansler 279—285 num. 36(?). — (*America.*) (*RE*) Laval, Carahue 196—205 num. 14.

A reale: tutta l' Europa, Caucaso, Siberia, Oriente musulmano, India, Indonesia, Filippine, Giappone(?), Affrica, America, Samoa.

La versione più antica conosciuta: Grimm, Kinder- und Hausmärchen num. 15 (Germania, 1812).

44. Il lupo e i due fanciulli.

(Scuola di Borgo.)

C' era una volta un lupo e la sua Caterina. Allora una sera alla moglie capitarono due poveri fanciulli scalzi colla neve, che le domandavano l' alloggio. Lei non li voleva, perchè pensava all' arrivata del marito, che avrebbe fatto [di] tutto un boccone; ma loro pregavano di essere alloggiati. La donna, perchè non li avesse visto il marito, li nascose nell' armadio. Appena arrivato, il lupo cominciò a dire: “*A sent una poza ed cristianeg; quant u i n' è, quant u i n' è sted, quant a n' trov, tent a m' nun vai magnè!*” *) Quei poveri fanciulli tremavano della paura a sentire quel brutto lupo, ma quella brutta bestia li ha voluti vedere, perchè se no — mangiava la moglie. Appena li ha visti, ha detto: “*Mettili là nel letto con i nostri due; ai nostri mettici la berretta e mettili nel mezzo, chè a quegli altri domattina li voglio mangiare* „. Allora la moglie ha fatto come aveva detto il marito. Dopo sono andati

*) “*Sento una puzza di cristianicci; quanti ce ne sono, quanti ce ne sono stati, quanti ne trovo, tanti me ne voglio mangiare!* „

tutti a letto; e la mattina i due fratellini saltarono la finestra e andarono a lavorare per fare una casina e per starne bene, che ora godano la salute.

Bianca Giri (di anni 10, IV-a classe); domicilio: Borgo; luogo di nascita: Cailungo. Il 27 giugno 1927.

Manoscritto: 435, 1 " Storia del lupe e della Caterina ...

Tipo: Aarne num. 327 B (frammento).

Monografia: non esiste.

Liste di riscontri (tipi Aarne num. 327 B e 1119): Bolte-Polvka I 124—126 num. 15; 499—501 num. 56. — (RR) Schullerus num. 327 B e 1119. — (GV) De Meyer num. 327 B e 1119. — (GSF) Hackman, Kat. num. 327 B. — (SC) Tille I 162—169 num. 5; 224 num. 5a. — (FF) Aarne, Finn. num. 327 B e 1119; Finn. Erg. I num. 327 B. — (FE) Aarne, Estn. num. 327 B e 1119. — (FLiv) Looorits num. 327 B. — (FL) Qvigstad, L. M.- u. Sv. num. 327 B. — (FM) Honti num. 327 B, 327 D e 1119. — (Asia.) (Indon) de Vries, Volksverh. I 362 s. num. 16; II 405 num. 149. — (America.) (Indian) Thompson 357—366 num. 5.

Altri riscontri (tipi Aarne num. 327 B e 1119): (RE) Llano 122—124 num. 43; Cabal 60—65. — (RI) Folkl. Calabr. 1 (1915), nr. 1/2, p. 5 s. — (GSF) Hackman, Sagor I 114—117 num. 57 e (5 versioni); Allardt I 117—180 num. 113. 114. — (Let) Šmits II 480—485 num. 20, 16. 17 (2 versioni); III 496—499 num. 22 (3 versioni); IV 8—10 num. 1, 1; 18—22 num. 1, 6; V 11—15 num. 1, 3. — (SR) Smirnov I 468—471 num. 172; II 519—523 num. 184; Černyšov II A num. 17; Grinkova II num. 11. — (SRW) Arch. Soc. Geogr. R. A 190 XII 49—65 num. 5. — (SU) Javorskij I 37—42 num. 21; 43 f. num. 22; Levčenko II 361 s. num. 494. — (SP) Kupiec I 63—72. — (SB) Deržavin II 69—72 num. 40. — (FF) Löwis 23—26 num. 7. — (FL) Qvigstad, L. e. o. s. I 32—37 num. 9. — (FMor) Sarat. etn. sb. 1 (1922), 156 s. num. 12. — (TT) Vasiljev 92—97 num. 31. — (TČ) Mészáros II 296—305 num. 6; Anderson, Ciuv. num. 6 e 60; Nikoljskij 2, 334—345; 4, 284—290; 7, 83—91; 15, 179—182; 97, 525—530. — (Gre) Kretschmer 204—219 num. 48; Megas 112—119 num. 12. — (Zig) Aichele 178—193 num. 42; 237—240 num. 54. — (Caucaso.) (Ava) Sborn. sv. o k. g. 2 (1869), 5, 25—30. — (Asia.) (Čuk) Živ. St. 21 (1912), 495—502. — (Gre) Kretschmer 50—52 num. 14. — (Zig) Aichele 11—13 num. 4. — (Fil) Fansler 299—301 num. 40; 442 num. 40. — (Africa.) (Neg) Parsons I 73—86 num. 26 = II 54—58 num. 26.

Areale: tutta l' Europa, Caucaso, Siberia, Oriente musulmano, Ceylan, Affrica, America settentrionale.

La versione più antica conosciuta: Charles Perrault, Le petit Poucet (Francia, 1697).

45. Cappuccetto rosso.

(Scuola di Borgo.)

C' era una volta una bambina chiamata Cappuccetto rosso. Un giorno, mentre andava dalla nonna che si trovava in lontano paese, incontrò un lupo, il quale le corse incontro e le disse: "Dove vai, Cappuccetto rosso?..". Cappuccetto rispose: "Vado dalla nonna a portare questo vaso di burro e questa ciambella...". Il lupo le rispose: "Facciamo a chi fa prima?..". Cappuccetto disse "sì... e si avviarono. Il lupo furbo passò per la via più corta e a correre sempre di galoppo, e Cappuccetto per la via più lunga a cogliere fiori e a prendere farfalle. Intanto il lupo arrivò e bussò alla porta, dove abitava la nonna. La nonna era in letto, e gli disse: "Tira il filo, e la porta s' aprirà!..". Infatti tirò il filo e la porta s' aprì. Il lupo entrò in casa e andò nel letto colla nonna, e la mangiò. Poco dopo arrivò Cappuccetto rosso; pose sul tavolino il burro e la ciambella. Il lupo disse a Cappuccetto rosso: "Vieni qui con me!..". Cappuccetto ubbidì e vi andò. Appena arrivata nel letto, Cappuccetto disse al lupo: "Nonna, che orecchie lunghe hai!..", — "Ah, carina, son per sentir meglio..", — "Nonna, che gambe lunghe hai!..", — "Ah, carina, per camminar meglio..", — "Nonna, che mani piccole hai!..", — "Ah, sono vecchia, sono diventate piccole..", — "Nonna, che occhi grossi hai!..", — "È per veder meglio..", — "Nonna, che denti lunghi hai!..". Non appena pronunciate queste parole, il lupo ne fece lesto un dolce boccone.

Sara Burgagni (di anni 10, IV-a classe); domicilio e luogo di nascita: Borgo. Il 27 giugno 1927.

Manoscritto: 432, 1.

Tipo: Aarne num. 333.

Monografia, riscontri, areale, versione più antica conosciuta: v. p. 35 s. num. 30 "Cappuccetto rosso",.

46. Caterina e il lupo.

(Scuola di Borgo.)

U i era una volta la Catarneina; e la su mama la i à det: "Va da e zi lup a tò la padela per cosgia el friteli!..". E la Catarneina la i è andeda, e la i è entreda. E zi lup l' era t' e let, e la Catarneina la i à dmand, se u i deva la padela da cosgia el

friteli. E lup u gli à deda, ma u i à det: “Arcorte, che a li vai enca me!,, — “Sè, sè, a v’ li port!,, E la Catarneina la va a chesa. Allora la Catarneina, quand l’ à cot el friteli, la i n’ à port tre e la padela ma e zi lup. Per la streda la i à incontro una d’ li su cumpagni, e la i à det: “Dam una fritela!,, Allora la Catarneina la gli à deda, e la i è andeda via. Più in là la i à truvèd un’ enta cumpagna, e la i à det: “Dam una fritela!,, E la Catarneina la gli à deda. Più in là l’ à trov una burdela, e la i à dmand, se la i deva una fritela. E la Catarneina la gli à deda, ma dap la s’ è incorta che la na aveva più gnint. Allora la s’ è mesa a piangia. A lè l’ è pas un brech, e la Catarneina la i à mes un piat sota; e ma e zi lup la i à port quel, e la i è fugida ma chesa. Allora, quand e zi lup l’ è sted so, l’ è andèd a magnè el friteli: e gli era cativi. E zi lup l’ à urlèd ma la Catarneina, che la ciudes tot i busc, chè cla nota u l’ andeva a magnè. E la Catarneina l’ à cius tot gnica, e l’ à lasc avert e busc d’ e camein. E lup l’ è pas a lè e l’ à magnèd la Catarneina e la su ma’.

C’ era una volta la Caterina; e la sua mamma le disse: “Va’ dallo zio lupo a prendere la padella per cuocere le frittelle!,, E la Caterina vi andò, e vi entrò. Lo zio lupo era a letto, e la Caterina gli domandò, se le dava la padella da cuocere le frittelle. Il lupo gliela diede, ma le disse: “Ricordati che le voglio anch’ io!,, — “Sì, sì, ve le porterò!,, E la Caterina va a casa. Allora la Caterina, quando ebbe cotto le frittelle, ne portò tre e la padella allo zio lupo. Per la strada incontrò una delle sue compagne, e questa le disse: “Dammi una frittella!,, Allora la Caterina gliela diede, e andò via. Più in là trovò un’ altra compagna, e questa le disse: “Dammi una frittella!,, E la Caterina gliela diede. Più in là trovò una bambina, e questa le domandò, se le dava una frittella. E la Caterina gliela diede, ma dopo si accorse che non aveva più niente. Allora si mise a piangere. Lì passò un asino, e la Caterina gli mise un piatto sotto; e portò quello allo zio lupo, e fuggì a casa. Allora, quando lo zio lupo s’ alzò, andò a mangiare le frittelle: ed erano cattive. Lo zio lupo urlò alla Caterina, che chiudesse tutti i buchi, chè quella notte andava a mangiarla. E la Caterina chiuse tutto, ma lasciò aperto il buco del camino. Il lupo passò di lì, e mangiò la Caterina e la sua mamma.

Giuseppina Tini (di anni 11, IV-a classe); domicilio e luogo di nascita: Borgo. Il 27 e 28 giugno 1927.

Manoscritto: 447, 1.

Tipo: manca nel catalogo dell’ Aarne.

Monografia: non esiste.

Riscontri: v. fasc. I, p. 11 num. 3 “La Rosina e il Mago”.

Areale: Italia (sola?).

47. Caterina e il lupo.

(Scuola di Borgo.)

C' era una volta una bambina che si chiamava Caterina. Un giorno disse alla sua mamma: "Oggi vogliamo fare le frittelle!,,. La mamma rispose: "Ma non abbiamo la padella!,, — "La vado a prendere dallo zio lupo!,,. Cammina, cammina, e arriva alla porta dello zio lupo; e gli dice: "Mi dai la padella da fare le frittelle?,, — "Basta che le porti anche a me; sì!,,.

Caterina arriva a casa sua e si mette subito a fare le frittelle. Dopo si mettono a mangiare; ma Caterina ne lascia cinque o sei, e poi gliele porta. Dopo aver camminato un po', se le mangia tutte, e per far credere che fossero frittelle, vi mette la terra bagnata. Bussa; lo zio dice: "Entra, chè sono ancora a letto!,,. Lei entra piano piano e le mette sulla tavola, e dopo esce a gambe levate. Il lupo sta su, e vede che è terra, e dice: "Caterina, chiudi tutti i buchi, chè stanotte ti vengo a mangiare!,,.

Il lupo passa per il buco del camino, e urla: "Caterina, sono nella camera! Caterina, ti mangio! Am!,,.

Anna Ceccoli (di anni 10, IV-a classe); domicilio e luogo di nascita: Borgo. Il 27 giugno 1927.

Manoscritto: 433, 1 "Storia del lupo e della Caterina,,.

Tipo: manca nel catalogo dell' Aarne.

Monografia: non esiste.

Riscontri: v. fasc. I, p. 11 num. 3 "La Rosina e il Mago,,.

Areale: Italia (sola?).

48. La Favetta.

(Scuola di Borgo.)

C' era una volta un re, che aveva un figlio a cui piaceva molto di andare a caccia. Un giorno il principe prese il fucile e andò lontano in una selva. Udì i suoi cani che abbaiano lontano. Egli, in compagnia d' un servo, andò a vedere, credendo vi fosse una lepre; invece, in un campo di fava trovarono un cestino, nel quale vi era una bella bimba. Quando il principe vide quella bella piccina, volle portarla alla reggia; e la chiamò Favetta, perchè trovata in un campo di fava. La fece allevare ed istruire, e le ebbe tutte le cure che avrebbe avuto per una sorella. La bimba, fatta

giovane, era di una bellezza meravigliosa, molto brava, buona, ubbidiente, e lavorava bene *di* tutto.

Un giorno il principe le disse: “ Favetta, prendo moglie ... Essa rispose: “ Fate bene; quando avrete comprato l’ abito ed i gioielli per la sposa, mandatemeli a vedere ... — “ Non dubitare, Favetta! ..

Quando il principe fu dalla fidanzata, disse: “ Non sai? La mia Favetta desidererebbe vedere l’ abito da sposa ed i gioielli. Vogliamo mandarglieli? .. — “ Volentieri! .., rispose la fidanzata; e così dicendo, chiamò un servo e mandò il pacco alla Favetta.

Quando il servo fu alla porta di casa del principe, domandò della signorina. Si presentò la Favetta, la quale prese il pacco, invitò l’ uomo in casa, lo fece mettere a sedere, poi prese un bacile d’ acqua fresca, si levò tutti e due gli occhi, li lavò, se li rimise a posto, e diventò più bella del sole; osservò la stoffa, guardò i gioielli che li trovò bellissimi, riconsegnò tutto a quel servo e lo congedò.

Quando egli tornò a casa, pieno di meraviglia disse alla padrona: “ Che cosa mai ho visto io!... .. — “ Parla... .., rispose la fidanzata del principe, “ racconta! .., — “ Ho visto la Favetta *a* togliersi gli occhi, *a* metterli in un bacile pieno d’ acqua, *a* rimetterseli a posto e *a* diventare più bella del sole. .. — “ Anch’ io voglio fare così, non voglio essere da meno della Favetta! .. Si levò gli occhi, e morì.

Il principe tornò a casa tutto addolorato, tutto inquieto, e volle sapere dalla Favetta, che cosa aveva insegnato al servo. La Favetta assicurò di non aver detto niente.

Passò un anno e tre giorni. Il principe tornò ad avvertire la Favetta che prendeva moglie, e le disse che questa volta non le avrebbe mandato a vedere nè abito nè gioielli. La Favetta rispose che non le importava niente.

La fidanzata del principe sapeva che la Favetta lavorava molto bene ed aveva buon gusto. Mandò un servo, perchè le scegliesse tutte le guarnizioni per l’ abito da sposa.

Entrò il servo nella reggia. La Favetta l’ accolse gentilmente, scelse le guarnizioni di moda, poi gli disse: “ Sedete, chè ora voglio prepararvi la colazione! .. Si lavò bene le mani, mise al fuoco una padella piena d’ olio, e quando l’ olio cominciò a bollire, vi mise dentro tutte e due le proprie mani; e nella padella vennero due belle sogliole lunghe mezzo metro. Le cosse, poi le mise in

tavola. Il servo, sbalordito, si mise a mangiare il gustoso pesce. Poi andò a casa, ed ancora meravigliato, raccontò tutto alla padrona. Questa disse: “Io non voglio essere meno della Favetta, lo voglio fare anch’ io! „. Fece mettere sul fuoco una padella piena d’ olio, vi immerse le mani, mentre l’ olio bolliva — provò tanto dolore, che in poche ore morì.

Il principe tornò a casa più inquieto della prima volta. La Favetta non rispose mai.

Passò un altro anno e tre giorni. Egli tornò dalla Favetta e le disse: “Io prendo moglie, ma questa volta dirò alla mia fidanzata di non mandarti a vedere niente „. La Favetta non rispose.

Era la vigilia delle nozze, e la fidanzata del principe non poteva finire il manto, perchè le mancava un filo d’ oro e uno d’ argento; in nessun negozio potè trovarne da uguagliare. Il principe disse: “La mia Favetta lavora con fili d’ oro e d’ argento; potete mandare da lei „. La fidanzata chiamò un servo e gli diede la commissione.

Quando il servo fu dalla Favetta, questa lo fece accomodare e disse: “Il filo che la futura regina cerca, posso darglielo io „. Così detto, prese un punteruolo d’ oro, si punse dal lato destro sotto una costola, e le venne fuori un bel filo d’ oro; ed al servo diede il comando di *gomitolare*. Poi si punse dal lato sinistro: venne fuori un bel filo d’ argento lucente, ed il servo ne fece un secondo gomitolò. Tornò a casa più sbalordito che mai.

Il principe, che era presente, gli comandò di non raccontare nulla, ma la curiosa fidanzata volle sapere, dove la Favetta aveva preso quel filo meraviglioso. Il servo raccontò tutto quello che aveva visto. La fidanzata disse: “Io non sono meno della Favetta! „, prese anch’ essa un pugnale, si colpì al cuore, e morì.

Questa volta il principe voleva scacciare di casa la Favetta, la minacciò, — ed essa, sempre bella e buona, non rispose mai.

Passò un altr’ anno e tre giorni. Il principe disse: “Favetta, prepara il pranzo per molti invitati: domani mi sposo! „. Egli aveva nell’ idea di sposare la Favetta — visto che non riusciva a trovare una signorina bella, buona e brava come essa.

Alla mattina il principe si alzò anche più tardi del solito, si vestì degli abiti di gran gala, poi si nascose in una dispensa di vivande non frequentata.

Suonavano le undici antimeridiane agli orologi della reggia, e non c'era in cucina nessun movimento; anche il fuoco era spento. Il principe pensava: "Come mai la Favetta non ha voluto e non vuol preparar nulla?.. In quel mentre essa entrò in cucina e senza toccar niente incominciò a comandare: "Fuoco, accenditi! Casseruole, tegami, sul fuoco! Carni, cuocetevi! Dolci, al forno! Tavole, apparecchiatevi! Frutta, vino, tutto pronto! Pranzo per trentasei persone bene ordinato, ben cucinato, ben diviso!..

Tutto ubbidiva agli ordini della Favetta, tutto si moveva, tegami e casseruole correvano per la cucina. Il principe nascosto stava seduto su di un mortaio, guardando dal buco della serratura tutto quello che avveniva.

In un bel momento, alla Favetta occorreva il mortaio per pestare cannella, zucchero e mandorle, per fare un dolce che piaceva al principe. Essa comandò: "Mortaio, vieni da me!.. Il mortaio non poteva muoversi, perchè il principe gli stava seduto sopra. La Favetta inquieta tornò a chiamarlo più volte, e disse:

"Figlia del sole,
Nipote dell' imperatore,
Mortal di bronzo
Non m' ha da ubbidir?..

Il principe si alzò, ed il mortaio corse in cucina. Quando il principe sentì che la Favetta era più grande, più famosa di lui, entrò in cucina e disse: "Favetta, la mia sposa sei tu; va' ad indossare l' abito ed il manto, chè andiamo in chiesa a sposarci!..

La Favetta tutta felice acconsentì. Il vecchio re volle cedere per regalo di nozze il trono al figlio, e così la Favetta fu regina, poi imperatrice. Stettero bene e benone, allegri e contenti, più di cento anni.

Larga la foglia, stretta la via,
Dite la vostra, ch' io ho detto la mia!

Maria Luisa Galassi *) (di anni 11, V-a classe); domicilio e luogo di nascita: Borgo. Poco prima del 27 agosto 1928.

Manoscritto: 548, 1 "La Favetta...

Tipo: manca nel catalogo dell' Aarne.

Monografia: non esiste.

Lista di riscontri: Zeitschr. d. V. f. Vk. 6 (1896), 70 num. 28.

Altri riscontri: (RI) Rossi 159—164 num. 23; Folklore 9 (1923), 124—132.

*) Sorella di Pierino Galassi (v. num. 38).

Areale: Spagna, Italia, Grecia.

La versione più antica conosciuta(?): Tuscan fairy tales, London 1867, num. 4 (Italia, 1867).

49. La bambola.

(*Scuola di Borgo.*)

U i era una volta tre sureli; la più c'neina la s' ciameva Catarneina. Un dè el su sureli li la manda a cumprè e pen; mo mentre ch' la l' andeva a cumprè, l' incontra un om sa d' li bugati. La s' innamora d' una, e el' om ch' u la à vesta ch' la aveva voia d' una bugata: "Vo t' una pupina, Catarneina?,, u i disc. — "A 'n ò i suldein!,, — "E at cla maneina cus' è t'?,, — "A i ò i sald, mo ò da tò e pen!,, — "Va là, comprela, chè te cumprarè dmen e pen!,, U i dà la pupa e e to i sald da la mena ed Catarneina, e e va via. Mo pora Catarneina la 'n s' azardeva d' andè a chesa, perchè la era sicura che el su sureli li la bastuneva e li la mandeva a let senza cena. La va a chesa pianei pianein e la entra sa 'l legrimi at i acc. El su sureli li la ved acsè afleta, el va ulta e li i disc: "Tu 'n è cumprèd e pen, Catarneina?,, — "Na!,, — "E perchè?,, — "Perchè ed sè!,, — "Mo cum, cus' t' è a lè allora?,, — "Gnint!,, — "Mo sè, che t' è quel cosa!,, Li i tira via e zinel, e li i ved la pupa. "O bruta, cativa! da già t' andarè a let senza magnè,, Li to la pupa e li gli à buteda drenta e busc d' e furnel, e li l' à mandeda a durmi. Quand l' è la nota che i dorma tot, Catarneina la s' elza e la va a tò la pupa, e la la porta a durmi sa lia. Quand l' è un po', la pupa la selta so e la disc: "Dada, u m' scapa la caca!,, — "Fala a lè, careina!,, La mateina la s' elza prest per andè a puli la caca d' la su pupa; la va a veda: la trova tot maranghin d' or. Allora la cema el su sureli, e el ved tot sti maranghin. El diventa del sgnori, e li si sposa a s' un bel princip; e Catarneina la è dvinteda una sgnurouna.

C' erano una volta tre sorelle; la più piccola si chiamava Caterina. Un giorno le sue sorelle la mandano a comprare il pane; mentre andava a comprarlo, incontra un uomo con delle bambole. Ella s' innamora d' una, e quell' uomo che ha visto ch' ella aveva voglia d' una bambola, le dice: "Vuoi una bambolina, Caterina?,, — "Non ho i soldi!,, — "E in quella manina cos' hai?,, — "Ho i soldi, ma ho da prendere il pane!,, — "Va' là, comprala, chè comprerai il pane domani!,, Le dà la bambola e toglie i soldi

dalla mano di Caterina, e va via. Ma la povera Caterina non si azzardava d'andare a casa, perchè era sicura che le sue sorelle l'avrebbero bastonata e l'avrebbero mandata a letto senza cena. Ella va a casa pianino pianino ed entra colle lacrime agli occhi. Le sue sorelle la vedono così afflitta, le vanno incontro e le dicono: "Non hai comprato il pane, Caterina?,, — "No!,, — "E perchè?,, — "Perchè così!,, — "Ma come, cos' hai lì allora?,, — "Niente!,, — "Ma sì, chè hai qualche cosa!,, Le tirano via il grembiule e vedono la bambola. "O brutta, cattiva! ora andrai a letto senza mangiare.,, Prendono la bambola e la buttano dentro il buco del camino, e mandano [Caterina] a dormire. Quando è la notte che tutti dormono, Caterina s'alza e va a prendere la bambola, e la porta a dormire con sè. Quando è un po' più tardi, la bambola salta su e dice: "Bambina, mi esce la cacca!,, — "Falla lì, carina!,, La mattina ella s'alza presto per andare a pulire la cacca della sua bambola; va a vedere, e trova tutti marenghi d'oro. Allora chiama le sue sorelle, ed esse vedono tutti quei marenghi. Diventano signore, e si sposano con bei principi; e Caterina è diventata una signorona.

Elsa Sparnacci (di anni 11, II-a classe); domicilio e luogo di nascita: Borgo. Il 27 giugno 1927.

Manoscritto: 392, 1.

Tipo: manca nel catalogo dell' Aarne.

Monografia: non esiste.

Riscontri, areale, versione più antica conosciuta: v. p. 37 num. 32 "La pupina di legno,,.

50. I cento sovrani.

(Scuola di Borgo.)

C' erano una volta tre sorelle che dovevano lavorare da mane a sera per guadagnarsi un solo tozzo di pane.

Un giorno, mentre le povere ragazze lavoravano, il figlio del re passeggiava vicino alla loro porta. La maggiore disse: "Se il figliolo del re mi sposasse, gli farei un figliolo con una stella in fronte,.. E la seconda disse: "Io gliene farei due,.. La piccola disse: "Io gliene farei cento,.. Il figliolo del re, che stava ascoltando ciò che le ragazze stavano dicendo, diede una bussatina alla porta; e la minore andò ad aprire, ed il principe disse: "Chi è che ha detto che, se io la sposavo, mi faceva cento sovrani?,, Tutte rimasero sbalordite, e questi disse: "Franchezza, franchezza!,, E la minore disse: "Io!,, — "E tu sarai mia sposa!,, E il giorno dopo si fecero le nozze.

Ma la madre del principe non voleva vedere la principessa.

E venne che la sposa era incinta, ed il principe doveva andare via in parecchie città. E venne in nascita cento bimbi; ma la cattiva donna scrisse al figlio che [la principessa] aveva fatto cento cani. E il principe ordinò [che sua moglie] fosse messa in un sotterraneo, e i cani affogati nel Tevere. Ma il servitore che doveva affogare queste creaturine, non ebbe coraggio; le mise sulla sponda.

Dopo un poco arrivò il principe e andò a fare una passeggiata al Tevere. Ad un certo punto, vista la cesta, andò a vedere che v'era; e viste queste creaturine, se ne immaginò subito il malanno fatto dalla sua perfida madre. Andò a casa. La madre sua giurò di non aver mandato ad affogarli, ma i servitori dovettero dire la verità: se no — andavano al taglio della testa. La povera principessa era mezza moribonda, ma con tante cure si potè rifare. La perfida donna fu messa in una botte piena di chiodi e arrotondata un giorno intero per la città.

Iole Granaroli (di anni 10, IV-a classe); domicilio e luogo di nascita: Borgo. Il 27 e 28 giugno 1927.

Manoscritto: 436, 3 "I cento sovrani ...

Tipo: Aarne num. 707.

Monografia: non esiste.

Liste di riscontri: v. fasc. I, p. 18 num. 9 "Le tre sorelle", — (RR) Schullerus num. 707. — (Lit) Plenzat num. 707. — (FM) Honti num. 707. — (Asia.) (Indon) Voorhoeve 162 s. num. 167.

Altri riscontri: v. fasc. I, p. 18 num. 9. — (RE) Espinosa II 234—236 num. 119; Llano 67—69 num. 19. — (SR) Černyšov, Skaz. komiss, 1927, p. 19 num. 20; Eliaš I num. 1; Karnachov num. 27 e 38; Nikiforov B num. 45. — (SU) Levčenko II 370—372 num. 499. — (SČ) Kubín-Polívka, Podkrkon. z. I 60—64 num. 25; II 345—349 num. 176; III 593 num. 25; 710 num. 176; Podkrkon. v. 374—377 num. 249; 438 s. num. 249. — (Gre) Kretschmer 257—267 num. 58. — (Asia.) (Gre) Dawkins 316—327 num. 2.

Areale: tutta l'Europa, Caucaso, Siberia, Mongolia, Oriente musulmano, India, Indonesia, Capo Verde.

La versione più antica conosciuta: Giovanfrancesco Straparola, *Le piacevoli notti* IV 3 (Italia, 1550).

51. La bambina e il ladro.

(Scuola di Borgo.)

U i era una volta una mama e una fiola. La ma' l' aveva d 'andè a San Lurèd. Allora la ma' la i disc ma la fiola: "Ia a vagh a San Lurèd. Te va a ciamè una d' li tu cumpagni,,"

Alora la fiola la va a ciamè la Teresina. Alora la lascia 'vert la porta, e entra e barbon. Li riva ma chesa. La i disc: "Va sota e let a tò la legna per cosgia i macaron!,, Alora la ven giò e la disc ma la su cumpagna: "A vai andè a chesa!,, — "Na, sta a chè!,, — "A vai andè a chesa, ch' u m' dol la penza!,, E la va a chesa. Alora e ven giò e barbon e u i disc: "U 'n è pront e damagnè?,, E la i disc: "Sè!,, Alora e barbon u s' met da seda e u s' met a magnè tot gnicoza; e dap, quand l' à fnid da magnè, u i disc: "Tu 'n è una corda e un curtel?,, E lia la i disc: "A la i ò la corda giò ed sota t' la stala, chè a i ò lighèd un vidlein,,. Alora e va giò ed sota, e lia la ciud la porta d' la stala. Lu l' era un om grand, ch' e tuccheva so m' el trevi d' la stala. La ragazza l' è corsa ed sora a cavè un madon, e pu la n' à cavèd un ent, perchè la testa d' e barbon la 'n gne paseva, e pu la i à taièd la testa. La fiola la andiid incontra ma la su mama, ch' la era so per la costa; el ven giò tot do insen. La mama la des: „Ades a 'n vagh più a San Lurèd“.

C' erano una volta una mamma e una figliuola. La mamma aveva da andare a San Loreto. Allora la mamma dice alla figliuola: "Io vo a San Loreto. Tu va a chiamare una delle tue compagne... Allora la figliuola va a chiamare la Teresina. Allora lascia aperta la porta, ed entra il *barbone* [= uomo dalla lunga barba]. Esse arrivano a casa. Ella le dice [alla Teresina]: "Va sotto il letto a prendere la legna per cuocere i maccheroni!,, Allora [la Teresina] viene giù e dice alla sua compagna: "Voglio andare a casa!,, — "No, sta' qui!,, — "Voglio andare a casa, chè mi duole la pancia!,, E va a casa. Allora viene giù il barbone e le dice: "Non è pronto il mangiare?,, Ella dice: "Sì!,, Allora il barbone si mette a sedere e si mette a mangiare ogni cosa; e dopo, quando ha finito di mangiare, le dice: "Non hai una corda e un coltello?,, Ed ella gli dice: "Ho la corda giù nella stalla, chè vi ho legato un vitellino,,. Allora egli va giù, ed ella chiude la porta della stalla. Egli era un uomo grande, che toccava alle travi della stalla. La ragazza è corsa di sopra a levare un mattone, e poi ne ha levato un altro, perchè la testa del barbone non vi passava, e poi gli ha tagliato la testa. La figliuola andò incontro alla sua mamma, la quale era per la salita [via breve]; tornano giù tutt' e due assieme. La mamma disse: "Ora non vado più a San Loreto,,.

Marino Granaroli (di anni 8, II-a classe); domicilio e luogo di nascita: Borgo. Il 27 giugno 1927.

Manoscritto: 383, 5 + 552, 1.

Tipo: Aarne-Thompson num. 956 B.

Monografia: non esiste.

Riscontri, areale, versione più antica conosciuta: v. p. 42 s. num. 36 "La figlia del re e i quaranta ladri,,.

52. La leggenda del ponte Marecchia.

(Scuola di Borgo.)

Il popolo di Rimini desiderava di avere un ponte. Allora San Giuliano promise di accontentarli; incominciò l' armatura, ma ogni sasso che metteva su, cadeva, perchè si diceva che il diavolo vi metteva la coda. Allora San Giuliano chiamò appresso il diavolo e gli disse: " A te che sei un bravo lavoratore, ti prometto, se fai il ponte in una notte, la prima anima che passerà sopra: te la prenderai ... Il diavolo accettò volentieri la promessa del santo. Durante la notte si sentì un grande rumore fino all' alba. Quando fu la mattina, tutto era pronto, e quando arrivò San Giuliano, rimase incantato. Il diavolo gli faceva vedere le cornici e lo invitava ad andare all' altra parte del ponte, e gli diceva: " San Giuliano venga a vedere da quest' altra parte, chè è più bello ... Ma San Giuliano si ricordava troppo bene della promessa che gli aveva fatta. Ad un tratto venne vicino alle vesti del santo una cagna tutta affamata. Il santo levò dalle tasche un pezzo di pane e lo buttò nel mezzo del ponte. Allora la bestia corse a prendere il pane per mangiarselo, ma non fece a tempo ad arrivare per prenderlo che il diavolo le fu sopra e si sprofondò colla bestia nella terra con un ruggito tremendo.

Giovanni Fornari (di anni 12, V-a classe); domicilio: Borgo; luogo di nascita: Santarcangelo di Romagna (nel Regno).

Manoscritto: 456, 1 " Leggenda del ponte Marecchia ...

Tipo: manca nel catalogo dell' Aarne.

Monografia: A. Wünsche, *Der Sagenkreis vom geprellten Teufel*, Leipzig u. Wien 1905, p. 19—56: " Der geprellte Teufel als Baumeister ...

Riscontro: (GG) Jungbauer 53 s. num. 17.

Areale: Italia, Germania.

53. Il cavolo strascinato.

(Scuola di Borgo.)

Un giorno un uomo andò a lavorare, e si raccomandò alla moglie di cuocere un cavolo trascinato. " Non dubitare!,, disse la moglie; e siccome era mezza pazza, andò nell' orto, prese un cavolo, lo tagliò e lo legò con una corda. Poi cominciò a correre in mezzo alla strada polverosa. Il cavolo tutto sporco di polvere lo mise a cuo-

cere. Quando il marito, arrivato stanco, si mise a mangiare il cavolo e sentiva *a* scricchiolare la terra tra i denti, le domandò, che cosa aveva messo a cuocere. Allora la moglie gli raccontò tutto. Allora il marito le diede un sacco di bastonate e la mandò via di casa per una settimana.

Marino Corsucci (di anni 12, V-a classe); domicilio: Borgo; luogo di nascita: Genova. Il 27 giugno 1927.

Manoscritto: 455, 1.

Tipo: manca nel catalogo dell' Aarne.

Monografia: non esiste.

Riscontro: (RI) Zanazzo 68—72 num. 10 (v. p. 71).

Areale: Italia (sola?).

54. La vecchina e il sindaco.

(Scuola di Borgo.)

U i era 'na volta 'na vceina c'neina c'neina, ch' l' aveva 'na galeina. Un dè la galeina la fa l' ov. Allora la vceina la fa 'na fritadeina; siccom la scuteva, la la mis a fridè s' la finestra. Mo e pasa un muscon e u s' la magna t' un bucon.

Allora la vceina la va da e sendich, e la i racconta tot. Allora e sendich u i dà un baston e u i disc, che quand la ved e muscon, la i daga 'na bastuneda. In che mentre un muscon u s' va a pusè s' e nes d' e sendich. La vceina pronta la i dà 'na bastuneda, e la romp e nes m' e sendich. E sendich tot pin d' furor u la fa meta in prigion. E la vceina ancora la i è là dentro ch' la piang.

C' era una volta una vecchina piccina piccina, che aveva una gallina. Un giorno la gallina fa l' uovo. Allora la vecchina fa una frittatina; siccome scottava, la mise a freddare sulla finestra. Ma passa un moscone e se la mangia in un boccone.

Allora la vecchina va dal sindaco, e gli racconta tutto. Allora il sindaco le dà un bastone e le dice, che quando ella vede il moscone, gli dia una bastonata. In quel mentre un moscone si va a posare sul naso del sindaco. La vecchina pronta gli dà una bastonata, e rompe il naso al sindaco. Il sindaco tutto pieno di furore la fa mettere in prigione. E la vecchina ancora è là dentro, che piange.

Vittoria Martelli (di anni 12, V-a classe); domicilio e luogo di nascita: Borgo. Il 27 giugno 1927.

Manoscritto: 462, 5.

Tipo: Aarne num. 1586.

Monografia: non esiste.

Liste di riscontri: Bolte-Polívka I 519 num. 58; Pauli II 402 num. 673. — (FF) Aarne, Finn. num. 1586; Finn. Erg. I num. 1586. — (FM) Honti num. 1586.

Altri riscontri: (RE) Espinosa III 403—405 num. 184; 405—407 num. 185. — (RI) Causa 5 s. "La frittatina"; Balladoro, Novell. 58—60 num. 51; Una novellina popol. racc. a Povegliano Ver. 5—11. — (Caucaso.) (Darg) Sborn. sv. o k. g. 7 (1873), 2, 32—35 num. 1. — (Affrica.) (Neg) Parsons I 288 s. num. 93 = II 159—161 num. 93.

Areale: tutta l' Europa, Caucaso, Oriente musulmano, Capo Verde.

La versione più antica conosciuta(?): Johannes Pauli, Schimpf und Ernst num. 673 (Germania, 1519). *

55. La ricottina.

(Scuola di Borgo.)

U i era una volta una duneina, ch' la spazeva la caseina. La tira so un madoun — la trova un centesme; la tira so cl' elt — la n' trova un ent. La va s' la piazza, la compra la ricuteina, la la met s' la finistreina. Ariva la mosca — la n' magna un po'; ariva e muscoun — e fa tot un bucoun.

C' era una volta una donnina, che spazzava la casina. Tira su un mattone — trova un centesimo; tira su quell' altro — ne trova un altro. Va sulla piazza, compra la ricottina, la mette sulla finestrina. Arriva la mosca — ne mangia un po'; arriva il moscone — e fa del tutto un boccone.

Giulietta Stacchini (di anni 11, IV-a classe); domicilio e luogo di nascita: Borgo. Il 27 giugno 1927.

Manoscritto: 445, 1.

Tipo: Aarne num. 1586 (frammento).

Monografia: non esiste.

Riscontri, areale, versione più antica conosciuta: v. p. 68 num. 54 "La vecchina e il sindaco",.

56. Cinquanta in un colpo.

(Scuola di Borgo.)

C' erano una volta tre fratelli. E un giorno il piccolo, avendo fame, aprì il cassetto e vide che v' era la polenta. Bernardino vide che v' erano tante mosche da non potersi mangiare. Il giovane scosse la mano e prese tante mosche che a vedere sarebbe

stato un grande spettacolo. Bernardino le contò, ed erano cinquanta. E non avendo nulla da fare, pensò di attaccarsi alla schiena un grande cartello con queste lettere: "Cinquanta in un colpo ... e girare il mondo per guadagnarsi un tozzo di pane. Arrivato in un paese dove c'era una grande foresta di briganti, tutti ammiravano stupiti il cartello. Lo videro persino i ministri del re, e chiamandolo in casa gli dissero: "Che significa quel cartello?.. Bernardino disse: "Questo cartello significa che io ne uccido cinquanta ogni colpo che sparo ... — "Bravo!..", dissero i ministri, "se tu riesci ad uccidere i briganti che sono vicino alla foresta, ti regaleremo quello che vuoi..". Bernardino andò nella foresta indicata, si nascose in un buco d' un albero, e tirando piccoli sassolini, i briganti si litigavano l' un con l' altro, e dicevano: "Sei stato tu!..", — "No, invece è stato lui!..". E si uccisero l' un con l' altro senza pietà. Bernardino andò dal re, dicendogli che li aveva uccisi tutti. Il re non poté credere al fatto di Bernardino; il giovane lo invitò a venire a vedere lo spettacolo. Il re non rifiutò, e vide nella foresta tutti gli assassini morti. Il re fece portare in trionfo Bernardino e gli offrì il danaro ch' egli volle. Così Bernardino diventò il più ricco di quel paese.

Vittorio Rossini (di anni 10, IV-a classe); domicilio e luogo di nascita: Borgo. Il 27 giugno 1927.

Manoscritto: 443, 1 "50 in un colpo ...

Tipo: Aarne num. 1640.

Monografia: J. Polívka, *Pohádkoslovné studie, Národop. Sborník Českoslov. 10, 2* (1904): "Udatný křečiči ...

Liste di riscontri: Bolte-Polívka I 148—165 num. 20; Cosquin I 96—102 num. 8. — (RR) Schullerus num. 1640. — (GG) Plenzat num. 1640. — (GV) De Meyer num. 1640. — (GSF) Hackman, Kat. num. 1640. — (GN) Christiansen num. 1640; suppl. num. 1640. — (FF) Aarne, Finn. num. 1640; Finn. Erg. I num. 1640. — (FE) Aarne, Estn. num. 1640. — (FLiv) Loooris num. 1640. — (FL) Qvigstad, L. M.- u. Sv. num. 1640. — (FM) Honti num. 1640. — (Asia.) (Indon) de Vries, Volksverh. II 361 num. 108; 412 num. 301; Voorhoeve 183 num. 195. — (America.) (Indian) Thompson 430—433 num. 21.

Altri riscontri: (RE) Espinosa III 417—420 num. 194. — (RI) Causa 7—9 "Ammazzasette ... — (GG) Meyer, Plattd. Volksm. 137—140 num. 49; Zaunert 205—209. — (GSF) Hackman, Sagor II 139—142 num. 285 (6 versioni); Allardt II 244—246 num. 244. — (Lit) Cappeller 141—146 num. 45. — (SR) Burcev I 218—221; 372—381; 386—395; II 47—50; Zelenin, Vjatsk. 165—169 num. 43; Sokolovy 131—134 num. 72; Smirnov I 360 s. num. 109; II 695 s. num. 257; Arch. Soc. Geogr. R. A 209 II 72; Niki-forov A num. 111. — (SRW) Zelenin, Opis. II 703 s. — (SU) Levčenko II 520 s. num. 581; 521—523 num. 582. — (SC) Kubín-Polívka, Podkrkon. z.

I 87—90 num. 37; II 363—365 num. 182; III 614 s. num. 37; 711 num. 182; Podkrkon. v. 12—16 num. 3; 403 num. 3. — (*FE*) Rosenpl. Beitr. 11 (1818), 71 s. num. 43/44; Eisen, Talup. kuning. wäim. 3—11 num. 1; Eesti ennem. jutud II 74—84 num. 8. — (*FSyr*) Nyelvt. Közl. 43 (1914), 373—376 num. 11; 44 (1915/17), 251—257 num. 22; Arch. Soc. Geogr. R. A V 85, 3a—4a. — (*TT*) Vasiljev 130—132 num. 43. — (*TČ*) Nikoljskij 2, 441—449; 66, 18—29. — (*Gre*) Kretschmer 116—128 num. 33. — (*Zig*) Dobrovoljskij I 2 s. num. 1; Aichele 206—209 num. 46. — (*Caucaso.*) (*Ava*) Sborn. sv. o k. g. 2 (1869), 5, 71—75. — (*Asia.*) (*SR*) Smirnov II 832 s. num. 325. — (*Tib*) Živ. St. 21 (1912), 414 s. num. 17. — (*Indon*) de Vries II 87 s. num. 108. — (*Affrica.*) (*Neg*) Parsons I 117 s. num. 41.

Areale: tutta l' Europa, Caucaso, forse tutta l' Asia, Capo Verde, America.

La versione più antica conosciuta: Po Yu King (Cina, 492: Bolte-Polivka I 161).

Opere citate *).

- Aarne (Antti). The types of the folk-tale. A classification and bibliography. Antti Aarne's Verzeichnis der Märchentypen, translated and enlarged by Stith Thompson. Helsinki 1928. (= FFC 74.)
- Abhandlungen der Preussischen Akademie der Wissenschaften — v. Pelissier.
- Abstemius (Laurentius). Hecatomythium secundum. (*Editio princeps*: Venetiis 1499.)
- Alte Erzähler — v. Pauli.
- Anderson (Walter). Raccolta inedita di tradizioni popolari ebrei. (Tartu [Dorpat].)
- Apuleius (Lucius). Metamorphoses.
- Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde — v. Obert.
- Azadovskij (M. K.). Skazki iz raznych mest Sibiri. Pod redakcijej prof. M. K. A—ogo. Irkutsk 1928. (= Trudy Kabineta ruskoj literatury pri pedagog. fak. Irkutskogo Gosud. Universiteta 1.)
- Balladoro (A.). Due varianti veronesi alla farsa "Maitre Pathelin", Verona 1912. (Nozze Franchini Stappo — De Malfatti.)
- Una novellina popolare raccolta a Povegliano Veronese. Verona 1913. (Nozze Locascio — Goldschmiedt.)
- Béaloideas. The Journal of the Folklore of Ireland Society. 1 — Dublin 1927 —
- Beiträge zur genauern Kenntniss der ehstnischen Sprache — v. Rosenplänter.
- Biblioteca della "Piê", — v. Massaroli.
- Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart — v. Kirchhof, Wickram.
- Bloch (Chajim). Hersch Ostropoler. Berlin—Wien 1921.
- Böhmerwäldler Volksbücher — v. Jungbauer.
- Bolte (Johannes) — v. Köhler, Pauli, Wickram.
- Bronner (F. J.). Bayerisches Schelmen-Büchlein. Diessen 1911.
- Charuzin (Nikolaj). Russkije lopari. Moskva 1890. (= Izvestija Imp. Obščestva Ljubitelej Jestestvoznanija, Antropologii i Etnografii 66 = Trudy Etnografičeskogo Otděla 10).

*) Supplemento alla lista pubblicata nel primo fascicolo (Tartu [Dorpat] 1927 = Acta et Comm. B X 5), p. 19—24.

- Chociszewski (Józef). Powieści i podania ludowe. Chelmo 1869.
- Christensen (Arthur). Contes persans en langue populaire. Kopen havn 1918. (= Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab, Historisk-filologiske Meddelelser I 3.)
- Christiansen (Reidar Th.). [Supplemento al catalogo "Norske Eventyr,":] Norske eventyr fra de siste år. Festskrift til Rektor J. Qvigstad, Oslo 1928 (= Tromsø Museums Skrifter 2), p. 37—46.
- Chudožestvennyj Foljklor. 1 — Moskva 1926 —
- Colorado College Publication — v. Thompson.
- Cosquin (Emmanuel). Études folkloriques. Paris 1922.
- Les contes indiens et l'Occident. Paris 1922.
- Cox (M. R.). Cinderella. London 1893. (= Publications of the Folk-Lore Society 31.)
- Creizenach (Wilhelm). Geschichte des neueren Dramas. I. Zweite Auflage. Halle a. S. 1911.
- Černyšov (V. I.). Skazki i skazočniki "Puškinskogo ugotka", Skaz. komiss. 1927, p. 15—26.
- Raccolta inedita di racconti popolari russi. (Pietroburgo.) (Cf. Skaz. komiss. 1926, p. 7—10.)
- Dähnhardt (Oskar). Natursagen. I—IV. Leipzig u. Berlin 1907—12.
- Dawkins (R. M.). Modern Greek in Asia Minor. Cambridge 1916.
- Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab, Historisk-filologiske Meddelelser — v. Christensen.
- Dobrovolskij (V. N.). Kiselevskije cygane. Sanktpeterburg 1908.
- Eisen (M. J.). Eesti ennemuistsed jutud. II: Eesti imede ilmast. Tartu 1926.
- Hans ja wanapagan. Neljas trükk. Tartu 1920.
- [—] Jaani raamat. Tallinn [1898].
- Kalevipoja esi-isad. Teine trükk. Tallinn [1920].
- [—] = "Mag. Nooli-Aleksander", Koerakoonlased ehk peninuki rahwas. Jurjew 1899.
- [—] Kuninga-jutud. Neljas trükk. Tartu [1922].
- Talupoisid kuningate väimeesteks. Teine trükk. Tallinn 1920.
- Wanapagana jutud. I—II. Tallinn 1893. 96.
- Eldring (Bernhard). Humor des Estenvolkes. 100 Original-Anekdoten. Reval 1904.
- Eliaš (N. M.). Raccolta inedita di racconti popolari russi. (Pietroburgo.) (Cf. Skaz. komiss. 1926, p. 32—37.)
- Espinosa (Aurelio M.). Cuentos populares españoles. I—III. Stanford University, California 1923. 24. 26. (= Stanford University Publications, University Series, Language and Literature III 1—3.)
- Etnografičeskoje Obozrënije. 1 — Moskva 1889 —
- Fedro — v. Phaedrus.
- Festskrift til Rektor J. Qvigstad — v. Christiansen.
- Firdusi. Šâh-nâmeh. (Cf. Bolte-Polívka I 547 s.)
- Fischer (Adam). Bajka o kozie obdartej. Lud 16 (1910), 347—357.
- Fliegende Blätter. 1 — München 1844 —
- Folk-Lore Society — v. Cox.

- Fuchs und Krebs (poemetto tedesco, sec. 13^o). (Cf. Dähnhardt IV 80.)
- Gallus et vulpes (poemetto latino, Belgio, sec. 11^o). (Cf. Graf 41.)
- G—v [= Gerasimov] (B.). Skazki, sobrannyja v zapadnyh predgorjach Altaja. Zapiski Semipalatinskago pod'otdela Zapadno-Sibirskago otdela Imp. Russkago Geografičeskago Obščestva 7 (Semipalatinsk 1913), 5, 1—87.
- Der Goldene Steig — v. Jungbauer.
- Graf (Adolf). Die Grundlagen des Reineke Fuchs. Helsinki 1920. (= FFC 38.)
- Grimm (Jakob und Wilhelm). Kinder- und Hausmärchen. (*Editio princeps*: Berlin 1812. 14.)
- Grimm Library — v. Hartland.
- Grinkova (N. P.). Raccolta inedita di racconti popolari russi, I—III. (Pietroburgo.) (Cf. I: Chudožestvennyj Foljklor 1 [1925], 81—88; II e III: Skaz. komiss. 1926, p. 38—45.)
- Halász (Ignác). Svéd-lapp nyelv. I—VI. Budapest 1885. 86. 87. 91. 93. 96. (I—IV = Ugor füzetek 7—10; I = Nyelvt. Közl. 19 [1885], 161—286. 329—464; II = Nyelvt. Közl. 20 [1886/87], 73—146. 189—250.)
- Hartland (Edwin Sidney). The legend of Perseus. I—III. London 1894. 95. 96. (= Grimm Library 2. 3. 5.)
- Hesekiel (George). Berlinisches Historienbuch. Berlin s. a. [1851/52].
- Der holzhaker und sant Peter (poemetto tedesco, sec. 15^o). (Cf. Bolte-Polívka III 541.)
- Honti (Hans). Verzeichnis der publizierten ungarischen Volksmärchen. Helsinki 1928. (= FFC 81.)
- Hülfsmittel für das Studium der finnisch-ugrischen Sprachen — v. Paasonen.
- Instituttet for sammenlignende Kulturforskning — v. Qvigstad.
- Izdanija Fakuljteta vostočnyh jazykov Imperatorskago S.- Peterburgskago Universiteta — v. Rudnev.
- Izvěstija Imperatorskago Obščestva Ljubitelej Je-stestvoznanija, Antropologii i Etnografii — v. Charuzin.
- Jedemskij (M. B.). Raccolta inedita di racconti popolari russi. (Pietroburgo.) (Cf. Skaz. komiss. [A] 1926, p. 46 s.; [B] 1927, p. 34—40.)
- Journal de la Société Finno-Ougrienne. 1 — Helsinki 1886 —
- The Journal of American Folk-Lore. 1 — Boston, New York 1888 —
- Jungbauer (Gustav). Böhmerwald-Märchen. Passau [1923]. (= Böhmerwäldler Volksbücher [= Der Goldene Steig] 4.)
- Karnauchov (I. V.). Raccolta inedita di racconti popolari russi. (Pietroburgo.) (Cf. Skaz. komiss. 1926, p. 22—25.)
- Katanov (N.). Materialy k izučeniju kazansko-tatarskago narečija. II. Učonyja Zapiski Imp. Kazanskago Universiteta 66 (1899), vol. 5 e 6, supplemento.

- Keller (Walter). Tessiner Märchen. Frauenfeld u. Leipzig 1927.
- Kijevskaja Starina. 1 — 94. Kijev 1882—1906.
- Kirchhof (Hans Wilhelm). Wendunmuth. Hrsg. v. Hermann Österley. I—V. Tübingen 1869. (= Biblioth. d. Lit. Vereins in Stuttg. 95—99.)
- Klemm (Antal). Mordvin szövegek. A pannonthalmi főapátsági főiskola évkönyve 1916/17, p. 3—55.
- Köhler (Reinhold). Kleinere Schriften. Hrsg. v. Johannes Bolte. I—III. Weimar 1898, Berlin 1900. 00.
- Kravčenko (V. Gr.). Etnografičeskije materialy, sobrannyje v Volynskoj i sosědnich s nej gubernijach. I—II. Žitomir 1911. (= Trudy Obščestva Izslėdovatelej Volyni 5.)
- Kretschmer (Paul). Neugriechische Märchen. Jena 1917. (Die Märchen der Weltliteratur.)
- Kristensen (Evald Tang). Danske Dyrefabler og Kjæderemser. Århus 1896.
- Krohn (Kaarle). Bär (Wolf) und Fuchs. Eine nordische Tiernärchenkette. Journ. de la Soc. Finno-Ougr. 6 (1889), 1—132.
- Kubín (Josef). Lidové povídky z českého Podkrkonoší. Úkrají východní. Z úst lidu zapsal J. Kubín, vydal a komentářem kriticko-bibliografickým opatřil Jiří Polívka. Praha 1926. (= Rozpravy České Akademie Věd a Umění III 62.)
- Kunder (J.). Eesti muinasjutud. Teine trükk. Tartu 1924. (= Noorsoo kirjavara 99.)
- Kupiec (Jan). Powieści i bajki śląskie. I. Poznań 1884.
- Kurganov (N.). Pisjmovnik. S.-Peterburg 1818. (*Editio princeps*: 1769.)
- La Sorsa (Saverio). Fiabe e novelle del popolo pugliese. I. Bari — Roma 1927.
- Lastejutud — v. Peterson.
- Laval (Ramon A.). Tradiciones, leyendas y cuentos populares recogidos de la tradición oral en Carahue (Chile). Santiago de Chile 1929. (= R. A. Laval, Contribución al folklore de Carahue (Chile) II; de la Revista chilena de historia y geografía 1920. 21.)
- Levčenko (Mykola). Kazky ta opovidannja z Podillja v zapysach 1850—1860-ych rr. I—II. Kyjiv 1928. (= Zbirnyk Istoryčno-Filologičnoho Viddilu Ukrajinsjkoji Akademiji Nauk 68.)
- Lewy (Ernst). Raccolta inedita di racconti popolari morduini (*erdzja*). (Berlino.)
- Lud. 1 — Lwów 1895 —
- Maître Pathelin (farsa francese, circa 1470).
- Die Märchen der Weltliteratur — v. Kretschmer.
- Massaroli (Nino). Paganesimo ed umanesimo nella letteratura popolare romagnola. Varese 1922. (= Biblioteca della "Piè", 3 = La Piè 2 [1920], fasc. 11 e 12.)
- Μέγας (Γ. Α.). Παράμυθια. Ἀθήναι 1927.
- Melkov (A. L.). Materialy po kirgizskoj etnografii. Kirgizskije skazki. Trudy Obščestva Izučenija Kirgizskogo Kraja, vol. 5 (1924), fasc. 2 (Orenburg 1925), Otdel istorii i etnografii, p. 1—23.

- Mémoires de la Société de linguistique de Paris — v. Paris.
 Meyer (Hans). Der richtige Berliner in Wörtern und Redensarten. Achte Auflage von Siegfried Mauermann. Berlin 1921.
- Miller (Vsevolod). Digorskija skazanja. Moskva 1902. (= Trudy po vostokovedeniju 11.)
- Mindal'ov (P. P.). Raccolta inedita di racconti popolari russi. (Kazan.)
- Munkácsi (Bernát). Vogul népköltési gyűjtemény. IV. Budapest 1896.
 — Votják népköltészeti hagyományok. Budapest 1887.
- Národopisný Sborník Československý. 1—11. Praha 1897—1905.
- Naturen og Mennesket — v. Olrik.
- Nevzorov (V. F.). Raccolta inedita di racconti popolari russi. (Pietroburgo.) (Cf. Skaz. komiss. 1927, p. 7—13.)
- Nikiforov (A. I.). Raccolta inedita di racconti popolari russi. (Pietroburgo.) (Cf. Skaz. komiss. [A] 1926, p. 11—21; [B] 1927, p. 41—48.)
- Nooli-Aleksander — v. Eisen.
- Noorsoo kirjavara — v. Kunder.
- Obert (Franz). Rumänische Märchen und Sagen aus Siebenbürgen. Hermannstadt 1925. (= Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde 42, 381—501.)
- Odo de Ciringtonia. Narrationes. (Inghilterra, circa 1180.) (Cf. Dähnhardt IV 233.)
- Oldenburg (S. F.) — v. Skazočnaja komissija.
- Oliver (Th. E.). Some analogues of Maistre Pierre Pathelin. Journal of American Folk-Lore 22 (1909), 395—430.
- Olrik (Axel). Den lille Rødhætte og andre æventyr om mennesker, der bliver slugt levende. Naturen og Mennesket 1894, p. 24—39.
- Ončukov (N. Je.). Raccolta inedita di racconti popolari russi di Siberia. (Pietroburgo.) (Cf. Skaz. komiss. 1926, p. 26—31.)
- Österley (Hermann) — v. Kirchhof.
- Otvetny na programmy dlja sobiranija osobennostej narodnych govorov (testi inediti). (Pietroburgo, Accademia delle Scienze.)
- Paasonen (H.). Mordwinische Chrestomathie. Helsingfors 1909. (= Hilfsmittel für das Studium der finnisch-ugrischen Sprachen 4.)
- A pannonhalmi főapátsági főiskola évkönyve az 1916—1917-diki tanévre. Pannonhalma 1917.
- Paris (Gaston). Le petit Poucet et la Grande-Ourse. Mémoires de la Soc. de linguistique de Paris 1 (1875), 384 ss.
- de Pasquale (Luigi). Raccolta di favole calabresi, novelle, superstizioni e proverbi. Monteleone 1893.
- Seconda raccolta di favole e novelle calabresi con la versione italiana. Aneddoti, scherzi e proverbi. Castelvetro 1898.
- Pauli (Johannes). Schimpf und Ernst. Hrsg. v. Johannes Bolte. I—II. Berlin 1924. (= Alte Erzähler 1—2.)
- Pelissier (Robert). Mokšamordvinische Texte. Berlin 1926. (= Abhandlungen d. Preuss. Akad. d. Wiss. 1925, phil.-hist. Klasse, num. 3.)

- Perrault (Charles). Contes de ma mère l' oie. (*Editio princeps*: Paris 1697.)
- Peterson (Ernst). Ennemuistsed jutud Reinuwaderist rebasest. Teine trükk. Tallinn 1918. (= Laste jutud 2.)
- Phaedrus. Fabulae Aesopiae.
- La Piê — v. Massaroli.
- Plenzat (Karl). Die ost- und westpreussischen Märchen und Schwänke nach Typen geordnet. Elbing 1927. (= Veröffentlichungen des Volkskundlichen Archivs der Pädagogischen Akademie Elbing 1 = Prussia 27.)
- Polívka (Jiří). Pohádkoslovné studie. Národopisný Sborník Československý 10, 2 (1904).
- Súpis slovenských rozprávok. (Collection de contes slovaques populaires.) I—II. Turč. Sv. Martin 1923. 24.
- v. Kubín.
- Po Yu King (libro cinese, circa 492). (Cf. Bolte-Polívka I 161.)
- Prato (St.). La scène de l'avocat et du berger de la farce Maître Pathelin dans les rédactions littéraires et populaires, françaises et étrangères. Revue des trad. pop. 9 (1894), 537—552.
- Prussia. Zeitschrift der Altertumsgesellschaft Prussia. Heft 27. Königsberg Pr. 1927.
- Publications of the Folk-Lore Society — v. Cox.
- Qvigstad (J.). Lappiske eventyr og sagn. I—II. Oslo 1927. 28. (= Instituttet for sammenlignende Kulturforskning B 3. 10.)
- v. Christiansen.
- Ragnarssaga Lodbrókar (libro norvegese, sec. 13^o o 14^o). (Cf. Bolte-Polívka II 355 s.)
- Reuter (Fritz). Gesammelte Werke. Hrsg. v. Hans Reincke. I—XII. Berlin s. a.
- Revista chilena de historia y geografia — v. Laval.
- Revista de folklore chileno — v. de Saunière.
- Revue des traditions populaires. 1 — Paris 1886 —
- Rheinische Beiträge und Hilfsbücher zur germanischen Philologie und Volkskunde — v. Tegethoff.
- Rivista abruzzese — v. Verlengia.
- Rogov (Nik.). Opyt grammatiki permjackago jazyka. S.-Peterburg 1860.
- [Rosenplänter (J. H.).] Beiträge zur genauern Kenntniss der ehstnischen Sprache. 6. 8. 11. Pernau 1816. 17. 18.
- Rozpravy České Akademie Věd a Umění — v. Kubín-Polívka.
- Rudnev (A. D.). Chori-burjatskij govor. III. S.-Peterburg 1913/14. (= Izdaniya Fak. vost. jazykov Imp. S.-Peterburgsk. Universiteta 42, 3.)
- Sabov (Jevmenij). Christomatija cerkovno-slavjanskich i ugro-russkich literaturnych pamjatnikov s pribavlenijem ugro-russkich narodnych skazok na podlinnych narěčijach. Ungvar 1893.
- de Saunière (S.). Cuentos populares araucanos y chilenos. Recogidos de la tradición oral. Publicados en la Revista de folklore chileno. Tirada aparte de 10 ejemplares. Santiago de Chile 1918.
- Sbornik materialov dlja statistiki Syr-Darjinskoj oblasti. 1—12. Taškent 1891—1905.

- Schirò (Giuseppe). Canti tradizionali ed altri saggi delle colonie albanesi di Sicilia. Napoli 1923.
- Schullerus (Adolf). Verzeichnis der rumänischen Märchen und Märchenvarianten. Helsinki 1928. (= FFC 78.)
- Siddhi-Kür. (Cf. Cosquin II 243.)
- Skazki iz raznyh mest Sibiri — v. Azadovskij.
- Skazočnaja komissija v 1924/25, 1926, 1927 g. Obzor rabot pod redakcijej S. F. Oldenburga. Leningrad 1926. 27. 28.
- Šmits (Schmidt) (P.). Latviešu pasakas un teikas. I—V. Rīgā 1925. 26. 27. 27. 29.
- The tale of the basyn (poemetto inglese, sec. 15^o). (Cf. Bolte-Polívka II 40².)
- Tegethoff (Ernst). Studien zum Märchentypus von Amor und Psyche. Bonn u. Leipzig 1922. (= Rhein. Beitr. u. Hülfsb. z. germ. Philol. u. Volkssk. 4.)
- Thompson (Stith). European tales among the North American Indians. Colorado Springs 1919. (= Colorado College Publication, General Series nos. 100 and 101 = Language Series, vol. II no. 34, pp. 319—471.) — v. Aarne.
- Tille (Václav). Verzeichnis der böhmischen Märchen. I. Helsinki—Porvoo 1921. (= FFC 34.)
- Tom Thumbe, his life and death (poemetto inglese, Inghilterra, sec. 16^o). (Cf. Bolte-Polívka I 390 s.)
- Towneley Mysteries (rappresentazioni sacre inglesi, principio del sec. 15^o). (Cf. Creizenach I 209.)
- Tromsø Museums Skrifter — v. Christiansen.
- Trudy Etnografičeskago Otděla — v. Charuzin.
- Trudy Kabineta russkoj literatury pri pedagogičeskom fakul'tete Irkutskogo Gosudarstvennogo Universiteta — v. Azadovskij.
- Trudy Obščestva Izslėdovatelej Volyni — v. Kravčenko.
- Trudy Obščestva Izučeniija Kirgizskogo Kraja — v. Melkov.
- Trudy po vostokovėdėniju — v. Miller.
- Trudy Troickosavsko-Kjachtinskago otdėlenija Priamurskago otděla Imperatorskago Russkago Geografičeskago Obščestva. 1 — Moskva, Irkutsk, S.-Peterburg 1898 —
- Tuscan fairy tales. London 1867. 1880.
- Učonyja Zapiski Imperatorskago Kazanskago Universiteta. 1 — Kazanj 1834 —
- Ugor fűzetek — v. Halász.
- Vartan. Favole. (Armenia, sec. 13^o.) (Cf. Dähnhardt IV 78.)
- Verlengia (F.). Due novelline popolari abruzzesi. Estratto dalla Rivista abruzzese, anno 1914. Teramo 1914.
- Veröffentlichungen des Volkskundlichen Archivs der Pädagogischen Akademie Elbing — v. Plenzat.
- Von den drei Müllerstöchtern (libro popolare tedesco, circa 1850[?]). (Cf. Bolte-Polívka I 373.)

- Voorhoeve (Petrus). Overzicht van de volksverhalen der Bataks. Vlissingen 1927.
- de Vries (Jan). Die Märchen von klugen Rätsellösern. Helsinki 1928. (= FFC 73.)
- Volksverhalen uit Oost-Indië. I—II. Zutphen 1925. 28.
- Wickram (Georg). Werke. Hrsg. v. Johannes Bolte. III. Tübingen 1903. (= Biblioth. d. Lit. Vereins in Stuttg. 229.)
- Wienert (Walter). Die Typen der griechisch-römischen Fabel. Helsinki 1925. (= FFC 56.)
- Wünsche (Aug.). Der Sagenkreis vom geprellten Teufel. Leipzig u. Wien 1905.
- Ysengrimus (poema latino, Fiandra, circa 1148). (Cf. Graf 62 s.)
- Zapiski Semipalatinskago pod'otdëla Zapadno-Sibirskago otdëla Imperatorskago Russkago Geografičeskago Obščestva — v. Gerasimov.
- Zbirnyk Istoryčno-Filologičnoho Viddilu Ukrajin-sjkoji Akademiji Nauk — v. Levčenko.
-

Indice.

Proemio	pag. 3
Abbreviazioni	" 6
10. La volpe e il gallo (Aarne 60)	" 7
11. Le tre ochine (Aarne-Thompson 124)	" 8
12. L'orfana e la manzola (Aarne 510 A)	" 8
13. La donna e i carabinieri (Aarne 1525 H** + 1585)	" 10
14. Bertoldino e i pulcini (Aarne 1876)	" 11
15. La storia del re bismè bisconte minè	" 12
16. La mamma di San Pietro (Aarne-Thompson 804)	" 13
17. Il mortaio d'oro (Aarne 875)	" 14
18. L'abate senza pensieri (Aarne 922)	" 19
19. Stornelli contadineschi detti in un ballo	" 21
20. Il gallo e la volpe (Aarne [61])	" 22
21. La bimba nel palazzo dei ladri	" 23
22. L'intelligenza	" 24
23. Il cavolo (Aarne 428)	" 25
24. Il lupo pescatore (Aarne 2)	" 26
25. Il lupo e la volpe (Aarne 41+4+0)	" 27
26. Il lupo e le tre ochine (Aarne-Thompson 124)	" 29
27. Il lupo e le quattro ochine (Aarne-Thompson 124)	" 30
28. Il cece (Aarne-Thompson 170)	" 31
29. Il mago delle sette teste (Aarne 300)	" 32
30. Cappuccetto rosso (Aarne 333)	" 35
31. Cappuccetto rosso (Aarne 333)	" 36
32. La pupina di legno	" 36
33. La scatola magica (Aarne 571)	" 37
34. Pignichirillo (Aarne 700)	" 39
35. La pecora bianca o la nera (Aarne 700)	" 41
36. La figlia del re e i quaranta ladri (Aarne-Thompson 956 B)	" 41
37. I tre ladri (Aarne [1525 D])	" 43
38. La somara tinta	" 44
39. Il matto, l'albero e i ladri (Aarne 1642+1653 B)	" 46
40. La vecchina, la volpe e la faina	" 49
41. La capra dalla lingua a sega (Aarne-Thompson 212)	" 49
42. Il lupo e la lumaca (Aarne 275)	" 51
43. Tribgino e il mago (Aarne 327 A)	" 52
44. Il lupo e i due fanciulli (Aarne 327 B)	" 54

45.	Cappuccetto rosso (Aarne 333)	pag. 56
46.	Caterina e il lupo	„ 56
47.	Caterina e il lupo	„ 58
48.	La Favetta	„ 58
49.	La bambola	„ 62
50.	I cento sovrani (Aarne 707)	„ 63
51.	La bambina e il ladro (Aarne-Thompson 956 B)	„ 64
52.	La leggenda del ponte Marecchia	„ 66
53.	Il cavolo strascinato	„ 66
54.	La vecchina e il sindaco (Aarne 1586)	„ 67
55.	La ricottina (Aarne 1586)	„ 68
56.	Cinquanta in un colpo (Aarne 1640)	„ 68
	Opere citate	„ 71

ERRATA

Pag. 3, l. 18 *Stacchini*
Pag. 3, l. 22 *Anati*

CORRIGE

Taddei
Amati

Eelmiste köidete sisu. — Contenu des volumes précédents.

A I (1921). 1. A. Paldrock. Ein Beitrag zur Statistik der Geschlechtskrankheiten in Dorpat während der Jahre 1909—1918. — 2. K. Väisälä. Verallgemeinerung des Begriffes der Dirichletschen Reihen. — 3. C. Schlossmann. Hapete mõju kolloiidide peale ja selle tähtsus patoloogias. (L'action des acides sur les colloïdes et son rôle dans la pathologie.) — 4. K. Regel. Statistische und physiognomische Studien an Wiesen. Ein Beitrag zur Methodik der Wiesenuntersuchung. — 5. H. Reichenbach. Notes sur les microorganismes trouvés dans les pêches planctoniques des environs de Couda (gouv. d'Archangel) en été 1917. — **Misc.** F. Bucholtz. Der gegenwärtige Zustand des Botanischen Gartens zu Dorpat und Richtlinien für die Zukunft.

A II (1921). 1. H. Bekker. The Kuckers stage of the ordovician rocks of NE Estonia. — 2. C. Schlossmann. Über die Darmspirochäten beim Menschen. — 3. J. Letzmann. Die Höhe der Schneedecke im Ostbaltischen Gebiet. — 4. H. Kaho. Neutraalsoolade mõjust ultramaksimum-temperatuuri peale *Tradescantia zebrina* juures. (Über den Einfluss der Neutralsalze auf die Temperatur des Ultramaximums bei *Tradescantia zebrina*.)

A III (1922). 1. J. Narbutt. Von den Kurven für die freie und die innere Energie bei Schmelz- und Umwandlungsvorgängen. — 2. A. Томсонъ (A. Thomson). Значение аммонійныхъ солей для питанія высшихъ культурныхъ растений. (Der Wert der Ammonsalze für die Ernährung der höheren Kulturpflanzen.) — 3. E. Blessig. Ophthalmologische Bibliographie Russlands 1870—1920. I. Hälfte (S. I—VII und 1—96). — 4. A. Lüüs. Ein Beitrag zum Studium der Wirkung künstlicher Wildunger Helenenquellensalze auf die Diurese nierenkranker Kinder. — 5. E. Öpik. A statistical method of counting shooting stars and its application to the Perseid shower of 1920. — 6. P. N. Kogerman. The chemical composition of the Esthonian M.-Ordovician oil-bearing mineral „Kukersite“. — 7. M. Wittlich und S. Weshnjakow. Beitrag zur Kenntnis des estländischen Ölschiefers, genannt Kukersit. — **Misc.** J. Letzmann. Die Trombe von Odenpäh am 10. Mai 1920.

A IV (1922). 1. E. Blessig. Ophthalmologische Bibliographie Russlands 1870—1920. II. Hälfte (S. 97—188). — 2. A. Valdes. Glükogeeni hulka vähendavate tegurite mõju üle südame spetsiifilise lihassüsteemi glükogeeni peale. (Über den Einfluss der die Glykogenmenge vermindernenden Faktoren auf das Glykogen des spezifischen Muskelsystems des Herzens.) — 3. E. Öpik. Notes on stellar statistics and stellar evolution. — 4. H. Kaho. Raskemetallsoolade kihvtisusest taimelasma kohta. (Über die Schwermetallgiftwirkung in bezug auf das Pflanzenplasma.) — 5. J. Piiper und M. Härms. Der Kiefernkreuzschnabel der Insel Ösel *Loxia pityopsittacus estiae* subsp. nov. — 6. L. Poska-Teiss. Zur Frage über die vielkernigen Zellen des einschichtigen Plattenepithels.

A V (1924). 1. E. Öpik. Photographic observations of the brightness of Neptune. Method and preliminary results. — 2. A. L ü ü s. Ergebnisse der Krüppelkinder-Statistik in Eesti. — 3. C. Sch l o s s m a n n. Culture in vitro des protozoaires de l'intestin humain. — 4. H. K a h o. Über die physiologische Wirkung der Neutralsalze auf das Pflanzenplasma. — 5. Y. K a u k o. Beiträge zur Kenntnis der Torfzersetzung und Vertorfung. — 6. A. T a m - m e k a n n. Eesti diktüoneema-kihi uurimine tema tekkimise, vanaduse ja levimise kohta. (Untersuchung des Dictyonema-Schiefers in Estland nach Entstehung, Alter und Verbreitung.) — 7. Y. K a u k o. Zur Bestimmung des Vertorfungsgrades. — 8. N. W e i d e r p a s s. Eesti piparmündi-öli (*Oleum menthae esthicum*). (Das estnische Pfefferminzöl.)

A VI (1924). 1. H. Bekker. Mõned uued andmed Kukruse lademe stratigraafiast ja faunast. (Stratigraphical and paleontological supplements on the Kukruse stage of the ordovician rocks of Eesti (Estonia).) — 2. J. Wilip. Experimentelle Studien über die Bestimmung von Isothermen und kritischen Konstanten. — 3. J. Letzmann. Das Bewegungsfeld im Fuss einer fortschreitenden Wind- oder Wasserhose. — 4. H. Scupin. Die Grundlagen paläogeographischer Karten. — 5. E. Öpik. Photometric measures on the moon and the earth-shine. — 6. Y. Kauko. Über die Vertorfungswärme. — 7. Y. Kauko. Eigentümlichkeiten der H_2O - und CO_2 -Gehalte bei der unvollständigen Verbrennung. — 8. M. Tilzen und Y. Kauko. Die wirtschaftlichen Möglichkeiten der Anwendung von Spiritus als Brennstoff. — 9. M. Wittlich. Beitrag zur Untersuchung des Öles aus estländischem Ölschiefer. — 10. J. Wilip. Emergenzwinkel, Unstetigkeitsflächen, Laufzeit. — 11. H. Scupin. Zur Petroleumfrage in den baltischen Ländern. — 12. H. Richter. Zwei Grundgesetze (Funktion- und Strukturprinzip) der lebendigen Masse.

A VII (1925). 1. J. Vilms. Kõhreglükogeeni püsivusest mõnesuguste glükogeeni vähendavate tegurite puhul. (Über die Stabilität des Knorpelglykogens unter verschiedenen das Glykogen zum Verschwinden bringenden Umständen.) — 2. E. Blessig. Ophthalmologische Bibliographie Russlands 1870—1920. Nachtrag. — 3. O. Kuriks. Trachoma Eestis (eriti Tartus) möödunud ajal ja praegu. (Das Trachom in Estland (insbesondere in Dorpat) einst und jetzt.) — 4. A. Brandt. Sexualität. Eine biologische Studie. — 5. M. Haltenberger. Gehört das Baltikum zu Ost-, Nord- oder zu Mitteleuropa? — 6. M. Haltenberger. Recent geographical work in Estonia.

A VIII (1925). 1. H. Jaakson. Sur certains types de systèmes d'équations linéaires à une infinité d'inconnues. Sur l'interpolation. — 2. K. Frisch. Die Temperaturabweichungen in Tartu (Dorpat) und ihre Bedeutung für die Witterungsprognose. — 3. O. Kuriks. Muutused leeprahaigete silmas Eesti leprosooriumide haigete läbivaatamise põhjal. (Die Lepra des Auges.) — 4. A. Paldrock. Die Senkungsreaktion und ihr praktischer Wert. — 5. A. Öpik. Beiträge zur Kenntnis der Kukruse- (C_2 -) Stufe in Eesti. I. — 6. M. Wittlich. Einiges über den Schwefel im estländischen Ölschiefer (Kukersit)

und dessen Verschmelzungsprodukten. — 7. H. Kaho. Orientierende Versuche über die stimulierende Wirkung einiger Salze auf das Wachstum der Getreidepflanzen. I.

A IX (1926). 1. E. Krahn. Über Minimaleigenschaften der Kugel in drei und mehr Dimensionen. — 2. A. Mieler. Ein Beitrag zur Frage des Vorrückens des Peipus an der Embachmündung und auf der Peipusinsel Pirisaar in dem Zeitraum von 1682 bis 1900. — 3. M. Haltenberger. Der wirtschaftsgeographische Charakter der Städte der Republik Eesti. — 4. J. Rumma. Die Heimatforschung in Eesti. — 5. M. Haltenberger. Der Stand des Aufnahme- und Kartenwesens in Eesti. — 6. M. Haltenberger. Landeskunde von Eesti. I. — 7. A. Tammekann. Die Oberflächengestaltung des nordostestländischen Küstentafellandes. — 8. K. Frisch. Ein Versuch das Embachhochwasser im Frühling für Tartu (Dorpat) vorherzubestimmen.

A X (1926). 1. M. Haltenberger. Landeskunde von Eesti. II—III. — 2. H. Scupin. Alter und Herkunft der ostbaltischen Solquellen und ihre Bedeutung für die Frage nach dem Vorkommen von Steinsalz im baltischen Obersilur. — 3. Th. Lippmaa. Floristische Notizen aus dem Nord-Altai nebst Beschreibung einer neuen *Cardamine*-Art aus der Sektion *Dentaria*. — 4. Th. Lippmaa. Pigmenttypen bei Pteridophyta und Anthophyta. I. Allgemeiner Teil. — 5. E. Pipenberg. Eine städtemorphographische Skizze der estländischen Hafenstadt Pärnu (Pernau). — 6. E. Spohr. Über das Vorkommen von *Sium erectum* Huds. und *Lemna gibba* L. in Estland und über deren nordöstliche Verbreitungsgrenzen in Europa. — 7. J. Wilip. On new precision-seismographs.

A XI (1927). 1. Th. Lippmaa. Pigmenttypen bei Pteridophyta und Anthophyta. II. Spezieller Teil. — 2. M. Haltenberger. Landeskunde von Eesti. IV—V. — 3. H. Scupin. Epirogenese und Orogenese im Ostbaltikum. — 4. K. Schlossmann. Mikroorganismide kui bioloogiliste reaktiivide tähtsusest keemias. (Le rôle des ferments microbiens dans la chimie.) — 5. J. Sarv. Ahmese geomeetriselised joonised. (Die geometrischen Figuren des Ahmes.) — 6. K. Jaanson-Orviku. Beiträge zur Kenntnis der Aseri- und der Tallinna-Stufe in Eesti. I.

A XII (1927). 1. E. Reinwaldt. Beiträge zur Muriden-Fauna Estlands mit Berücksichtigung der Nachbargebiete. — 2. A. Öpik. Die Inseln Odensholm und Rogö. Ein Beitrag zur Geologie von NW-Estland. — 3. A. Öpik. Beiträge zur Kenntnis der Kukruse-(C₂-)Stufe in Eesti. II. — 4. Th. Lippmaa. Beobachtungen über durch Pilzinfektion verursachte Anthocyaninbildung. — 5. A. Laur. Die Titration des Ammoniumhydrosulfides mit Ferricyankalium. — 6. N. King. Über die rhythmischen Niederschläge von PbJ₂, Ag₂CrO₄ und AgCl im kapillaren Raume. — 7. P. N. Kogerman and J. Kranig. Physical constants of some alkyl carbonates. — 8. E. Spohr. Über brunsterzeugende Stoffe im Pflanzenreich. Vorläufige Mitteilung.

A XIII (1928). 1. J. Sarw. Zum Beweis des Vierfarbensatzes. — 2. H. Scupin. Die stratigraphische Stellung der Devonischen in im Südosten Estlands. — 3. H. Perltz. On the parallelism between

the rate of change in electric resistance at fusion and the degree of closeness of packing of meallitic atoms in crystals. — 4. K. Frisch. Zur Frage der Luftdruckperioden. — 5. J. Port. Untersuchungen über die Plasmakoagulation von *Paramaecium caudatum*. — 6. J. Sarw. Direkte Herleitung der Lichtgeschwindigkeitsformeln. — 7. K. Frisch. Zur Frage des Temperaturanstiegens im Winter. — 8. E. Spöhr. Über die Verbreitung einiger bemerkenswerter und schutzbedürftiger Pflanzen im Ostbaltischen Gebiet. — 9. N. Rägo. Beiträge zur Kenntnis des estländischen Dictyonemaschiefers. — 10. C. Schlossmann. Études sur le rôle de la barrière hémato-encéphalique dans la genèse et le traitement des maladies infectieuses. — 11. A. Öpik. Beiträge zur Kenntnis der Kukruse- (C_2 - C_3 -) Stufe in Eesti. III.

A XIV (1929). 1. J. Rives. Über die histopathologischen Veränderungen im Zentralnervensystem bei experimenteller Nebenniereninsuffizienz. — 2. W. Wadi. Kopsutuberkuloosi areng ja kliinilised vormid. (Der Entwicklungsgang und die klinischen Formen der Lungentuberkulose.) — 3. E. Markus. Die Grenzverschiebung des Waldes und des Moores in Alatskivi. — 4. K. Frisch. Zur Frage über die Beziehung zwischen der Getreideernte und einigen meteorologischen Faktoren in Eesti.

A XV (1929). 1. A. Nõmmik. The influence of ground limestone on acid soils and on the availability of nitrogen from several mineral nitrogenous fertilizers. — 2. A. Öpik. Studien über das estnische Unterkambrium (Estonium). I—IV. — 3. J. Nuut. Über die Anzahl der Lösungen der Vierfarbenaufgabe. — 4. J. Nuut. Über die Vierfarbenformel. — 5. J. Nuut. Topologische Grundlagen des Zahlbegriffs. — 6. Th. Lippmaa. Pflanzenökologische Untersuchungen aus Norwegisch- und Finnisch-Lappland unter besonderer Berücksichtigung der Lichtfrage.

A XVI (1930). 1. A. Paris. Über die Hydratation der Terpene des Terpininöls zu Terpinhydrat durch Einwirkung von Mineralsäuren. — 2. A. Laur. Die Anwendung der Umschlagsselektroden bei der potentiometrischen Massanalyse. Die potentiometrische Bestimmung des Kaliums. — 3. A. Paris. Zur Theorie der Strömungsdoppelbrechung. — 4. O. Kuriks. Pisarate toimest silma mikrofloorasse. (Über die Wirkung der Tränen auf die Mikroflora des Auges.) — 5. K. Orviku. Keskevoni põhikihid Eestis. (Die untersten Schichten des Mitteldevons in Eesti.) — 6. J. Kopwille. Über die thermale Zersetzung von estländischem Ölschiefer Kukersit.

A XVII (1930). 1. A. Öpik. Brachiopoda Protremata der estländischen ordovizischen Kukruse-Stufe. — 2. P. W. Thomson. Die regionale Entwicklungsgeschichte der Wälder Estlands.

A XVIII (1930). 1. G. Vilberg. Erneuerung der Loodvegetation durch Keimlinge in Ost-Harrien (Estland). — 2. A. Parts. Über die Neutralsalzwirkung auf die Geschwindigkeit der Ionenreaktionen. — 3. Ch. R. Schlossmann. On two strains of yeast-like organisms cultured from diseased human throats. — 4. H. Richter. Die Relation zwischen Form und Funktion und das teleologische Prinzip in den Naturphänomenen. — 5. H. Arro. Die Metalloxyde als photo-

chemische Sensibilatoren beim Bleichen von Methylenblaulösung. — 6. A. Luha. Über Ergebnisse stratigraphischer Untersuchungen im Gebiete der Saaremaa-(Ösel-)Schichten in Eesti (Unterösel und Eurypterusschichten). — 7. K. Frisch. Zur Frage der Zyklonenvertiefung. — 8. E. Markus. Naturkomplexe von Alatskivi.

B I (1921). 1. M. Vasmer. Studien zur albanesischen Wortforschung. I. — 2. A. v. Bulmerincq. Einleitung in das Buch des Propheten Maleachi. 1. — 3. M. Vasmer. Osteuropäische Ortsnamen. — 4. W. Anderson. Der Schwank von Kaiser und Abt bei den Minsker Juden. — 5. J. Bergman. Quaestiunculae Horatianae.

B II (1922). 1. J. Bergman. Aurelius Prudentius Clemens, der grösste christliche Dichter des Altertums. I. — 2. L. Kettunen. Lõunavepsa häälik-ajalugu. I. Konsonandid. (Südweptische Lautgeschichte. I. Konsonantismus.) — 3. W. Wiget. Altgermanische Lautuntersuchungen.

B III (1922). 1. A. v. Bulmerincq. Einleitung in das Buch des Propheten Maleachi. 2. — 2. M. A. Курчинский (M. A. Kurtschinsky). Социальный законъ, случай и свобода. (Das soziale Gesetz, Zufall und Freiheit.) — 3. A. R. Cederberg. Die Erstlinge der estländischen Zeitungsliteratur. — 4. L. Kettunen. Lõunavepsa häälik-ajalugu. II. Vokaalid. (Südweptische Lautgeschichte. II. Vokalismus.) — 5. E. Kieckers. Sprachwissenschaftliche Miscellen. [I.] — 6. A. M. Tallgren. Zur Archäologie Eestis. I.

B IV (1923). 1. E. Kieckers. Sprachwissenschaftliche Miscellen. II. — 2. A. v. Bulmerincq. Einleitung in das Buch des Propheten Maleachi. 3. — 3. W. Anderson. Nordasiatische Flutsagen. — 4. A. M. Tallgren. L'ethnographie préhistorique de la Russie du nord et des États Baltiques du nord. — 5. R. Gutmann. Eine unklare Stelle in der Oxforder Handschrift des Rolandsliedes.

B V (1924). 1. H. Mutschmann. Milton's eyesight and the chronology of his works. — 2. A. Pridik. Mut-em-wija, die Mutter Amenhotep's (Amenophis') III. — 3. A. Pridik. Der Mitregent des Königs Ptolemaios II Philadelphos. — 4. G. Suess. De Graecorum fabulis satyricis. — 5. A. Berendts und K. Grass. Flavius Josephus: Vom jüdischen Kriege, Buch I—IV, nach der slavischen Übersetzung deutsch herausgegeben und mit dem griechischen Text verglichen. I. Teil (S. 1—160). — 6. H. Mutschmann. Studies concerning the origin of „Paradise Lost“.

B VI (1925). 1. A. Saareste. Leksikaalseist vahekordadest eesti murretes. I. Analüüs. (Du sectionnement lexicologique dans les patois estoniens. I. Analyse.) — 2. A. Bjerre. Zur Psychologie des Mordes.

B VII (1926). 1. A. v. Bulmerincq. Einleitung in das Buch des Propheten Maleachi. 4. — 2. W. Anderson. Der Chalfenmünzfund von Kochtel. (Mit Beiträgen von R. Vasmer.) — 3. J. Mägiste. Rosona (Eesti Ingeri) murde pääjooned. (Die Haupt-

züge der Mundart von Rosona). — 4. М. А. Курчинский (M. A. Kurtshinsky). Европейский хаосъ. Экономическія послѣдствія великой войны. (Das europäische Chaos.)

B VIII (1926). 1. A. M. Tallgren. Zur Archäologie Eestis. II. — 2. H. Mutschmann. The secret of John Milton. — 3. L. Kettunen. Untersuchung über die livische Sprache. I. Phonetische Einführung. Sprachproben.

B IX (1926). 1. N. Maim. Parlamentarismist Prantsuse restauratsiooniajal (1814—1830). (Du parlementarisme en France pendant la Restauration.) — 2. S. v. Csekey. Die Quellen des estnischen Verwaltungsrechts. I. Teil (S. 1—102). — 3. A. Berendts und K. Grass. Flavius Josephus: Vom jüdischen Kriege, Buch I—IV, nach der slavischen Übersetzung deutsch herausgegeben und mit dem griechischen Text verglichen. II. Teil (S. 161—288). — 4. G. Suess. De eo quem dicunt inesse Trimalchionis cenae sermone vulgari. — 5. E. Kieckers. Sprachwissenschaftliche Miscellen. III. — 6. C. Vilhelmsen. De ostraco quod Revaliae in museo provinciali servatur.

B X (1927). 1. H. B. Rahamägi. Eesti Evangeeliumi Luteri usu vaba rahvakirik vabas Eestis. (Die evangelisch-lutherische freie Volkskirche im freien Eesti. Anhang: Das Gesetz betreffend die religiösen Gemeinschaften und ihre Verbände.) — 2. E. Kieckers. Sprachwissenschaftliche Miscellen. IV. — 3. A. Berendts und K. Grass. Flavius Josephus: Vom jüdischen Kriege, Buch I—IV, nach der slavischen Übersetzung deutsch herausgegeben und mit dem griechischen Text verglichen. III. Teil (S. 289—416). — 4. W. Schmied-Kowarzik. Die Objektivation des Geistigen. (Der objektive Geist und seine Formen.) — 5. W. Anderson. Novelline popolari sammarinesi. I.

B XI (1927). 1. O. Loorits. Liivi rahva usund. (Der Volksglaube der Liven.) I. — 2. A. Berendts und K. Grass. Flavius Josephus: Vom jüdischen Kriege, Buch I—IV, nach der slavischen Übersetzung deutsch herausgegeben und mit dem griechischen Text verglichen. IV. Teil (S. 417—512). — 3. E. Kieckers. Sprachwissenschaftliche Miscellen. V.

B XII (1928). 1. O. Loorits. Liivi rahva usund. (Der Volksglaube der Liven.) II. — 2. J. Mägiste. *oi*-, *ei*-deminutiivid läänemeresoome keelis. (Die *oi*-, *ei*-Deminutiva der ostseefinnischen Sprachen).

B XIII (1928). 1. G. Suess. Petronii imitatio sermonis plebei qua necessitate coniungatur cum grammatica illius aetatis doctrina. — 2. C. Штейн (S. v. Stein). Пушкин и Гофман. (Puschkin und E. T. A. Hoffmann.) — 3. A. V. Kõrv. Värsimõõt Veske „Eesti rahvalauludes“. (Le mètre des „Chansons populaires estoniennes“ de Veske.)

B XIV (1929). 1. H. Maim (N. Maim). Парламентаризм и суверенное государство. (Der Parlamentarismus und der souveräne Staat.) — 2. S. v. Csekey. Die Quellen des estnischen Verwaltungsrechts. II. Teil (S. 103—134). — 3. E. Virányi. Thalès Bernard, littérateur français, et ses relations avec la poésie populaire estonienne et finnoise.

B XV (1929). 1. A. v. Bulmerincq. Kommentar zum Buche des Propheten Maleachi. 1 (1, 2—11). — 2. W. E. Peters. Benito Mussolini und Leo Tolstoi. Eine Studie über europäische Menschheitstypen. — 3. W. E. Peters. Die stimmanalytische Methode. — 4. W. Freymann. Platons Suchen nach einer Grundlegung aller Philosophie.

B XVI (1929). 1. O. Loorits. Liivi rahva usund. (Der Volksglaube der Liven.) III. — 2. W. Süss. Karl Morgenstern (1770—1852). I. Teil (S. 1—160).

B XVII (1930). 1. A. R. Cederberg. Heinrich Fick. Ein Beitrag zur russischen Geschichte des XVIII. Jahrhunderts. — 2. E. Kieckers. Sprachwissenschaftliche Miscellen. VI. — 3. W. E. Peters. Wilson, Roosevelt, Taft und Harding. Eine Studie über nordamerikanisch-englische Menschheitstypen nach stimmanalytischer Methode. — 4. N. Maim. Parlamentarism ja fašism. (Parliamentarism and fascism.)

C I—III (1929). I 1. Ettelugemiste kava 1921. aasta I poolaastal. — I 2. Ettelugemiste kava 1921. aasta II poolaastal. — I 3. Dante pidu 14. IX. 1921. (Dantefeier 14. IX. 1921.) R. Gutmann. Dante Alighieri. W. Schmied-Kowarzik. Dantes Weltanschauung. — II 1. Ettelugemiste kava 1922. aasta I poolaastal. — II 2. Ettelugemiste kava 1922. aasta II poolaastal. — III 1. Ettelugemiste kava 1923. aasta I poolaastal. — III 2. Ettelugemiste kava 1923. aasta II poolaastal.

C IV—VI (1929). IV 1. Ettelugemiste kava 1924. aasta I poolaastal. — IV 2. Ettelugemiste kava 1924. aasta II poolaastal. — V 1. Ettelugemiste kava 1925. aasta I poolaastal. — V 2. Ettelugemiste kava 1925. aasta II poolaastal. — VI 1. Ettelugemiste kava 1926. aasta I poolaastal. — VI 2. Ettelugemiste kava 1926. aasta II poolaastal.

C VII—IX (1929). VII 1. Ettelugemiste kava 1927. aasta I poolaastal. — VII 2. Ettelugemiste kava 1927. aasta II poolaastal. — VIII 1. Ettelugemiste kava 1928. aasta I poolaastal. — VIII 2. Ettelugemiste kava 1928. aasta II poolaastal. — IX 1. Ettelugemiste kava 1929. aasta I poolaastal. — IX 2. Ettelugemiste kava 1929. aasta II poolaastal. — IX 3. Eesti Vabariigi Tartu Ülikooli isiklik koosseis 1. detsembril 1929.

C X (1929). Eesti Vabariigi Tartu Ülikool 1919—1929.

TARTU ÜLIKOOI TOIMETUSED ilmuvad kolmes seerias:

A: Mathematica, physica, medica. (Matemaatika-loodusteaduskonna, arstiteaduskonna, loomaarstiteaduskonna ja põllumajandusteaduskonna tööd.)

B: Humaniora. (Usuteaduskonna, filosoofiateaduskonna ja õigusteaduskonna tööd.)

C: Annales. (Aastaruanded.)

Ladu: Ülikooli Raamatukogus, Tartus.

LES PUBLICATIONS DE L'UNIVERSITÉ DE TARTU (DORPAT) se font en trois séries:

A: Mathematica, physica, medica. (Mathématiques, sciences naturelles, médecine, sciences vétérinaires, agronomie.)

B: Humaniora. (Théologie, philosophie, philologie, histoire, jurisprudence.)

C: Annales.

Dépôt: La Bibliothèque de l'Université de Tartu, Estonie.
